O. Weise

Unsere

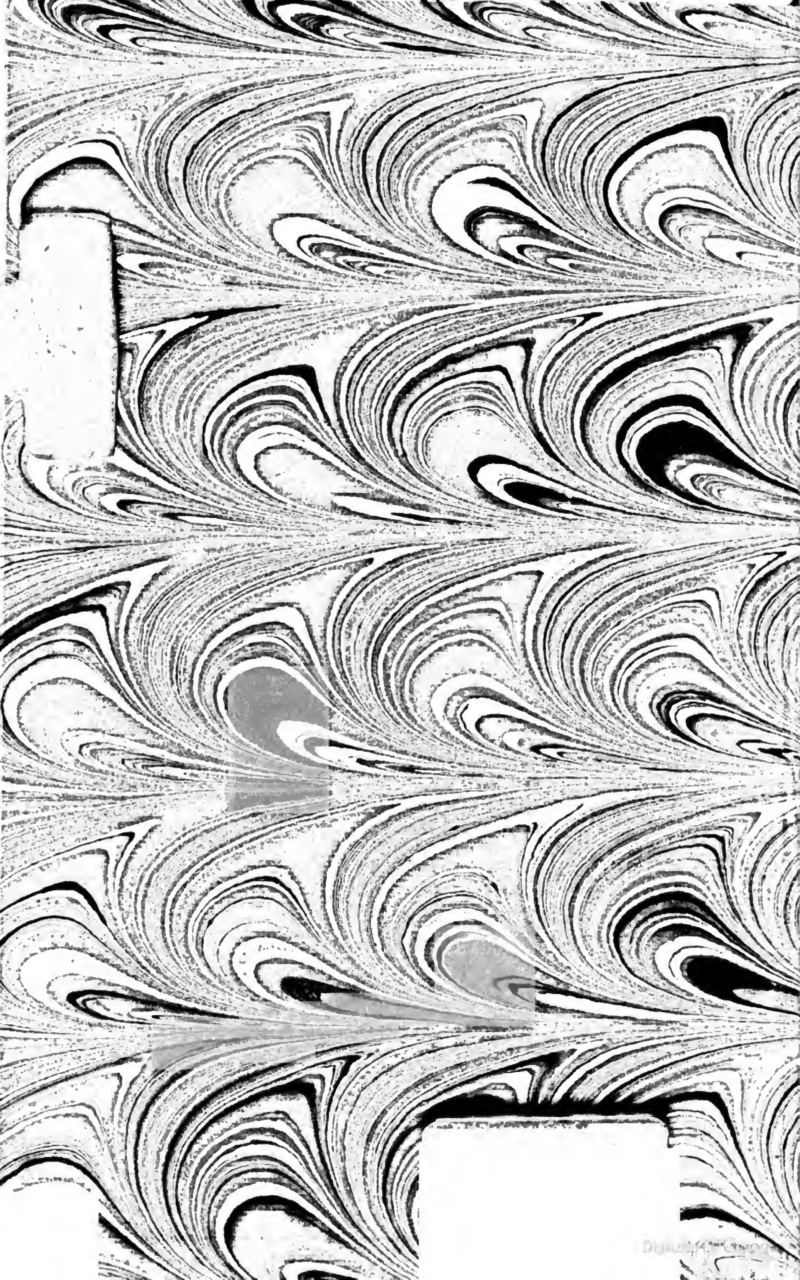
Muttersprache

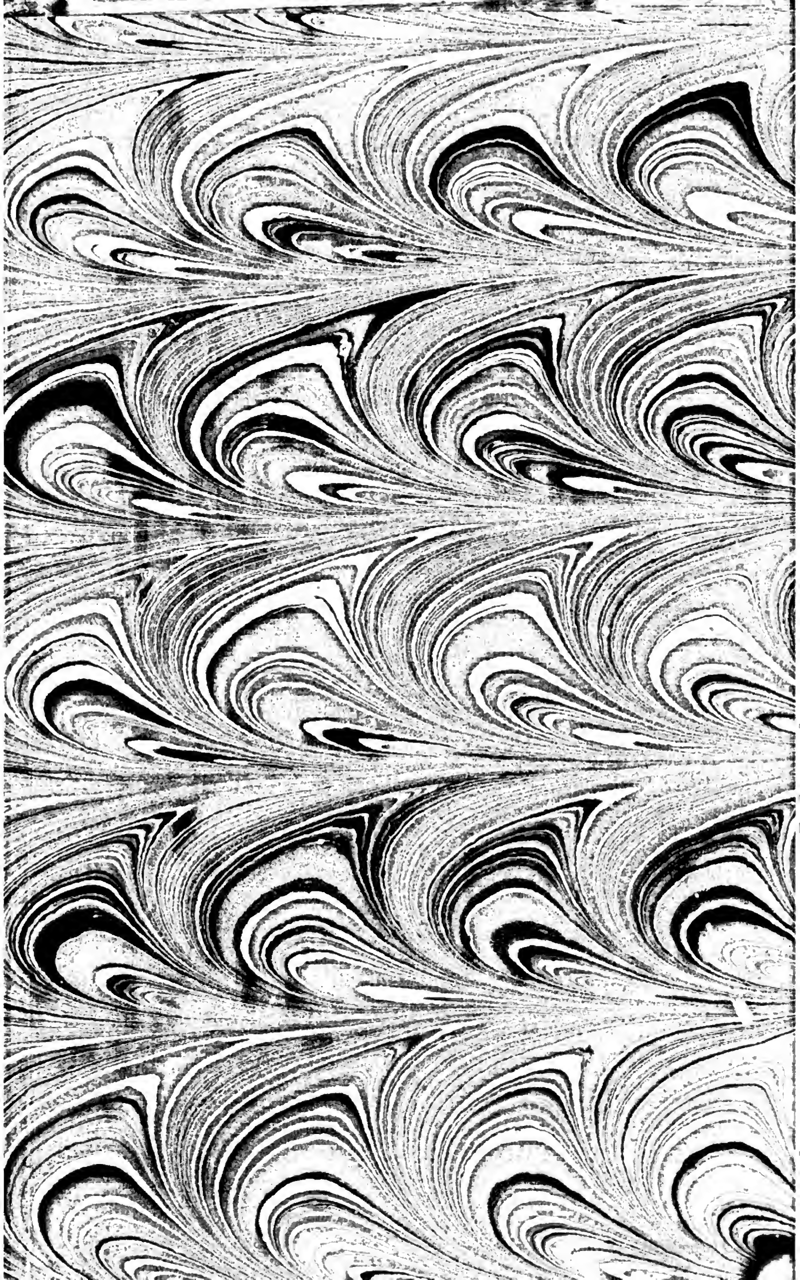






Fünfte Auflage





Unsere Muttersprache

ihr Werden und ihr Wesen

Von

Prof. Dr. O. Weise

Fünfte, verbesserte Auflage

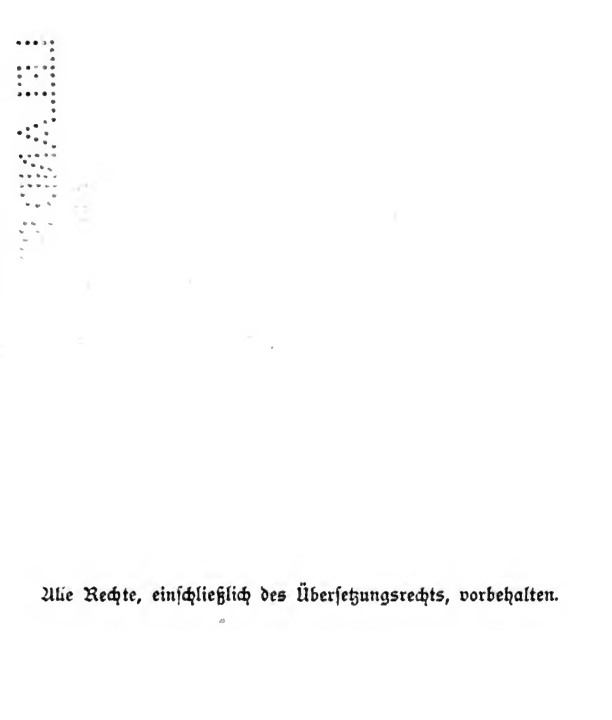
17. bis 20. Tausend



1904

Leipzig und Berlin

Druck und Verlag von B. G. Teubner



Vorwort zur fünften Auflage.

Die vorliegende Schrift, die vom Allgemeinen deutschen Sprachverein mit einer Ehrengabe von 600 Mark ausgezeichnet worden ist, beabsichtigt, unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen auf wissenschaftlicher Grundlage, aber allgemein verständlich und anregend zu behandeln. Sie will vor allem die noch weit verbreitete äußerliche Auffassung vom Wesen der Sprache bekämpfen und über die Ursachen des Sprachlebens namentlich während der neuhochdeutschen Zeit aufklären. Von den einschlägigen Arbeiten Schleichers und Behaghels unterscheidet sie sich hauptsächlich dadurch, daß sie die Sprache mehr im Zusammenhange mit dem Volkstum zu betrachten sucht und die Bedeutung der Wörter nachdrücklicher betont. Wer die Schönheiten der deutschen Sprache noch genauer kennen lernen will, als er es aus vorliegendem Buche vermag, den verweise ich auf mein jüngst erschienenes Werk „Ästhetik der deutschen Sprache“[1]), das nach Form und Inhalt ein Seitenstück zur „Muttersprache“ bildet. Wer aber über die Laut- und Formenlehre, Wortbildung und Wortfügung genauer unterrichtet sein will, wird in meiner „Deutschen Sprach- und Stillehre“[2]) weitere Aufschlüsse erhalten.

Die fünfte Auflage der „Muttersprache“ weicht von ihren Vorgängerinnen in mancher Hinsicht ab. Die Beispiele sind hier und da vermehrt und zuweilen durch passendere ersetzt worden; den Ausdruck wird man überall noch mehr abgerundet, die neueste Literatur durchweg nachgetragen finden. Auch habe ich auf vielseitigen Wunsch im Schlußregister die Wörter (statt wie bisher

[1]) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1903, geb. 2,80 M.

[2]) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1901, geb. 2 M.

nach Paragraphen) nach Seitenzahlen angegeben. So hoffe ich denn, daß das dem Buche bisher entgegengebrachte Wohlwollen ungeschmälert andauern und die Zahl seiner Freunde in gleicher Weise zunehmen werde.

Zum besseren Verständnis der gebrauchten Abkürzungen lasse ich die wichtigsten hier folgen:

idg.:	indogermanisch.	an.:	altnordisch.
ahd.:	althochdeutsch.	engl.:	englisch.
mhd.:	mittelhochdeutsch.	frz.:	französisch.
nhd.:	neuhochdeutsch.	it.:	italienisch.
obd.:	oberdeutsch.	lat.:	lateinisch.
md.:	mitteldeutsch.	m.:	männlich (masculinum).
nd.:	niederdeutsch.	f.:	weiblich (femininum).
as.:	altsächsisch.	n.:	sächlich (neutrum).
ags.:	angelsächsisch.		

ë bezeichnet das dem indogermanischen e entsprechende alte e im Gegensatze zu dem jüngeren, durch Umlaut entstandenen, z entspricht etwa dem nhd. ß; Zeitschr. d. Sprachv. heißt Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins und Beih. d. Sprachv. Beihefte zu dieser Zeitschrift.

Eisenberg, S.-A., im Sommer 1904.

O. Weise.

Inhaltsübersicht.

A. Geschichte der deutschen Sprache. § 1—32.

B. Wesen der neuhochdeutschen Sprache. § 33—180.

1. Deutsche Sprache und deutsche Volksart. § 33—55.

Der möchte ein Stock und so zu reden kein rechter Teutscher sein, der nit auch gern etwas wissen wollte von der alten Sprach seiner Vorfahren und Eltern.

Flacius Illyricus (1571).

A. Einleitung.

Kurzer Überblick über die Geschichte der deutschen Sprache.[1])

1. Die älteste Geschichte der deutschen Sprache ist wie der Ursprung unseres Volkes in tiefes Dunkel gehüllt. Wohl lehrt uns die Wissenschaft, daß die Germanen einst mit den Griechen, Römern und Kelten, Slawen und Litauern, Armeniern, Indern und Iraniern bei benachbarten Wohnsitzen und übereinstimmender Gesittung auch eine gemeinschaftliche Redeweise gehabt haben, ebenso können wir uns noch ein ziemlich klares Bild von ihrem Wortschatz, ihrer Wortbildung und Wortabwandlung machen; aber so wenig wir anzugeben vermögen, wann und unter welchen Umständen sich jener Völkerbund aufgelöst hat, ebensowenig sind wir imstande, den Ursprung unserer Sprache genau zu bestimmen. Erst von der Zeit an, wo das Morgenrot der Geschichte

1) Vgl. J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache 4. Ausg. Leipzig 1880; A. Schleicher, Die deutsche Sprache. 5. Aufl. Stuttgart 1888; W. Scherer, Zur Gesch. d. deutsch. Sprache. 2. Aufl. Berlin 1878; O. Behaghel, Geschichte d. deutsch. Sprache in Pauls Grundriß d. germ. Philol. I, 2. Aufl. S. 650—780; Derselbe, Die deutsche Sprache. 2. Aufl. Leipzig u. Prag 1901; H. Rückert, Geschichte d. nhd. Schriftsprache. Leipzig 1875; L. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart. Leipzig 1900; A. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen älterer u. neuerer Zeit. Heilbronn 1888.

das geheimnisvolle Düster aufhellt, das über dem Lande unserer Urväter lagerte, fällt auch einiges Licht auf die Lautgestalt ihrer Wörter.

2. Mehrere Jahrtausende sind inzwischen dahingegangen. Die einzelnen Völker haben sich voneinander getrennt und über Europa und Südwestasien verbreitet. Die Germanen umwohnen, in mehrere Zweige geschieden, die Gestade der Ostsee. Aber wie siedendes Wasser leicht überwallt, so ist auch die überschäumende Kraft des wanderlustigen Volkes noch nicht zur Ruhe gekommen, so sucht auch seine Sprache bald die Fesseln der altüberlieferten Form zu sprengen. Besonders die Mitlaute werden in durchgreifender Weise umgestaltet: bh, gh, dh gehen in b, g und d über; wo wir diese in den verwandten Sprachen antreffen, finden wir in den germanischen dafür p, k und t, und wo dort die letztgenannten stehen, begegnen wir hier f, h und th.[1])

3. Aber auch die Wortbetonung wird vollständig geändert. In der Ursprache der Indogermanen war es noch erlaubt, den Hauptton auf alle Silben zu legen, im Lateinischen und Griechischen bewegte er sich nur zwischen den drei letzten, konnte jedoch ebensogut auf dem Stamme wie auf der Endung ruhen: trápeza, trapézês, trapezṓn; Róma, Románi, Romanórum. Im Deutschen aber ist dies anders; denn unsere Altvordern haben den Hochton ein für allemal auf die für die Bedeutung wesentlichste Silbe, also in der Regel auf den Wortstamm gelegt: Tát, tâtig, Tâtigkeit, Tâtigkeitstrieb; trûb, Trûbsal, trûbselig, Trübseligkeit.

---

1) Es entsprechen sich daher:

lat. helvus:	gelb;	lat. fores:	engl. door;	lat. fero:	got. baira.
„ gena:	Kinn;	„ duo:	„ two;	„ lubricus:	„ sliupan.
„ cornu:	Horn;	„ tres:	„ three;	„ plenus:	„ fulls.

Die aspirierten Mediä (gehauchten, weichen, stimmhaften Verschlußlaute) der Ursprache gehen also im Germanischen ihres Hauches verlustig, die nicht aspirierten Mediä werden zu Tenues (harten, stimmlosen Verschlußlauten) und diese wieder zu Spiranten (Reibelauten). Lateinisch h und f in helvus, fores und fero entsprechen indogermanischen gh, dh und bh.

4. So war die Selbständigkeit und Eigenart der Sprache unseres Volksstammes entschieden; aber Jahrhunderte währte es noch, bis die beweglichen Germanen feste Wohnsitze gewannen. Denn nicht selten zogen ganze Scharen aus, um in wärmeren und fruchtbareren Gefilden ihrer Kriegslust zu frönen. So schweiften die Cimbern im 2. vorchristlichen Jahrhundert von der Nordsee durch Deutschland, Gallien und Spanien nach der Apenninenhalbinsel, so drängten zu Cäsars Zeit ganze Schwärme von Germanen westwärts über den Mittel- und Unterrhein nach Gallien hinüber, so streiften auch die Goten um 150 n. Chr. Geb. von der Weichselgegend südostwärts an die Mündung der Donau und die Gestade des Schwarzen Meeres, brachen, geschoben durch die Hunnen, ums Jahr 300 von neuem auf und durchzogen fast ganz Europa, um nach kurzem Tatenlenze im Völkergewoge unterzugehen. Doch ihr Name haftet noch an verschiedenen Orten und Landschaften von Gotenburg und Gotland[1]) bis nach Catalonien (= Got-alanien); und von der Schönheit und Kraft ihrer Sprache legt noch jetzt die Bibelübersetzung des westgotischen Bischofs Ulfilas (311—381) ein beredtes Zeugnis ab.

Aber auch andere Völker wurden von der großen Bewegung ergriffen. So schlug die brandende Woge den Stamm der Burgunder von der Ostseeküste (vgl. Bornholm: Burgunderholm) an den Mittelrhein und später an die Saône, die Lombarden von der Unterelbe (vgl. Bardewiek bei Lüneburg = Langobardenort)[2]) an den Po, die Vandalen von der Oder nach Spanien (Andalusien = Vandalusien). Die Alemannen und Bayern ließen sich zwischen Alpen und Donau, die Franken an Rhein und Main, die Thüringer in Mitteldeutschland nieder, Scharen von Angeln, Sachsen und Jüten endlich rückten teils über das Ärmelmeer nach England, teils zogen sie südwärts. Das von den Germanen verlassene Land östlich der Elbe aber

---

1) Dagegen ist Gossensaß am Brenner (1218 Gocensaz) soviel als Sitz des Gozzo ebenso wie Goseck bei Naumburg (881 Gozzesburc) Burg des Götz.

2) Vgl. Brückner, Die Sprache der Langobarden S. 24; L. Schmidt. Zur Geschichte der Langobarden S. 45.

bot nachdrängenden Slawen willkommenen Platz zur Ansiedelung. Nur von den Friesen und Hessen (Chatten)[1]) treffen wir nach der Völkerwanderung ansehnliche Teile in denselben Sitzen an wie zu den Zeiten des Cäsar und Tacitus.

5. Als sich die Wogen der Völkerflut wieder beruhigt hatten, wurde der Lautstand unserer Sprache abermals von Grund aus erschüttert. Hatte die erste Verschiebung, die bereits zu Beginn unserer Zeitrechnung erfolgt war, alle germanischen Sprachen ergriffen, so beschränkte sich die zweite auf ein viel engeres Gebiet. War jene gleichmäßig bei sämtlichen Verschlußlauten durchgedrungen, so wirkte diese nicht bei allen in gleicher Stärke.[2])

Die neue Bewegung nahm vermutlich im 6. Jahrhundert ihren Anfang und pflanzte sich bis zum 8. Jahrhundert fort; zunächst beobachten wir sie auf alemannischem und bayrischem Boden, dann drang sie weiter nordwärts nach Mitteldeutschland hinein, wo der Wellenschlag immer schwächer wurde, bis sich die Gewalt der Wogen an dem starren Felsen niederdeutschen

---

1) Vgl. W. Arnold, Deutsche Urzeit. 2. Aufl. S. 129.

2) Die Störung begann vermutlich bei p, k und t; t wurde in der Regel anlautend zu z, p zu pf und k zu kh verschoben, während sie im In- und Auslaute meist in ſ (ſſ), f (ff) und ch übergingen; f und h blieben unverändert, th wurde zu d; endlich b, g und d sprach man in oberdeutschen Mundarten (alemannisch, bayrisch) vielfach wie p, k und t.

Leicht übersieht man diese Lautwandlungen an folgenden nhd. Beispielen:

1. nhd. Anlaut:	2. nhd. Inlaut:	3. nhd. Auslaut:
engl. deer: Tier	engl. bite: beißen	engl. what: was
„ two: zwei	„ break: brechen	„ yoke: Joch
„ three: drei	„ sleep: schlafen	„ hemp: Hanf.
„ pale: Pfahl	„ hope: hoffen	

Abweichungen von dieser Regel kommen besonders bei Konsonantenverbindungen wie st, sp, tr, ft, ht vor, z. B. got. stains, spinnan, trudan, luftus, mahts: nhd. Stein, spinnen, treten, Luft, Macht, ferner infolge der Einwirkung des Tons (vgl. unten § 103).

Die „gedehnten" Mitlaute tt, pp und kk gehen gewöhnlich in tz, pf und ck über; daher entsprechen sich got. skatts, an. toppr, as. wrekkio und nhd. Schatz, Zopf, Recke.

Wesens brach; denn sorgfältig bewahrten die Sachsen den alten Lautstand vor der andringenden Flut sprachlicher Neuerung und fügten damit zu den schon bestehenden Stammesgrenzen eine bedeutsame Sprachgrenze. Darum steht neben hochdeutschem Waffe und Staffel niederdeutsch Wappen und Stapel, neben Lachen und machen: Laken und makeln, neben Weißenburg und Altenburg: Wittenberg und Oldenburg. Wenn unser Vaterland noch jetzt sprachlich in zwei große Gebiete, ein hochdeutsches und ein niederdeutsches, gespalten erscheint, so ist das besonders ein Werk jener Zeit. Zwar hat sich die Sprachgrenze im Laufe der Zeit hier und da noch etwas zugunsten des Hochdeutschen verschoben, doch ist der Besitzstand beider Teile in der Hauptsache unverändert geblieben: Die Scheidelinie geht über Aachen, Köln, Kassel, Duderstadt, Aschersleben und erreicht bei Barby an der Mündung der Saale in die Elbe die alte deutschslawische Grenze.

6. So sind denn beide Sprachzweige fortan selbständig weiter gewachsen und haben sich unabhängig voneinander fortentwickelt. Daher unterscheiden wir neben Ahd. (etwa bis 1100), Mhd. (etwa bis 1450) und Nhd. (bis zur Gegenwart) auch And. (Altniederdeutsch),[1] Mnd.[2] und Nnd. (Plattdeutsch). Daneben ging in England, wo sich seit der Besitznahme durch die Normannen germanische und romanische Sprache mischten, aus der angelsächsischen Mundart die englische Sprache hervor; in den skandinavischen Ländern dagegen erblühten die Töchter des Altnordischen: Schwedisch, Norwegisch, Isländisch und Dänisch.

7. Unter allen diesen germanischen Schwestern ist neben der englischen wohl die hochdeutsche von der eher entwickelten römischen und romanischen Gesittung am stärksten beeinflußt worden. An Rhein und Donau hatten schon frühzeitig italische

---

1) Dieses zerfällt in Altfriesisch, Altsächsisch und Altniederfränkisch, von denen sich das letztgenannte infolge staatlicher Sonderung als Mittelniederländisch. Holländisch und Vlämisch weitergebildet hat. Aber noch bis ins 16. Jahrh. betrachten sich die Niederländer als Deutsche; daher heißt im Englischen Dutch holländisch.

2) In allen deutschen Küstenländern an der Nordsee und Ostsee von Friesland und Westfalen bis nach Riga.

Kaufleute und Soldaten mit fremden Warenballen auch wertvollere Gaben eingeführt, unwägbare geistige Güter, die dazu beitrugen, daß in jenen Gegenden rascher als anderswo in deutschen Landen eine feinere Bildung des Geistes und Herzens erwuchs. Dort ging daher auch zuerst der Same christlicher Lehre auf, den irische und schottische Mönche glaubenseifrig ausstreuten. Und mit den Klöstern, die diese Sendboten anlegten, hielt die Wissenschaft und die Dichtkunst ihren Einzug in Deutschland. Wohl ist uns manches Schriftstück jener Zeit verloren gegangen, aber aus den erhaltenen läßt sich mit Sicherheit erschließen, daß fast nur in der Stille der Klosterzellen geforscht und geschrieben wurde. Die Selbständigkeit war dabei freilich nicht allzugroß. Wie die bedeutendste wissenschaftliche Leistung des westgotischen Stammes eine Bibelübersetzung gewesen war, so lehnten sich auch die frommen Mönche von St. Gallen und Reichenau, Wessobrunn und Weißenburg bei ihrer Schriftstellerei fast durchweg an das Buch der Bücher an und beschränkten sich häufig darauf, in deutsche Form zu bringen oder zu erklären, was die Kirchenväter und andere christliche Vorgänger in lateinischer oder griechischer Zunge geschrieben hatten. Selbst die Evangelienbearbeitung eines Otfried von Weißenburg (um 870) ist als Kunstwerk keine hervorragende Leistung; das Hauptverdienst dieses Mannes liegt darin, daß er zu einer Zeit, wo die lateinische Sprache in der Kirche und in kirchlichen Angelegenheiten unumschränkt herrschte, das verachtete Deutsch durch Verwendung zu dichterischem Schaffen im Ansehen hob.[1])

8. Da dem Ahd. noch viele Ausdrücke für abgezogene, namentlich christliche Begriffe fehlten, so waren die fleißigen Mönche, wie Notker Labeo, Williram u. a., eifrig darauf bedacht, diesem Mangel abzuhelfen. Wenn man, wie in vielen Fällen geschah, die lateinischen Wörter nicht einfach entlehnte, so übersetzte man sie entweder möglichst getreu oder verlieh die fehlende Bedeutung heimischen Ausdrücken, die man damit oft

---

1) Zu beachten ist ferner, daß er zuerst in einem größeren Werke den Endreim an Stelle des Stabreims verwendet und auch sonst durch sein Evangelienbuch fördernd auf die Mutterspache einwirkt.

aus dem Bereiche des Sinnlichen in das sittliche oder geistige Gebiet emporhob. Den christlichen Begriffen Ge-wissen (conscientia), Ge-vatter (com-pater), Mittler (mediator), Beichte (ahd. bi-jiht, con-fessio), auferstehen (resurgere), barmherzig (ahd. armhërzi, lat. misericors), sieht man ebenso deutlich den lateinischen[1]) Ursprung an wie den wissenschaftlichen Fachausdrücken teilnëmunga, furisezida u. a., mit denen der St. Gallener Mönch Ruodpert Ersatz für Partizip, Präposition usw. zu schaffen beabsichtigte.[2]) Freier verfuhr man bei den Ausdrücken paganus, apostolus und prophetia, die man in Heide (auf der Heide, d. h. auf dem Lande lebend), Jünger und Weissagung umsetzte, und bei pascha, dies natalis, gehenna, die man durch die altheidnischen Bezeichnungen Ostern (nach der germanischen Frühlingsgöttin Ostara), Weihnachten (heilige Nächte der Wintersonnenwende) und Hölle (d. h. bergende) wiedergab. Von deutschen Wörtern wurden ferner für christliche Zwecke zugestutzt und mit tiefsittlichem Gehalte erfüllt Glaube, Gnade, Buße, Heil, Sünde, Schuld, Reue, Taufe, Liebe, Schöpfer, Heiland u. a., dagegen entlehnte man die Namen für kirchliche Ämter, Gerätschaften und Gebräuche, wie Mönch und Abt, Orgel und Kreuz, Segen und Messe[3]) einfach aus dem Latein und gestaltete sie nach deutschen Sprachgesetzen um. In geringerem Maße ist das Satzgefüge damals von außen beeinflußt worden. Es war einfach und konnte nur ungelenk werden, wenn es in die Zwangsjacke lateinischer Perioden gesteckt wurde. Wohl klagt Otfried in der Vorrede zu seinem Evangelienbuche, die barbarische deutsche

---

1) Damals sind auch die Namen der Wochentage aus den entsprechenden lateinischen übersetzt worden, z. B. Montag aus dies lunae, frz. lundi, Freitag (Tag der Freia) aus dies Veneris, frz. vendredi. Über ihre Wanderung von Mesopotamien bis nach Deutschland vgl. Kluges Zeitschr. f. deutsche Wortforschung I (1900), S. 150—193 und Th. Matthias in Lyons Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XV, S. 617 ff.

2) Vgl. Joh. Müller, Quellenschriften und Gesch. d. deutschsprachl. Unterr. bis z. Mitte des 16. Jahrh. Gotha 1882. S. 1.

3) von monachus, abbas (-tem), organum (-a), crux (-cem), signum, missa. Vgl. A. v. Raumer, Die Einwirkung des Christentums auf die nhd. Sprache. Stuttgart 1845.

Sprache sei rauh und wild und des regelnden Zügels der grammatischen Kunst ungewohnt, aber einen Vorzug hatte doch das Deutsche damals vor dem „geglätteten Latein" (latinitatis planities): es war getragen von sinnlicher Kraft und lebendiger Anschaulichkeit. Die Wörter zeigten noch deutlich das Gepräge, das sie in der Münzstätte erhalten hatten.

9. Auch besaß die ahd. Sprache infolge der Fülle und des Farbenreichtums ihrer Selbstlaute noch bedeutend größeren Wohlklang als ihre Nachfolgerinnen, die mhd. und nhd. Daher konnte sich V. v. Scheffel über sie äußern, es wehe uns daraus an wie ein Hauch würziger Bergluft und echter, ehrwürdiger Poesie, die von keinem Spatzengezwitscher und von keinem Rabengekrächze durchschnarrt sei (Ekkehard). Zum Glück geben uns über die Form des Ahd. noch verschiedene altertümliche Sprachreste Auskunft, die ihr Dasein bis jetzt gefristet haben. Wie der Bernstein, der an der samländischen Küste ausgebaggert wird, Zeugnis davon ablegt, daß einstmals harzreiche Nadelwälder den kahlen Seestrand umsäumt haben, so sind auch diese Trümmer alter Wortformen untrügliche Zeugen einer längst entschwundenen Herrlichkeit. Durch ihre Abschließung den zerstörenden Einflüssen der Zeit entrückt, haben beide das glanzvolle Äußere bewahrt, womit sie noch immer das Auge des Forschers erfreuen. Und zwar treten uns jetzt in ahd. Lautform zunächst Eigennamen entgegen, die man von jeher gleich Urkunden als unantastbares Gut betrachtete, ferner Zusammensetzungen, die durch ihr festes Gefüge manches Wortgebilde vor dem Untergange retteten, endlich Fachausdrücke, die in engeren Kreisen von Geschlecht zu Geschlecht weiter fortgepflanzt den Stürmen von Jahrtausenden Trotz boten. Bei Widukind (Waldkind) und Dagobert (der wie der Tag Glänzende), Langobarden (mit langen Barten Bewaffnete) und Markomannen (Markmänner) zeigt die Wortfuge der Zusammensetzung noch die Spuren alter Stammauslaute; in den Namen Emma, Berta, Gisela, Hilda, Hansa (die Schar, dann die Kaufmannsgilde)[1])

---

1) ahd. hansa, mhd. hanse, aber jetzt wieder in ahd. Form.

schauen wir alte weibliche a-Stämme; Otto, Hugo, Kuno, Bruno, Arno[1]) bieten Beispiele für den ahd. Verfall der schwachen Biegung. In Nachtigall (Sängerin der Nacht) und Bräutigam (Mann der Braut) erkennen wir noch den alten Wesfall der Einheit[2]), in ihro (iro) und dero (dëro) den der Mehrheit. Auch Vor- und Nachsilben enthalten bisweilen noch die ursprünglichen farbigeren Selbstlaute. Neben den unbetonten Formen er- (erteilen, erlauben) und ent- (entgegnen) haben sich unter dem Einflusse des Hochtons ur- und ant- in Urteil, Urlaub, Antwort, Antlitz u. a. erhalten; die Endungen -and und -und in Heiland (der Heilende), Weigand, Wiegand (der Kämpfende) und Leumund (ahd. hliumunt) entsprechen nhd. -end in liebend und Jugend; -ist in Obrist zeigt den ahd. Superlativausgang; endlich finden wir in hallo und holla alte Befehlsformen von halôn, holen (also = hol über!).

10. So war die Sprache beschaffen, die bis zum 11. Jahrhundert in ganz Oberdeutschland, im Lande der Alemannen, Bayern und Franken gesprochen wurde, freilich überall mit landschaftlicher Färbung der Laute und Formen. Zu einer über den Mundarten stehenden Norm bei schriftlicher Darstellung kam es damals noch nicht trotz der Macht, die Karls des Großen erhabene Persönlichkeit über alle Länder deutscher Zunge ausübte. Wohl hat sich dieser gewaltige Herrscher um Schrifttum, Grammatik und Wortschatz[3]) seines geliebten Deutsch sehr verdient gemacht, aber er hat es doch nicht vermocht, das Ansehen eines Dialektes so zu heben, daß dieser als Muster für alle deutschen

---

1) Vgl. R. Bechstein, Die Altertümlichkeiten in unserer heutigen Schriftsprache. Rostock 1878. S. 18 f.; E. Walbe, Die Spuren älterer Sprachstufen im Nhd. Weseler Progr. 1896.

2) In jenem Worte ist ahd. galan, tönen enthalten (vgl. nhd. gellen), in diesem ahd. gomo, Mann = homo. Im Mhd. heißen die Formen nahtegal und briutegome, das i ist erst nhd. unter Einfluß des folgenden g wieder hervorgetreten (vgl. Rüdiger und die Eigenschaftswörter auf -ig = mhd. -ec).

3) Er führte z. B. deutsche Monatsnamen (Wintarmanoth, Ostarmanoth, Hornung u. s. f.) ein, ließ die alten deutschen Volkslieder sammeln und begann die Abfassung einer deutschen Grammatik.

Schriftsteller jener Zeit hätte dienen können. Nach seinem Tode aber sank das Schrifttum gleich dem Kaiserreiche auch wieder von der errungenen Höhe herab.

11. Ende des 12. Jahrhunderts ging die führende Stellung im Bereiche der Dichtkunst von den Geistlichen an die Laien, aus den Händen der Mönche in die der Ritter über. Durch die Kreuzzüge war der Ritterstand rasch zu hoher Blüte gelangt; die Anregungen, die man in den durchwanderten fremden Gegenden, namentlich in dem gepriesenen Wunderlande des Ostens fand, gaben dem Geiste neue Nahrung und der Einbildungskraft mächtige Schwingen. Unwillkürlich fühlte man sich veranlaßt, Abenteuer, wie man sie auf der Kreuzfahrt erlebt hatte, poetisch zu gestalten und dem Schreiber in die Feder zu 'diktieren'[1]). Oft freilich schöpfte man den Inhalt der Heldengesänge aus fremder Quelle, namentlich aus der Literatur des südlichen (Provence) und nördlichen Frankreichs, wo die Troubadours und Trouveres Abenteuer 'erfanden' (trouver) und aufzeichneten. Übermittelt wurde uns diese neue Kunst auf mehreren Wegen[2]), hauptsächlich aber durch die Niederlande. Der Niederfranke Heinrich von Veldeke brach ihr in Deutschland Bahn, und der Schwabe Hartmann von Aue war sein gelehriger Schüler; bald wetteiferte der mainfränkische und bayrisch-österreichische Adel mit dem mittelrheinischen und schwäbischen in der Kunst des Helden- und Minnegesangs; bei Ansbach stand die Wiege Wolframs von Eschenbach, im südlichen Oberdeutschland die Walters von der Vogelweide und in Österreich sind Nibelungenlied und Gudrun in ihre letzte Gestalt gebracht worden. Mit diesen Dichtern und Dichtungen erreicht das poetische Schaffen der mhd. Zeit seinen Höhepunkt.

12. Dahingestellt muß bleiben, ob es jetzt auch schon zu einer schriftsprachlichen Einigung kam[3]), d. h. zu einer

---

1) Von dictare stammt das deutsche Wort dichten.

2) Vgl. Lamprecht, Deutsche Geschichte, III, 2. Aufl., S. 188 f.

3) Vgl. H. Paul, Gab es eine mhd. Schriftsprache? Freiburg 1873; O. Behaghel, Zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache. Basel 1886;

Richtschnur, die gleichmäßig vom Hofe der Staufer wie von den oberdeutschen Dichtern befolgt wurde, ja, sogar da und dort in niederdeutschen Ländern beim 'Singen und Sagen' Verwendung fand. Gelehrte wie Lachmann, J. Grimm, Haupt, Müllenhoff, Behaghel u. a. nehmen es an und betrachten meist die alemannische Mundart als Grundlage, andere, wie Hermann Paul[1]), bestreiten es, geben jedoch zu, daß 'wechselseitige sprachliche Beeinflussungen zwischen Dichtern, die einem verschiedenem Gebiete angehörten, stattgefunden hätten, ja, daß solche auf dem Gebiete des Wortschatzes und der Syntax zweifellos seien'. Zu beachten ist auf alle Fälle, daß gewisse mundartliche Formen geflissentlich im Reime gemieden werden.

13. Diese mhd. Dichtersprache hatte nun ihre großen Vorzüge. Wie der Edelstein erst, wenn er geschliffen und gefaßt wird, seinen vollen Glanz entfaltet, so ist auch der deutsche Stil erst unter den Händen der Ritter zu voller Schönheit gediehen und sticht von der schwerfälligeren Art der früheren Jahrhunderte so stark ab wie das Wesen der geschmeidigen Höflinge von dem der behäbigen Mönche. Aber während so die Sprache an Beweglichkeit und Gewandtheit des Ausdrucks gewonnen hatte, war ihr ein gut Teil der sinnlichen Kraft und Klangfülle verloren gegangen.

Durch die Einwirkung eines folgenden i hatte sich nämlich vorhergehendes hochtoniges a, o und u nach und nach ganz verändert. Diese Erscheinung, die man als **Umlaut** bezeichnet, breitete sich seit dem Beginn des 5. Jahrhunderts von Norden her aus. Die altnordischen und angelsächsischen Denkmäler der ältesten Zeit zeigen sie schon in vollem Umfange, die altsächsischen in beschränktem Maße, ebenso die althochdeutschen. Hier

---

S. Singer, Die mhd. Schriftsprache, Mitteil. d. Gesellsch. f. deutsche Spr. in Zürich, Heft V. Zürich 1900. Singer steht mit seiner Ansicht in der Mitte zwischen Lachmann, der eine alemannische Hofsprache annahm, und Paul, der behauptet, daß die einzelnen Dichter in der Hauptsache an ihre Mundart gebunden seien.

1) Mhd. Gramm. 4. Aufl. Halle 1894. § 4.

erscheint der Umlaut um das Jahr 750 bei kurzem a[1]); er greift dann allmählich weiter um sich, tritt jedoch erst im Mhd. völlig hervor. Darin werden a, o und u regelmäßig in e (ä), ö und ü; â, ô, û in ae, oe, iu; ou und uo in öu und üe umgelautet.[2])

14. Wich schon infolge davon das Mhd. wesentlich vom Ahd. ab, so wurde der Unterschied noch größer, als sich auch die tieftonigen Selbstlaute abschwächten. Je entschiedener die Stammsilbe hervorgehoben wurde, um so weniger Kraft blieb für die Ableitungssilben übrig; so schwanden hier die volltönenden Laute völlig oder machten dem farblosen e Platz: an Stelle von ahd. zala, filu und meri treffen wir jetzt zal, vil, mer an; aus haba, boto und sigu wurde habe, bote, sige, aus irdîn, wîwâri, liubôro aber irden, wîwer (Weiher), lieber. Dies geschah allmählich, hier langsamer, dort schneller. Auch die einzelnen Selbstlaute hatten verschiedene Widerstandskraft, z. B. a und o größere als i und u. Besonders fest war das lange ô beim schwachen Zeitwort und bei den Steigerungsformen des Eigenschaftswortes, so daß Formen wie gemanôt (gemahnt), oberôst (oberst) u. a. in den Handschriften mhd. Gedichte ziemlich oft vorkommen.[3]) Aber auch hier drang schließlich das saft- und kraftlose e siegreich durch. Selten haben sich die verkürzte und unverkürzte Form nebeneinander erhalten, wie in also (d. h. ganz so = ahd. alsô) und als (= mhd. alsô, alse, als).

1) Vgl. Braune, Ahd. Gramm. 2. Aufl. Halle 1891. S. 16.

2) Ausnahmen gibt es allerdings auch hier. So verhindern im Oberdeutschen ck, pf und tz den Umlaut. Daher kommt es, daß sich in manchen Wörtern bis jetzt Formen mit u neben solchen mit ü erhalten haben: drücken und drucken, zücken und zucken, rücken und rucken, Rücken und Rucksack, Mücke und Mucke, Brügge und Bruck, Osnabrück und Innsbruck, nützen und nutzen. Auch l oder n + Mitlaut hemmt öfter: daher Gülden und Gulden, Münden und Gmunden, Günther und Gunther.

3) Dies gilt mehr von der volkstümlichen Dichtung und der landschaftlich gefärbten Prosa als von der höfischen Poesie. Übrigens haben manche Endsilben wie -ung, -ing, -sal, -sam, -isch, -lich ihre farbigeren Selbstlaute, wenigstens in der feinern Sprache, bis jetzt behauptet.

15. Aber im Vergleich zu unserer jetzigen Sprache zeigt das Mhd. immerhin noch große Abwechselung und reiche Mannigfaltigkeit. Die weiblichen Hauptwörter, die jetzt in der Einzahl unveränderlich sind, hatten damals mehr Lebenskraft[1]), die Eigennamen konnten abweichend vom gegenwärtigen Brauche oft noch schwach abgewandelt werden (Otte, Otten vgl. Ottendorf), die Adverbien, die jetzt in der Form mit den dazu gehörigen Eigenschaftswörtern zusammenfallen, hatten meist ein anderes Aussehen[2]), endlich die Fürwörter boten zum Teil noch andere Formen: dës, wës, dër, dën = nhd. dessen, wessen, deren, denen, u. a., wie man an dem Sprichwort: Wes Brot ich eß, des Lied ich sing und an Zusammensetzungen wie des-halb und wes-wegen deutlich erkennt.

Was aber dem Mhd. einen ganz besonderen Reiz und großen Vorzug vor dem Nhd. verleiht, das ist die beträchtliche Zahl kurzer Stammsilben, durch die es so beweglich wird und einen so muntern, lebhaften Gang erhält. Selbstlaute in offenen Silben kurz auszusprechen, d. h. nach mhd. Art klă-gen, lĕ-ben, lŏ-ben, Glă-ses, Wĭ-se, Tŭ-gend zu sagen, ist uns jetzt nicht mehr verstattet. Auch Silben, die auf einen Mitlaut ausgehen, sind im Nhd. oft lang geworden, z. B. ihr, wer, viel, Zahl, zahm, lahm, Zahn, Bahn; in manchen Gegenden unseres Vaterlandes wird noch Gläs, Löb (Löp), Bäd (Bät) gesprochen, fast überall aber hört man die kurzen Laute noch in den oft gebrauchten Wörtern an, in, ab, ob, doch, noch, war, es; ebenso in den Zusammensetzungen Vŏr-teil (aber vôr), Hĕr-berge (aber ein Heer bergen), Hĕr-zog (aber Heerführer), Wŏl-lust (aber Wohllaut), Wălküre, Wălhalla (aber Wahlstatt), Schĕl-lack, Schĕllfisch (aber Schâle), Urteil (aber Urkunde), vĭel-leicht (mhd. villîhte, aber vielsagend), Schildkröt neben Schildkröte.[3])

1) Man bildete den Wesfall der Einzahl z. B. von maget noch megede (Mägde, vgl. Mägdesprung im Harz: Sprung der Jungfrau).

2) Eine Nachwirkung davon zeigt sich in den nhd. Spaltformen fest (ahd. festi) und fast (ahd. fasto), schön (ahd. scôni) und schon (ahd. scôno), eng und bang (= be-ang); vgl. auch spat neben spät und lange neben lang.

3) Vgl. auch H. Paul in d. Beiträgen IX, S. 10 ff. u. H. Burg-

16. Mit der wachsenden Macht des Reiches hielt die räumliche Verbreitung der deutschen Sprache etwa gleichen Schritt. In ahd. Zeit hatten Elbe und Saale die östliche Grenze unseres Vaterlandes gebildet; aber schon die sächsischen Kaiser waren darauf bedacht gewesen, die von den Slawen besetzten urdeutschen Gebiete zurückzuerobern. Ihre Nachfolger führten das angefangene Werk erfolgreich fort, tatkräftig unterstützt von wackeren Reichsfürsten, wie Heinrich dem Löwen. Unter dem Schutze der Burgen, die von kühnen Rittern erbaut wurden, bestellten deutsche Ansiedler ihre Grundstücke, während fromme Mönche die christliche Lehre verkündigten. So gewann auch unsere Sprache neuen Boden: in den Ländern an der Ostsee von Mecklenburg bis Kurland, wo sich vorwiegend Sachsen niederließen, sprach man fortan meist niederdeutsch, in den von Bayern aus besiedelten Gebieten Österreichs oberdeutsch, ferner in Meißen, Böhmen und Schlesien[1]), die hauptsächlich aus Thüringen und dem Mainlande Zuzug erhielten, vernahm man nunmehr mitteldeutsche Laute, d. h. eine Sprache, die in mancher Beziehung zwischen jenen beiden in der Mitte stand. So bekam die oben erwähnte Scheidelinie zwischen Nord und Süd eine östliche Fortsetzung, lief von Barby a. d. E. über Wittenberg, Lübben, Guben, Krossen, Züllichau, Meseritz und ging in der Gegend von Birnbaum an der Warthe ins slawische Gebiet über.[2]) Einige Bezirke des Kurfürstentums Sachsen, die nach Ausweis der Urkunden ursprünglich niederdeutsch waren, schlossen sich noch im Laufe der Zeit den hochdeutsch redenden Landesteilen an, so Merseburg um 1340, Halle um 1400, Mansfeld im 15. Jahr-

---

hauser, Die nhd. Dehnung des mhd. kurz. Stammvok. in offener Silbe Progr. Karolinenthal 1895.

1) Auch das Ordensland Preußen erhielt z. T. mitteldeutsche Bevölkerung. König Ottokar von Böhmen und Bischof Bruno von Olmütz gründeten die nach ihnen benannten Städte Königsberg und Braunsberg. Vgl. M. Beheim-Schwarzbach, Die Besiedelung von Ostdeutschland. 1882. S. 50 f.; J. Stuhrmann, Das Mitteldeutsche in Ostpreußen, Progr. des Gymn. in Deutsch-Krone, I, 1895 und II, 1896.

2) Genaueres bei B. Haushalter, Die Grenze zwischen d. hochd. und niederd. Sprachgeb. östl. der Elbe. Halle 1886.

hundert, ja die südlichen Kreise der Provinz Brandenburg sind noch im 16. Jahrhundert für die hochdeutsche Sprache gewonnen worden. Doch wird man sich über diese Verschiebung nicht wundern, wenn man erwägt, daß der Süden durch Schrifttum und sprachschöpferische Begabung geistig, als Sitz des Kaiserhofes aber staatlich das Übergewicht hatte.

17. Bis zu jener Grenzlinie drang auch eine neue Lautbewegung, die während des 12. Jahrhunderts im südöstlichen Deutschland begonnen hatte; sie bestand darin, daß die Laute î, û und iu (langes ü) in ei, au (ou) und eu (öu) auseinandergezogen wurden. Aus mîn, vûl, hiute wurde mein, faul und heute. Im Anfange des 13. Jahrhunderts läßt sich dieses 'sprachliche Naturereignis' fast nur in Niederösterreich beobachten[1]), um 1280 aber ist es ostwärts schon bis zur schwäbischen und fränkischen Grenze, südwärts bis Steiermark bemerkbar, im 14. Jahrhundert in ganz Deutschösterreich, Bayern und Ostfranken. Schlesien wurde noch in demselben Jahrhundert für die Neuerung gewonnen, in Obersachsen dagegen drangen die Doppellaute erst um 1470 umfangreicher durch; in Mainz, Worms und Frankfurt endlich um 1500. Mittlerweile war auch das alemannische Gebiet ergriffen worden, wo besonders die Buchdrucker Augsburgs, Ulms und Straßburgs in Werken, die auf ein größeres Absatzgebiet berechnet waren, die einfachen Laute nicht mehr verwendeten. Nur die Schweiz leistete noch länger Widerstand, und die niederdeutschen, aber auch einige mittel- und oberdeutsche Mundarten haben bis zum heutigen Tage die alte Aussprache beibehalten. So erklärt es sich, daß wir bei manchen Ausdrücken der Schriftsprache je nach ihrer Herkunft die alten oder die neuen Formen finden: den ursprünglichen

1) Die ersten Anfänge lassen sich an der Enns und Mur schon in der 2. Hälfte des 12. Jahrh. nachweisen, für Oberbayern ist der Lautwandel in einzelnen Spuren um 1200 sicher bezeugt. Vgl. Schilling, Die Diphthongierung der Vokale û, iu u. î, Werdauer Progr. 1878; Kluge, Von Luther bis Lessing S. 60 ff.; Brenner, Mundarten u. Schriftsprache in Bayern. Bamberg 1890. S. 28; Wrede, Die Entstehung der nhd. Diphthonge, Zeitschr. f. d. Altert. Bd. 39 S. 257 ff.

Bestand zeigen Dune, Lurlei (vielleicht Lauerfels)[1]), Rhin, den veränderten Daune, lauern und Rhein.[2])

18. Hatte diese Vokalzerdehnung im Südosten ihren Anfang genommen, so trat im Südwesten, auf alemannischem Boden, bald ein anderer Lautwandel hervor. Hier entstand aus sk im 13. Jahrhundert sch (ahd. forskôn: mhd. vorschen, forschen), das sich dann in den Konsonantenverbindungen sm, sn, sl und sw an Stelle des s setzte. Diese Aussprache breitete sich allmählich weiter nordwärts aus, griff auch auf die Lautgruppen sp und st über[3]), machte aber, wie andere Spracherscheinungen, an der Grenze Niederdeutschlands Halt.

So hatten also Nord und Süd vielfach verschiedene Wege eingeschlagen und bildeten schroffe Gegensätze; nur in den Grenzgebieten beider, d. h. auf md. Boden, finden wir weniger scharfe Scheidelinien; hier gleichen sich die Gegensätze aus, da die Sprache bald der hochdeutschen, bald der niederdeutschen näher steht. So folgt Mitteldeutschland bei der Behandlung von s + Mitlaut im Wortbeginn meist jener, im Wortinnern und am Wortende meist dieser, d. h. man sagt Schwan, Schpan, Schtahl, aber Meister und Geist.[4]) Im übrigen stimmen die Mitlaute mehr mit den oberdeutschen überein, nur daß die zweite Lautverschiebung nicht gleichmäßig durchgeführt ist (z. B. wird pp, oft auch p nicht verschoben). Im Bereiche der Selbstlaute aber gewahren wir größere Abweichungen vom Süden; vor allem erhält sich vielfach das Endungs-e (Jude, Gelage u. a.), und hd. ie, uo, üe werden in i, u, ü zusammengezogen (hier: hier, d. h. hîr, vluot, Flut, müede, müde).[5])

---

1) Manche denken an Beziehungen zu Laurin u. a. Sagengestalten.

2) Mehrfach erscheinen Doppelformen, wenn ältere Bezeichnungen künstlich wieder erweckt worden sind, z. B. bei Ur (mhd. ûr) neben Auerochs und bei Rune (vgl. raunen). Am häufigsten sind sie bei Namen wie Gertrud und Gertraud, Wigand und Weigand.

3) A. Diederichs, Über d. Aussprache von sp, st, g und ng. 2. Aufl. Straßburg 1896.

4) Nicht wie jetzt in Schwaben Meischter und Geischt.

5) Weitere Eigentümlichkeiten des md. Sprachgebiets sind folgende: h zwischen Selbstlauten verstummt häufig, z. B. in nhd. Stahl

19. Mitteldeutschland war nun die Heimat Luthers. Er wuchs an der Grenze des niederdeutschen Gebietes auf und lebte in Wittenberg an der Scheide des einst slawischen Ostens. Doch gebrauchte er in seinen Schriften nicht rein mundartliche Formen, sondern schloß sich an die Sprache der kursächsischen Kanzlei an, die ihm zu seiner für ganz Deutschland berechneten Bibelübersetzung am passendsten erschien.[1]) Darüber sagt er in Kap. 69 seiner Tischreden selbst: 'Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigne Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte und Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Kanzlei. Darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog von Sachsen, haben im römischen Reiche die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache zusammengezogen.'

20. Seit man nämlich aufhörte, das Latein fast ausschließlich als Urkundensprache zu verwenden,[2]) hatte sich am Hofe der sächsischen Kurfürsten zu Wittenberg ein Kanzleideutsch herausgebildet, das für den Verkehr mit den übrigen Fürstenhöfen benutzt wurde.[3]) Da sich aber auch diese nach und nach eine

---

= mhd. stahel (mit gesprochenem h), mb wird früher als anderswo zu mm ausgeglichen (zimmern = mhd. zimbern), o (ö) öfter für u (ü) gesetzt (Wonne = mhd. wunne), kurze Selbstlaute in betonten Stammsilben werden verlängert (trägen, Aar = mhd. trägen, är) und umgekehrt lange vor zwei Mitlauten häufiger verkürzt (Kläfter = mhd. klâfter).

1) Schon vor Luther gab es deutsche Bibelübersetzungen; wir kennen etwa 18 vollständige, die von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zur Reformation gedruckt worden sind, teils in hochdeutscher (Mainz, Straßburg, Augsburg) teils in niederdeutscher Sprache (Köln, Lübeck, Halberstadt). Doch gehen sie alle nicht auf den Urtext zurück, sondern auf die lateinische Übertragung (Vulgata).

2) Vgl. M. Vancsa, Das erste Auftreten der deutschen Sprache in den Urkunden, Leipzig 1895 und unten § 60.

3) In ähnlicher Weise geschah dies damals in den Kanzleien der Erzbischöfe von Trier und von Magdeburg.

Urkundensprache geschaffen hatten, so machte sich bald des leichteren Verständnisses halber das Verlangen nach einheitlicher Regelung des Schriftgebrauchs bemerkbar. Dabei erhielt natürlich die Kanzlei des kaiserlichen Hofes wegen ihres größeren Ansehens einen maßgebenden Einfluß.[1]) Diese war seit der Zeit Friedrichs III. (1440—1493) bestrebt gewesen, mundartliche Eigentümlichkeiten möglichst auszuscheiden, und während der Regierung Maximilians I. 1493—1519) so weit gekommen, daß sie alle vom Herrscher ausgehenden Schriften in derselben Form herstellte, gleichviel, in welchem Teile des Reiches er sich aufhielt. Daher fanden die kursächsischen Geheimschreiber, die seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts dem Vorgange des Kaiserhofes folgten, in Fällen schwankenden Sprachgebrauchs dort eine feste Norm, ebenso natürlich auch die der anderen fürstlichen Kanzleien Deutschlands.

21. Prüfen wir nun das Aussehen der Bibelsprache Luthers, die unter dem Einflusse der kursächsischen Kanzlei entstanden war, so erhalten wir etwa folgendes Bild: Oberdeutsch ist darin der Gebrauch von pf und t für altes p und d. Auf mitteldeutschen Ursprung weisen die Beibehaltung des unbetonten Endungs-e und die Zusammenziehung der Doppellaute ie, uo, üe in i, u, ü hin. Auch bei der Wahl und Geschlechtsbestimmung der Wörter und in der Gestaltung der Wortformen steht Luther auf md. Boden. Wenn man freilich glaubt, seine Sprache decke sich mit dem Neuhochdeutschen der Gegenwart, irrt man sehr; manches findet sich daran, was mehr an das Mhd. erinnert. So schreibt er noch e für jetziges ö in Helle, Leffel, zwelf, leschen u. a., ie und i für ü in liegen, triegen, wirdig = lügen, trügen, würdig; -lîn neben -lein (Pünktlîn, Megdlîn, Stündlîn, Gebetlîn); -lich für -ig in adellich, billich, unzellich, e für ä in

---

1) O. Böhme, Zur Gesch. d. sächs. Kanzleispr., Halle 1899, leugnet diesen Einfluß der kaiserlichen Kanzlei auf die kursächsische (vgl. S. 24 ff.). Manche suchen den Ursprung der nhd. Schriftsprache in Nürnberg.

Vgl. auch K. Burdach, Bericht über Forsch. z. Urspr. d. nhd. Schriftspr. u. d. deutsch. Humanismus. Aus d. Abhandl. der preuß. Akad. d. Wiss. Berlin 1903. 62 S.

Veter, Hende, teglich, allmechtig = Väter, Hände, täglich, allmächtig, ferner rauch = rauh, frum = fromm usf. Er bildet die Vergangenheit nach mhd. Art: ich bleib, beiß, greif, reit für ich blieb, biß, griff, ritt; wir schwunden, funden, drungen, hulfen für schwanden, fanden, drangen, halfen; stund und hub = stand und hob; weiste und preiste = wies und pries; worden, kommen, geben, funden, bracht = geworden, gekommen usf.; ebenso sagt er noch häufig zeuch, kreucht, fleucht = zieh, kriecht, fliegt. Angel, Heirat, Lust, Sitte verwendet er als männliche, Bekenntnis, Ärgernis, Gefängnis u. a. als weibliche Wörter; Garten, Balken u. a. wandelt er immer ab: Garte, Garten, Balke, Balken usf.; schwache Wesfälle der Einheit, wie Gallen, Kirchen, Pforten, Zungen, sind bei ihm häufig, ebenso starke Werfälle der Mehrheit, wie Tugende, Meinunge; bei dem Zahlworte unterscheidet er die drei Geschlechter zween, zwo, zwei und gebraucht Fügungen wie des Wassers trinken, Raums genug, viel Volks, ich kenne des Menschen nicht, nie keinmal. Auch im Wortschatze der Bibel finden wir noch Altertümliches; Fr. Jehle zählt im 4. Beiheft der Zeitschr. d. Sprachv. über 400 jetzt veraltete Wörter aus Luthers Bibel auf, darunter lecken (mit den Füßen ausschlagen), thüren (wagen), evern (wiederholen), ergern (zur Sünde verführen), hellig (ermüdet)), freidig (kühn), ehrlich (ansehnlich), wacker (wachsam), Reise (Kriegszug), Elend (Ausland) u. a. (Vgl. auch Th. Schaufler in Lyons Zeitschr. XII, S. 517 ff.)[1])

---

1) Unbedeutender war dagegen die Einwirkung, die von den fürstlichen Kanzleien auf die deutschen Druckereien ausgeübt wurde, ja nach und nach machten sich diese ganz von ihren Vorbildern unabhängig und taten es ihnen zuvor in dem Bestreben, den Sprachgebrauch möglichst übereinstimmend zu gestalten; und ihre Bedeutung ist schon aus dem Grunde nicht zu unterschätzen, weil damals die sprachliche Form der Bücher oft vom Buchdrucker bestimmt wurde, dem ganz besonders an einer einheitlichen Regelung des Sprachgebrauchs liegen mußte; denn nur so konnte er auf einen weitern Absatz seiner Bücher zählen. Die wichtigsten Druckorte jener Zeit lagen in Ober- und Mitteldeutschland: in Schwaben (Augsburg), am Oberrhein (Basel, Straßburg), in Franken (Nürnberg), am Mittelrhein (Worms, Mainz,

22. Auch wäre es irrig zu glauben, daß Luthers Sprache gleich von Anfang an fix und fertig gewesen sei. Wie auf religiösem und sittlichem Gebiete sehen wir ihn hier ringen, wachsen und werden, so daß Franke[1]) drei Entwickelungsstufen seiner Schriftsprache annehmen kann: 1516—20, 1521—31 und 1532—46, je nach dem Maße, in dem sich die Beimischung von mhd. und md. Formen vermindert.[2]) Ebenso gestaltete sich

---

Frankfurt) und in Obersachsen (Leipzig, Wittenberg). Bei allen Druckereien dieser Städte läßt sich erkennen, daß sie zunächst mehr vom örtlichen Sprachgebrauch abhängig waren, sich aber dann, besonders seit etwa 1530, mehr und mehr dem Gemeindeutschen näherten. Die Augsburger Drucke kamen in ihren Sprachformen der Kanzlei des Kaiserhofes am nächsten, die mitteldeutschen standen ihr jetzt ferner. Doch erhielten diese mit der Zeit eine immer größere Bedeutung, einmal deshalb, weil die Reichstagsabschiede am Mittelrhein (Mainz) gedruckt wurden und Frankfurt einer der bedeutendsten Mittelpunkte des Buchhandels war, und sodann, weil die protestantischen Schriften, die überall verbreitet wurden, besonders vom Kurfürstentum Sachsen ausgingen.

1) Grundzüge der Schriftsprache Luthers. Görlitz 1888. § 11.

2) Über Luthers Sprache vgl. P. Pietsch, M. Luther u. die nhd. Schriftsprache. Breslau 1883; Fr. Kluge, Von Luther bis Lessing. 4. Aufl. Straßburg 1904; E. Walter, Die Sprache der revidierten Lutherbibel. Bernburg 1885; Joh. Luther, Die Sprache Luthers in d. Septemberbibel. Halle 1887; Göpfert, Die Sprache Luthers im kleinen Katechismus, Lyons Zeitschr. II, S. 488 ff.; Burdach, Die Einigung d. nhd. Schriftsprache. Halle 1883 (Habilitationsschrift); R. Hildebrand, Der Anteil Kursachsens an d. Ausbildung d. nhd. Schriftsprache, Gesammelte Aufsätze. Leipzig 1890. S. 315—35; E. Wülcker, Die Entstehung d. kursächs. Kanzleisprache, Zeitschr. d. Vereins f. Thür. Geschichte IX, S. 349 ff.; Derselbe, Luthers Stellung z. kursächs. Kanzleisprache, Germania 28, S. 105 ff.; O. Böhme, Zur Gesch. der sächs. Kanzleispr. von ihren Anfängen bis Luther. Halle 1899; P. Böhmer, Luthers Bibelübersetzung u. das heutige Deutsch. Danzig 1898; R. Kuhn, D. Verhältnis d. Dezemberbibel z. Septemberbibel. Greifswald. Diss. 1901; B. Lindmeyr, Der Wortschatz in Luthers, Emsers u. Ecks Übers. d. neuen Testam. Münchener Diss. 1901; H. Byland, Der Wortschatz des Züricher alten Testam. von 1525 u. 1531 verglichen mit d. Wortschatz Luthers. Baseler Diss. 1903. Im übrigen sind für die Beurteilung d. nhd. Schriftsprache noch wichtig: Fr. Kluge, Über die Entstehung unserer Schriftsprache, Beiheft d. Sprachv. VI, S. 1 ff.; W. Scheel, Bei-

Luther allmählich seinen Stil, der ganz die urwüchsige, kernige Persönlichkeit des gewaltigen Mannes widerspiegelt und sehr dazu beigetragen hat, sein Bibelwerk volkstümlich zu machen: so anschaulich und deutlich, so lebendig und packend, so einfach und wahr konnte eben nur Luther schreiben. Scheute er sich doch nicht, die Werkstätten der Handwerker aufzusuchen und die Rede des gemeinen Mannes auf der Straße zu belauschen, um die Worte recht im Sinne und nach der Art des Volkes setzen zu können. Wurde er doch schon dadurch vor Satzungeheuern behütet, daß er „musikalisch fühlte und den Rhythmen der Sprache nicht minder, wie denen der Töne lauschte". Wenn es aber gleichwohl noch mehrerer Jahrhunderte bedurfte, ehe auf dieser Grundlage eine volle Einigung im schriftlichen Gebrauch vom Rhein bis zum Niemen und von der Schlei bis zu den Alpen erzielt wurde, so lag das an besonderen Umständen, die wir nun zu erörtern haben.

23. Zunächst breitete sich die neue Schriftsprache im Norden aus. Daß sie dort eher Wurzel faßte als in den Ländern bayrisch-österreichischer und alemannisch-schwäbischer Zunge, erklärt sich, abgesehen von anderen begünstigenden Umständen, hauptsächlich daraus, daß man die Sprachangelegenheit mit der kirchlichen Frage verquickte. Der lutherische Norden nahm im Anschluß an die Glaubensreinigung und die Bibelübersetzung Luthers dessen Deutsch mit geringerem Widerstreben auf als der katholische Süden, der, von den Jesuiten beeinflußt, darin nur die Mundart des abtrünnigen Ketzers erblickte. Gleichwie die 1582 von Papst Gregor XIII. angeordnete Kalender-

---

träge zur Geschichte der nhd. Gemeinsprache in Köln, Marburger Dissert. 1892; R. Brandstetter, Rezeption der nhd. Schriftspr. in Luzern 1600—1830. Einsiedeln 1891. A. Geßler, Entwickelung der nhd. Schriftsprache in Basel. Baseler Dissert. 1888; Fr. Scholz, Geschichte der deutschen Schriftsprache in Augsburg. Berliner Dissert. 1895; Fr. Hülße, Das Zurücktreten der niederd. Spr. in d. Stadt Magdeburg. Magdeb. Geschichtsblätter XIII, S. 150 ff.; B. Arndt, Der Übergang v. Mhd. z. Nhd. in d. Sprache d. Breslauer Kanzlei 1898; W. Beese, die nhd. Schriftspr. in Hamburg während d. 16. und 17. Jahrh. Realschulprogr. v. Kiel 1902.

verbesserung in den katholischen Ländern Italien, Spanien, Portugal und Frankreich sogleich durchdrang und in den katholischen Teilen Deutschlands bald darauf Eingang fand, von den evangelischen Ständen unseres Vaterlandes aber erst 1700[1]) eingeführt wurde, so entschloß sich im entgegengesetzten Falle der katholische Süden auch nur schwer und spät zur endgültigen Annahme einer Schriftsprache, die unter Luthers Namen ging. Dazu kam, daß im Gottesdienste und auch sonst in der katholischen Kirche immer noch das Latein eine hervorragende Rolle spielte, während man in den evangelischen Ländern deutsch zur Gemeinde redete.[2]) Endlich übernahm jetzt Mittel- und Norddeutschland die Führerschaft auf dem Gebiete des Schrifttums, die niederdeutschen Schriftsteller aber bedienten sich bei der Abfassung und Drucklegung ihrer Werke um so lieber der nhd. Schriftsprache, als ihnen dadurch eine größere Verbreitung in Deutschland ermöglicht wurde.

24. Naturgemäß trat dieser Umschwung auch in Niederdeutschland ganz allmählich ein, zunächst im Kreise der Beamten und Geschäftsleute, erst nach und nach im Bereiche der Familien und des geselligen Verkehrs; am schnellsten vollzog er sich im östlichen Kolonialgebiete. Von den Elbstädten Magdeburg und Hamburg liegen uns die ältesten Zeugnisse vor. Schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts schreibt der Magdeburger Ratsherr Torquatus seinen Lebenslauf in einer aus Meißnisch und Niederdeutsch gemischten Sprache, die man als Messingisch[3]) bezeichnet, und der Hamburger Geschichtschreiber Crantz gibt uns aus der nämlichen Zeit die Nachricht: 'Es heben itzt auch die unsrigen an, sich zu befleißigen, den öbern ihr Kirren nachzureden.' Ferner führen Magdeburg und Königsberg schon 1524 und 1525 hochdeutsche Kirchenordnungen ein, in den braun-

1) Von England und Schweden erst 1752 und 1753.

2) Oft geschah dies sogar in Lutherscher Sprache. Wurden doch auf Luthers Empfehlung vielfach gerade mitteldeutsche Geistliche in den niederdeutschen Gemeinden als Pfarrer angestellt.

3) Dieses Wort halten die einen für entstellt aus meißnisch, die andern leiten es ab von messen, mischen (also Mischsprache).

schweigisch-lüneburgischen Ländern aber leisten Geistliche und Gemeinden noch 1542 gegen diese Absicht so heftigen Widerstand, daß sich der Landesherr zwei Jahre darauf entschließen muß, die niederdeutsche Sprache beizubehalten. Und wie bei den Kirchenordnungen, so erweisen sich auch sonst die sächsischen Länder als die Hochburgen des Niederdeutschen. In der Königsberger Kanzlei werden bereits seit 1530 hochdeutsche Urkunden ausgestellt, in Pommern seit 1541, in Mecklenburg, wo die letzte niederdeutsche 1548 nachweisbar ist, um dieselbe Zeit; in den Kanzleien von Braunschweig, Osnabrück und Westfalen dagegen erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ähnlich verhält es sich mit der Sprache der Predigt und der Bibel. Seit 1603 wird das Wort Gottes in Hamburg von der Kanzel hochdeutsch verkündigt, und fast dreißig Jahre später beginnt man damit erst in Göttingen. In Stettin wird die Bibel zum letzten Male 1604 in niederdeutscher Sprache gedruckt, in Lübeck 1615, in Hamburg 1620, endlich in Goslar 1621.[1])

25. Langsamer als der Norden schließt sich der Süden dieser Bewegung an. In Basel wird die Drucksprache um 1520, in Bern um 1560 gemeindeutsch; in den zu Zürich gedruckten Bibeln finden seit 1530 die Lutherschen Selbstlaute nach und nach Eingang; auch schreibt Zwingli, abweichend von der Aussprache seines Landes, krank und Kind für chrank und Chind,

---

1) Kluge, Von Luther bis Lessing S. 97; Socin a. a. O. S. 221 ff.; E. Schröder, Göttingische gelehrte Anzeigen 1888 S. 278 ff. — In Köln, wo der Rat mehr Beziehungen zu Niederdeutschland, der Erzbischof aber zu Oberdeutschland hatte, zeigt sich die mundartfreie Gemeinsprache eher in den Urkunden der kirchlichen (1544) als in denen der städtischen Behörden (1578). In Braunschweig war das Stadtrecht (1532), die Brauerordnung (1544), die Marktmeisterordnung (1549), die Feuerordnung (1550), die Wächterordnung (1563) niederdeutsch abgefaßt, die Prozeßordnung des Obergerichts (1553), die Ordnung der Prädikantenwahl (1571), die Hochzeitsordnung (1573) und die später erschienenen Ratsordnungen hochdeutsch. In den Kanzleien Hamburgs, die der äußeren Politik dienen, ist der ganze Briefwechsel seit 1550 hochdeutsch, aber diese Kanzleisprache hat keinen Einfluß auf die übrigen Verkehrsformen der Stadt; hier tritt ein Umschwung erst durch die literarischen Beziehungen und den Buchdruck hervor.

springen und Geist für schpringen und Geischt; aber im übrigen Schrifttum hält sich der alemannische Lautstand bis zum letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, ja in volkstümlichen Werken noch länger. Allmählich dringt die Neuerung auch in die Kanzleien: die Baseler gewährt ihr um 1580[1]), die Schaffhäuser etwa 1600 Eingang, Bern folgt in der ersten, Zürich in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach. Und wie hier, so macht auch im Bereiche der Grammatik Basel den Anfang und Zürich den Schluß: der Baseler Notar Sattler zieht schon 1607 in seiner Teutschen Orthographey gegen den schriftlichen Gebrauch der heimischen Mundart zu Felde, während der Züricher Grammatiker Jakob Redinger noch 1656 für sein geliebtes Züricher Deutsch eine Lanze bricht. Ist nun auch damals die Mehrzahl der Gebildeten in der deutschen Schweiz für die neue Schriftsprache gewonnen, so zeigt doch ein Erlaß des Berner Rats an die Geistlichen aus dem Jahre 1671: 'Man solle sich beim Predigen eines ungewöhnlichen neuen Deutsch enthalten, als welches den Verständigen nur ärgern und das gemeine Volk in ihrem Christentume nicht unterweisen tue', daß die große Masse erst später — gegen Ende des Jahrhunderts — für das Neue erwärmt wird. So zäh wie die Schweizer in der Abgeschlossenheit ihrer Berge und bei der staatlichen Trennung von dem übrigen Deutschland an alten Sitten und Gebräuchen festhielten, suchten sie auch im schriftlichen Verkehr die heimische Mundart zu behaupten.

26. Und wenn das in protestantischen Gebieten möglich war, was konnte man da erst von den Luther feindlichen Katholiken Süddeutschlands erwarten?[2]) Bestrebt, die verlorenen Gebiete ihrer Kirche zurückzugewinnen, waren sie nicht willens, die Wirkung von Luthers Auftreten abzuwarten, sondern gingen

1) Vereinzelt zeigen sich in der Baseler Kanzleisprache schon 1533 Einflüsse des gemeinen Deutsch, vgl. A. Geßler a. a. O. S. 43 ff.

2) Vgl. O. Brenner, Mundarten u. Schriftspr. in Bayern S. 52 bis 79: 'Schriftsprache in Bayern' und Fr. Kauffmann, Geschichte der Schriftspr. in Schwaben in seiner Geschichte der schwäb. Mundart S. 277 bis 314.

der neuen Sprache tatkräftig zu Leibe. Die Verbreitung der neuen Bibelübersetzung suchten sie möglichst dadurch zu hemmen, daß sie diese in die Sprache der kaiserlichen Kanzlei umgossen. Luthers Neues Testament, das 1522 erschienen war, arbeitete Hieronymus Emser 1527 für süddeutsche Leser um, und der Gesamtausgabe der Heiligen Schrift, die Luther 1534 veröffentlichte, folgten noch in demselben Jahre die katholische von Dietenberger und 1537 die von Dr. Eck in Ingolstadt.[1]) Doch damit begnügte man sich nicht. Erasmus Wolf, der 1550 die Neubearbeitung der Eckschen Bibel besorgte, warnte im Vorwort geradezu 'vor den glatten Honigworten einer guldenen Zunge'. Und wenn auch die katholischen Gelehrten später nicht umhin konnten, die 1578 erschienene deutsche Grammatik von Joh. Clajus[2]) zu benutzen, so waren sie doch voll Gift und Galle gegen die darin zur Richtschnur erhobene 'Meißner' Sprache, ja sie fanden das kraftvolle Bayerndeutsch eines Joh. Aventinus (Joh. Turmair von Abensberg, † 1534) dem Obersächsischen ebenbürtig. Berthold von Chiemsee, der seine 'Thewtsche Theologey' (1528) ganz bayrisch schrieb, tadelte die Reformatoren, daß sie 'lustigs fürtrags und gezierter wort' redeten. Auch der Augsburger Grammatiker Laurentius Albertus (1573) und andere Gelehrte gaben ihrem Abscheu gegen die sich aufdrängende Neuerung unverhohlen Ausdruck, besonders aber wirkten die Jesuiten und ihre Gesinnungsgenossen mit dem größten Eifer gegen die ketzerische Lehre. In den Schulen dieses Ordens, wo vorzugsweise römischer Geist zu Hause war und die lateinische Sprache gepflegt wurde, durften protestantische Schriften nicht gelesen werden. Wenn man deutsch schrieb, bediente man sich

---

1) Vgl. G. Keferstein, Der Lautstand in den Bibelübersetzungen von Emser u. Eck. Jenaer Dissertation 1888.

2) Grammatica Germanicae linguae. Leipzig 1578. Den ersten Anfang zur grammatischen Behandlung der deutschen Sprache machte Val. Ickelsamer, Luthers Zeitgenosse, mit seiner Schrift über 'Die rechte weis aufs kürzist lesen zu lernen' 1527. Des Laurentius Albertus 'Teutsch Grammatik oder Sprachkunst' erschien 1573; in demselben Jahre Albert Ölingers 'Underricht der Hochteutschen Spraach'.

der landesüblichen Rede. Besonders erbittert waren die Anhänger des Ignatius von Loyola über das 'Luthersche -e', da ihnen Formen wie Glaube und Wölfe statt der heimischen Glaub und Wölf widerwärtig erschienen; Luther selbst hielten sie für den größten Sprachverderber, der je gelebt habe. Noch 1755 trat der badische Benediktinerpater Augustin Dornblüth den Bestrebungen eines Gottsched ungestüm entgegen, und selbst zwei Jahrzehnte darauf zeterten Münchener Jesuiten über die Luthersche Sprache einiger in Bayern eingeführten Lehrbücher. Das war aber das letzte Aufflackern der erlöschenden Flamme. Schon anfangs der sechziger Jahre entschloß sich der an der Freiburger Hochschule tätige Jesuit Weitenauer, eine Verständigung anzubahnen, und legte dar, daß das unglückliche Schluß-e mit dem Glauben nichts zu tun habe. Mit dieser Erkenntnis war der Bann gebrochen. 1768 fand das Luthersche Deutsch in der Jesuitenschule zu Mannheim Eingang und wurde nun durch die bald darauf gegründete Mannheimer 'teutsche Gesellschaft' weiter gefördert; um dieselbe Zeit (1765) geschah der entscheidende Schritt in Bayern: Kurfürst Max Josef verordnete, daß 'an die Excolier- und Auszierung unserer deutschen Muttersprache, welche bisher nicht wenig in hiesigen Gegenden vernachlässigt worden, nach dem Beispiele anderer benachbarten deutschen Staaten ernstlich Hand' angelegt werde, und ließ die in der neuen Schriftsprache bearbeiteten Lehrbücher des Kanonikus Braun einführen. Ähnlich lagen die Dinge in Wien. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war dort nur wenig Neigung dazu vorhanden, bessernde Hand an die Sprache zu legen, und der Plan des Kaiserlichen Rats Heräus (1716), durch eine Sprachakademie dem katholischen Oberdeutschland neben dem politischen auch den sprachlichen Vorrang zu verschaffen, scheiterte an der ablehnenden Haltung des Hofes. Was aber der Sprache Luthers auch hier schließlich den Sieg verschaffte, war der große Aufschwung, den Wissenschaft und Dichtkunst in den evangelischen Ländern nahmen, und der Glanz, der damit auf die nhd. Schriftsprache fiel.

27. Bedeutsam ist zunächst die Tätigkeit der Sprach-

gesellschaften. Nach dem Vorbilde der 1582 gegründeten Accademia de la crusca in Florenz stifteten vaterlandsliebende Männer 1617 zu Weimar die fruchtbringende Gesellschaft; ein Vierteljahrhundert später entstand Zesens deutschgesinnte Genossenschaft in Hamburg und der Orden der Pegnitzschäfer[1]); alle waren mehr oder weniger von dem ernsten Drange erfüllt, die fremden Zutaten zu beseitigen und die Flecken auszumerzen, die der Sprache von der langen Knechtschaft unter dem Joche des Lateins und des Welschen anhafteten. Wenn sie sich nun mitunter auch durch ihren Übereifer lächerlich machten und in der beabsichtigten Richtung verhältnismäßig wenig Gewinn erzielten, wenn auch die von ihnen gewählten Übersetzungen fremder Ausdrücke, wie Zeugemutter für Natur, Reimband für Vers, Tageleuchter für Fenster, teilweise keinen Anklang fanden[2]), so verhalf doch das Beispiel vieler angesehenen Männer, selbst fürstlicher Herkunft, die sich zu einem edlen Zweck verbunden hatten, der deutschen Sprache gegenüber dem Welschtum wieder zu Ehren, dem Neuhochdeutschen gegenüber den Mundarten zu höherem Ansehen. Wurden doch durch die Sprachgesellschaften auch Gelehrte wie Gueintz († 1650) und Schottel († 1676) veranlaßt, das Nhd. grammatisch zu behandeln und Gesetze für die Sprachrichtigkeit aufzustellen.[3]) Und was diese Männer be-

---

1) H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrh. für Reinigung der deutschen Sprache. Göttingen 1888; K. Dissel, Die sprachreinigenden Bestrebungen im 17. Jahrh. Hamburg 1890; H. Wolff, Der Purismus in der deutschen Literatur des 17. Jahrh. Straßburg 1888; K. Prahl, Philipp v. Zesen, ein Beitrag zur Geschichte der Sprachreinigung in Deutschland. Danziger Programm 1890; G. Voigt, Die Dichter der aufrichtigen Tannengesellschaft zu Straßburg. Realschulprogr. von Großlichterfelde 1899.

2) Wolff zählt a. a. O. S. 130 ff. 125 Neubildungen jener Zeit auf, die sich bis jetzt erhalten haben, so Statthalter, Gemeinwesen, Staatswesen, Staatsmann, Beispiel, Lehrsatz, Lustspiel, Tondichter, Verfasser, Dichtkunst, Mundart, Wörterbuch, Zeitwort, Beiwort, Selbstlaut, Mitlaut, Doppelpunkt u. a., darunter 58 von Schottel, 27 von Zesen und 25 von Harsdörffer stammende.

3) Näheres bei Dunger, Wörterbuch der Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter. Leipzig 1882. S. 32 ff.

gonnen hatten, setzten Gottsched, Adelung u. a. fort. Durch sie wurden vor allem verschiedene Ungleichmäßigkeiten in der Rechtschreibung und Abwandlung der Wörter ausgeglichen. So schrieben z. B. Luther und seine Zeitgenossen noch 'ich beiß, wir bissen; ich starb, wir sturben'; um die Mitte des 17. Jahrhunderts dagegen war die Vokalverschiedenheit zwischen Ein- und Mehrzahl fast ganz beseitigt, indem man, entsprechend dem jetzigen Brauche, 'ich biß' und 'wir starben' bildete.

28. Aber außer den Grammatikern machten sich auch andere Gelehrte um die Weiterentwickelung unserer Schriftsprache verdient. Der brave Hamburger Hauptpastor Balthasar Schuppius († 1661) erhob nicht nur gegen die gelehrte Poesie und das Übergewicht des Lateins im Schulwesen seine warnende Stimme, sondern verfaßte auch die eigenen Schriften in einem einfachen und volkstümlichen, von der geschraubten und gekünstelten Art seiner Zeit freien Deutsch; ferner hielt der Leipziger, später hallische Professor Christian Thomasius († 1724) seit 1687 seine öffentlichen Vorlesungen in deutscher Sprache und trat mit Entschiedenheit für den Gebrauch des Deutschen bei wissenschaftlichen Arbeiten[1]) sowie im Unterricht der Gelehrtenschulen ein. Auch der Philosoph Gottfried Wilhelm v. Leibniz († 1716), ein Schüler Schottels, zeigte sich als wahrer Freund unserer Muttersprache und brach ihr durch besondere Schriften Bahn[2]), der hallische Professor Christian Wolff († 1754)

1) Vgl. auch P. Stötzner, Christ. Thomas u. s. Verdienst um d. deutsche Sprache, Zeitschr. d. Sprachv. III, S. 86 ff. und Lyons Zeitschr. IX, S. 571. — Zwar hat Tilemann Heverling schon 1501 zu Rostock den Juvenal in deutscher Sprache erklärt und Theophr. Paracelsus 1526 an der Baseler Hochschule deutsch unterrichtet, doch war ihr Beispiel unbeachtet geblieben; Thomasius aber fand bald Nachahmer. Vgl. Hodermann, Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache an der Wende des 17. Jahrh. Rudolstadt 1891 und Beiheft d. Sprachv. VIII, S. 99 ff.

2) Z. B. 'Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben nebst Vorschlag einer teutsch gesinnten Gesellschaft' und 'Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Aufrichtung eines teutschen Ordens'. Vgl. L. Keller, Leibniz u. die deutsche Sprache, Zeitschr. d. Sprachv. VI, S. 121 f.; Aug. Schmarsow, Leibniz und Schottelius. Straßburg 1877.

aber wurde der Schöpfer einer Kunstsprache[1]) für Begriffe der Weltweisheit (z. B. Vorstellung für Idee). Ihm sind dann die Philosophen Kant, Fichte, Schelling, Hegel u. a. auf dieser Bahn gefolgt. So kam der schon im bilderlosen Gottesdienste der alten Germanen und sodann der lutherischen Kirche hervortretende Hang des deutschen Volkes zu beschaulicher, nachsinnender, grübelnder Geistestätigkeit auch unserer Sprache sehr zustatten, indem er ihr eine hervorragende Fähigkeit zur Darstellung philosophischer Lehren verlieh, ja, sie zur Hauptsprache der Philosophie erhob.

29. Aber auch auf dem Gebiete der Dichtkunst führte das protestantische Deutschland seit dem 16. Jahrhundert den Reigen an. Das evangelische Kirchenlied atmete die ganze Glaubensinnigkeit der Anhänger Luthers, und das frisch aufblühende Volkslied erschloß die Tiefen des deutschen Gemüts; in Nürnberg dichtete Hans Sachs in echt volkstümlicher Weise seine zahlreichen Schwänke, und in Straßburg schrieb der sprachgewaltige Joh. Fischart seine herrlichen Satiren. 'Wie man auf den Schießstätten seiner Zeit zweierlei Waffen gebrauchte, die neue Büchse und die altertümliche Armbrust, so besaß er neben der Schulgelehrsamkeit, wie sie damals betrieben wurde, noch die reiche Kenntnis heimischer Überlieferung. Seinem Deutschtum mußte sich alles andere unterordnen und dienen.'[2]) Ferner entfalteten in Schlesien, dann in Leipzig und Halle Gelehrte eine reiche poetische Tätigkeit. Was diesen Männern an Einbildungskraft abging, suchten sie durch ihren Verstand zu ersetzen. Mag auch mancher jetzt über ihre Verse spötteln, so bleibt ihnen doch das Verdienst, die Schriftsprache in mehrfacher Hinsicht gefördert zu haben. Denn sie beschnitten die wilden Schößlinge und Auswüchse und schufen genaue Vorschriften, wie man künftighin deutsch zu schreiben und zu sprechen habe. Ebenso bahnbrechend,

---

1) P. Pius, Studien z. sprachl. Würdigung Chr. Wolffs. Hallische Dissert. 1903.

2) Uhlands Schriften II, S. 571. Über Fischarts Sprache vgl. K. Müller, Zeitschr. d. Sprachv. VII, S. 132 ff. und F. Galle, Der poetische Stil Fischarts. Dissertat. 1893.

wie Martin Opitz durch sein Büchlein von der deutschen Poeterei (1624) für die gebundene Rede war, wurde Gottsched durch seine deutsche Sprachkunst (1748) für die ungebundene.[1])

Mehr noch verdankte das Neuhochdeutsche den Dichtern des nun beginnenden Zeitalters. Lessing, der alle seine Vorgänger an Schärfe des Urteils und der Geisteskraft überragt, machte die Sprache auch für Bühnenzwecke geschmeidig[2]), und Klopstock fand sie brauchbar für die Ode und den Hexameter.[3]) Jener war vornehmlich in Ciceros Schule gegangen, dieser in die des Horaz. Jener paßte das Deutsche den Redefiguren, dieser den Versmaßen des klassischen Altertums an. Der Ostpreuße Herder setzte beider Werk fort durch seine wissenschaftlichen Arbeiten und die meisterhaften Übersetzungen von Volksliedern aller Länder. Wie sehr es ihm und seiner ganzen Zeit mit dem Streben, die Sprache zu vervollkommnen und künstlerisch zu gestalten, Ernst war, geht aus einer Äußerung im dritten Fragmente zur deutschen Literatur (1767) hervor: 'Unsere Sprache ist in der Zeit der Bildung. Und das Wort Bildung der Sprache ist beinahe als ein Losungswort anzusehen, das heutzutage jedem auf der

---

1) Osthoff, Schriftsprache und Mundart S. 11 sagt: 'Zur glücklichen Stunde, in einem Zeitpunkte, in welchem die letzten noch zusammenhaltenden Fugen des mittelalterlichen Reichsverbands sich zu lockern begannen, . . ward die deutsche Schriftsprache geboren; wiederum zur glücklichen Stunde ward sie befestigt: Opitz lebte etwa gleichzeitig mit den Stürmen des 30jährigen, Gottsched des 7jährigen Kriegs.' Über die Bedeutung der Grammatiker für die schriftsprachliche Einigung vgl. P. Pietsch a. a. O. S. 79 ff.; K. v. Bahder a. a. O. S. 66 ff.; Joh. Müller a. a. O. S. 372 ff. Über den Wert der Wörterbücher in dieser Hinsicht vgl. K. v. Bahder a. a. O. S. 79 ff.; R. v. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie. München 1870. S. 83 f. und Grimm, Deutsches Wörterbuch I, S. XIX f.

2) 'So lange deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand wie Lessing deutsch geschrieben' (Herder 1781).

3) Chr. Würfl, Über Klopstocks poetische Sprache. Braunschweig 1881; Derselbe, Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebr. Klopstocks. Brünner Programme 1883—85; F. Petri, Kritische Beiträge zur Gesch. der Dichtersprache Klopstocks. Greifswald 1894; R. Hamel, Klopstockstudien. Rostock 1880.

Zunge ist, Schriftstellern, Kunstrichtern, Übersetzern, Weltweisen. Jeder will sie auf seine Art bilden.' Nunmehr, nachdem der ordnende, sichtende Verstand des Nordens seine Schuldigkeit getan hatte, blieb es dem nach Sturm und Drang von griechischem Geiste verklärten Schönheitssinne schwäbischer und fränkischer Dichter vorbehalten, den stolzen Bau seiner Vollendung entgegenzuführen: Wieland verlieh der Sprache Anmut und Zierlichkeit[1]), Schiller Schwung und Hoheit, Goethe Klarheit und Natürlichkeit.[2]) Das Erz, das der Mansfelder Bergmannssohn aus tiefem Schachte geschürft hatte, erscheint hier von allen Schlacken befreit, als blinkendes und tönendes Metall. Kernig und markig ist das Deutsche in Goethes Jugendgedichten, weich und einschmeichelnd in den Balladen, zu klassischer Vollendung gediehen in Iphigenie und Tasso.

30. Allerdings konnte sich die Sprache nicht auf der Höhe halten, zu der sie auf den Fittichen so bedeutender Geister emporgehoben worden war. Wie in der Natur Tag und Nacht einander ablösen, so folgte auch auf den glanzvollen Abschnitt deutscher Dichtung, der unter dem Doppelgestirn Goethe und Schiller stand, ein Rückgang. Schon der alternde Goethe hat sprachlich nicht mehr die Schaffenskraft des Jünglings, schon er deutet durch seine auf Pflanzenkunde, Farbenlehre und andere wissenschaftliche Stoffe gerichteten Forschungen das Hauptkennzeichen des folgenden Zeitalters an: das 19. Jahrhundert steht im Dienste der Wissenschaft. Überall ist die Losung ernstes Ringen und Forschen nach Erkenntnis, Eindringen in die geheimnisvollen Tiefen der Wahrheit. Unter den pflegenden Händen bedeutender Männer erblühen Naturwissenschaft, Erd- und Völkerkunde, Geschichte, Weltweisheit, Sprachwissenschaft

---

1) Vgl. F. Thalmayr, Über Wielands Sprache und Stil, Pilsen 1894.

2) F. Dahn: (Es) kam jener königliche Schiller mit edelstolzem Heldengang: Wie einen Kaisermantel prächtig wirft er die Sprache um sich her, bei jedem Schritte rauscht sie mächtig, von Wohllaut und von Fülle schwer. Und mit der Zauberkraft des Schönen, die alle Herzen bannt und zwingt, läßt Goethe goldne Weisen tönen, daß Erd' und Himmel wiederklingt.

und andere Wissenszweige. Um Trost zu suchen in den trüben Zeiten der Erniedrigung unseres Vaterlandes durch den Korsen, wandten die Romantiker ihre Blicke in die deutsche Vergangenheit zurück und hoben damit ungeahnte Schätze deutschen Geisteslebens. Das kam auch der Muttersprache zugute. Sie wurde jetzt sorgfältig durchforscht und zum Gegenstand gründlicher Untersuchungen gemacht. Der Beschäftigung mit ihr widmeten die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm die ganze Lebenszeit. Sie waren es, die ihre geschichtliche Betrachtung anbahnten, sie auch, die nun betonten, daß 'Sprache und Volk eins seien, und daß die Sprachwissenschaft nicht Beherrscherin, sondern nur Ergründerin und Verkünderin des Sprachgeistes sein könne und sein dürfe'.[1]) Doch in zweifacher Hinsicht war der Zeitgeschmack, zumal er sich mehr auf das Denken als auf das Empfinden erstreckte, dem Ausbau unserer Sprache nachteilig: die wissenschaftliche Richtung leistete der Liebe zu Fremdwörtern Vorschub, und die zu starke Hingabe an die Sache führte zur Vernachlässigung des Stils. Noch mehr als die Gelehrten wurden die Romanschriftsteller und Zeitungsschreiber gleichgültig gegen die Reinheit und Schönheit der Muttersprache und taten ihr Möglichstes, sich gegenseitig im Gebrauche von fremden Brocken zu überbieten und prickelnde Begebenheiten in gespreizter, unnatürlicher Sprache darzustellen. Selbst die staatliche Wiedergeburt Deutschlands vermochte dem Unwesen nicht genügend zu steuern, und nur wenige Männer der Feder fühlten sich verpflichtet, von der Unnatur wieder zur Natur zurückzukehren. Um so freudiger hat man daher zu begrüßen, daß neuerdings ein Verein ins Leben gerufen worden ist, der sich das Ziel gesteckt hat, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, gegen den papiernen Stil zu kämpfen: der Allgemeine deutsche Sprachverein.

1) Jetzt entstanden auch Sprachvereine wie die berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache 1815, der Männer wie der Turnvater Jahn als eifrige Mitglieder angehörten, jetzt wurde auch der grammatische Unterricht im Deutschen tiefgründiger betrieben als zu der Zeit, wo Blücher in die Schule gegangen war.

31. Von der richtigen Erkenntnis ausgehend, daß ein großes Volk, welches sich unter schweren äußeren Kämpfen innerlich wiedergefunden hat, nicht damit zufrieden sein dürfe, Münz- und Postwesen, Gesetzgebung und Heerwesen einheitlich zu regeln, sondern auch seine Sprache von allen entstellenden Auswüchsen reinigen und nach Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit streben müsse, sucht er seiner Aufgabe in viel wirksamerer Weise gerecht zu werden, als die wenig lebensfähigen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts.[1]) Beschränkten sich diese auf eine verhältnismäßig geringe Mitgliederzahl, so hat er das Netz seiner Zweigvereine über ganz Deutschland und Deutsch-Österreich ausgedehnt; wirkten sie, abgesehen von dem persönlichen Einflusse der Mitglieder, fast nur durch den Eindruck ihrer meist unbedeutenden Geisteserzeugnisse, so ist er von dem Bewußtsein durchdrungen, daß nur Dichter und Denker ersten Ranges imstande sind, bahnbrechend zu wirken, und richtet, da es gegenwärtig an solchen mangelt, sein Hauptaugenmerk darauf, die Schäden der Sprache bloßzulegen und zu heilen; er tadelt die Verstöße gegen Reinheit und Richtigkeit, wo er sie findet, bei Schriftstellern, in Zeitungen, in Erlassen der Behörden u. a. Aber neben dieser mehr abwehrenden und verbessernden Tätigkeit geht eine belehrende und anspornende einher; denn der Verein sucht durch Aufklärung über streitige Fragen, Herausgabe von Verdeutschungswörterbüchern, Preisaufgaben, Gesuche an die Behörden, Belobung gut geschriebener Bücher und andere Mittel zum Besten der Muttersprache zu wirken. Überall beseelt ihn der ernste Wille, 'das Sprachgewissen zu rühren und das Sprachbewußtsein wachzurufen', eine Gesinnung zu schaffen, aus der eine angemessene Verbesserung unserer Sprachmängel hervorgehen muß. Er beabsichtigt, 'dem Sprachgeiste nicht hinderlich

1) Allerdings darf nicht verkannt werden, daß diese nicht wenig 'durch die unglückliche Gesamtlage des deutschen Lebens und das Darniederliegen des Nationalgefühls in denjenigen Kreisen des Volkes, deren freudige Teilnahme allein der Sache der Sprachreinigung hätte zum Siege verhelfen können', in ihren Erfolgen beeinträchtigt worden sind. Vgl. P. Pietsch in Lyons Zeitschr. IV, S. 174.

zu sein, sondern ihm die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, daß er sich frei entfalten kann'. Da er das Übel an der Wurzel gepackt hat, so wird er es bessern, wenn auch langsam. Denn gerade diejenigen, denen vermöge ihrer geistigen Stellung am meisten daran liegen sollte, das höchste Gut unseres Volkes, seine Sprache, sorgfältig zu hüten, sind vielfach noch in Irrtümern befangen oder zu gleichgültig, um Einkehr in sich zu halten. Aber eine gewaltige Bresche ist schon in das Bollwerk des inneren Feindes geschossen; es wird genommen werden, wenn die mutigen Angreifer den Kampf mit Beharrlichkeit und Ausdauer fortsetzen.

32. Wir sind am Ziel unserer Wanderung. Überschauen wir nochmals die zurückgelegte Strecke, so finden wir als weithin sichtbaren Markstein in der Geschichte unserer Sprache die bedeutende Persönlichkeit Luthers. Wie die Bibel weltumgestaltend und weltbeherrschend, so ist seine Bibelübersetzung sprachumgestaltend und sprachbeherrschend geworden. Er hat die deutsche Sprache wieder deutsch, d. h. volkstümlich gemacht und durch frische Pfropfreiser vom vollen Baume des Volkslebens verjüngt. Ohne sein Bibelbuch wäre uns kein Goethe, kein Schiller erstanden.[1]) Wie die Römer Jahrhunderte lang in den Zwölftafelgesetzen eifrig ihre Sprache studierten und ihre Jugend unterwiesen, so wurde die verdeutschte Bibel Luthers für Jahr-

1) 'Ich für meine Person,' sagt Goethe (Dichtung und Wahrheit VII), 'hatte die Bibel lieb und wert; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine und die andre Art wirksam gewesen.' Goethes Verhältnis zur Bibelsprache behandeln H. Henkel, Goethe und die Bibel Leipzig 1890 und V. Hehn, Goethejahrbuch VIII, S. 187—202 (1887); die Beziehung des Goethischen Faust zur Bibelsprache H. Lahnor, Wolfenbütteler Programm 1894. S. 10 ff. Für Schiller ist zu vergleichen J. Schlurick, Schiller und die Bibel, Jahresbericht des Königl. Gymn. in Leipzig 1895; Fr. Schnedermann in der Festschrift zu R. Hildebrands 70. Geburtstage. Leipzig 1894. S. 190 ff. und Boxberger, Über die Sprache der Bibel in Schillers Räubern, Erfurter Programm 1867; für Lessing Erich Schmidts Lessing II, S. 700; für Wieland A. Biach, Bibl. Sprache in Wielands Oberon. Brüx 1897.

hunderte das Werk, aus dem das deutsche Volk seine geistige Nahrung erhielt, an dem groß und klein seinen Stil bildete. Ein Rechtsbuch war die sprachliche Richtschnur für die verstandesmäßig beanlagten Römer, eine religiöse Schrift für die gemütvollen Deutschen. Aber während das römische Schwert der lateinischen Sprache durch einen großen Teil Europas die Wege ebnete, hat umgekehrt die sprachschöpferische Tätigkeit eines Luther dem Schwerte vorgearbeitet und die staatliche Einigung Deutschlands angebahnt. Je mehr die äußere Macht des Reiches dahinschwand, um so fester wurde das geistige Band, das die Stämme zusammenkettete; je unerfreulicher die staatlichen Zustände unseres Vaterlandes waren, um so mehr suchte man sich an den allen gemeinsamen geistigen Gütern zu erheben und durch die Erinnerung an die großen Vorfahren, durch die Freude an der herrlichen Sprache zu trösten. Was Luther begonnen, wurde durch die siegreichen Feldzüge von 1866 und 1870 vollendet: die deutsche Einheit.

Es prägt des Menschen Art sich aus in seiner Sprache. Menander.

B. Die neuhochdeutsche Sprache.

1. Deutsche Sprache und deutsche Volksart.

33. Unsere Sprache hat sich seit den Zeiten, wo das Hildebrandslied und andre Epen entstanden, gewaltig verändert; aber doch sind die Unterschiede nicht so groß, daß nicht jeder gebildete Deutsche am Gepräge der Wörter in jenen Dichtungen die germanische Eigenart wiedererkennen könnte. Wie Tiere und Pflanzen im Laufe der Zeit durch örtliche und sonstige Einflüsse wohl im einzelnen etwas andre Gestalt annehmen, aber immer den nämlichen Gesamteindruck machen, so verwandelt sich auch die Sprache eines Volkes, mag sie sich schnell oder langsam, mit oder ohne fremde Einflüsse entwickeln, nicht bis zur Unkenntlichkeit. Denn die Grundsätze und Anschauungen, von denen das Tun und Handeln der großen Gemeinschaft allezeit bestimmt wird, durchdringen gleich

1) Vgl. Fr. Stehlich, Die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter, Kasseler Programm 1881; R. M. Meyer, Deutsche Charaktere. Berlin 1897. S. 1—42: Der germ. Nationalcharakter; F. N. Finck, Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung. Marburg 1899; H. Meyer, Das deutsche Volkstum. 2. Aufl. Leipzig 1903. S. 213 ff.; K. Abel, Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885; G. Heß, Geist und Wesen der deutschen Sprache. Eisenach 1892; Baege, Deutsche Sprache im Spiegel deutscher Volksart. Leipzig 1900; G. Küffner, Die Deutschen im Sprichwort. Heidelberg 1899; Stöcklein, Beobachtungen über den Zusammenhang zwischen Sprache und Volkscharakter, Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen Bd. XXX, S. 335 ff.

dem Sauerteige auch den Sprachstoff und geben ihm Kraft und Festigkeit, Gestalt und Form; und so wenig jene urplötzlich in ihr Gegenteil umschlagen, da sie sich nur allmählich und in gewissen Grenzen verschieben, so wenig verändert auch dieser sein Aussehen ganz und gar. Demnach gehen Sprache und Art eines Volkes immer Hand in Hand als rechte Zwillingskinder, die demselben Geiste entsprossen sind. Da sich nun die Völker in geistiger und körperlicher Anlage mehr oder weniger unterscheiden, so haben auch ihre Sprachen durchweg eigne Wege eingeschlagen und sind in allen ihren Lebensäußerungen und auf allen Entwickelungsstufen umduftet vom Schollengeruch des heimatlichen Bodens. Wie Griechisch und Latein den Stempel des hellenischen und römischen Volksgeistes an der Stirne trugen, so sind auch unserer Sprache die Züge der deutschen Volksart unverkennbar aufgedrückt. Wollen wir daher das Wesen der Muttersprache recht verstehen, so müssen wir vorerst die geistigen Eigentümlichkeiten unseres Volkes kennen lernen; diese selbst aber treten erst dann in hellere Beleuchtung, wenn wir sie mit fremder Geistesart vergleichend zusammenstellen.

34. Den schroffsten Gegensatz zum deutschen Wesen bildet das romanische, bei beiden aber ist das Klima, in dem die entsprechenden Völker seit geraumer Zeit gelebt haben, von bedeutendem Einfluß gewesen. Der blaue Himmel, der das Auge des Italieners täglich labt, die klare, durchsichtige Luft, die sogar entfernte Gegenstände in scharfen Umrissen erscheinen läßt, das Lichtmeer, das die Landschaft vom Morgen bis zum Abend überflutet, und die Farbenpracht, in der selbst das tote Gestein erstrahlt, alles dies hat ihm die Empfänglichkeit für Formenschönheit geweckt, den künstlerischen Sinn genährt und die Einbildungskraft mächtig angeregt. So ist er durch die Natur nach und nach dazu erzogen worden, Großes im Bereiche der Künste hervorzubringen. Viel stiefmütterlicher hat sie den Deutschen behandelt. Ein Drittel des Jahres überziehen Reif und Schnee seine Fluren, und wieder ein Drittel umdüstern ihm herbstliche Nebel und Regenwolken den Himmel. So nötigt ihn die Rauheit der Witterung, durch harte Arbeit im Kampfe ums

Dasein seinen Willen zu stählen, dann aber auch, sich Monate lang in das trauliche Heim zurückzuziehen und Einkehr in sich selbst zu halten. Wenn daher bei unsern Nachbarn im Süden die Phantasie stärker entwickelt ist, so spielt bei uns das Wollen und Empfinden eine wichtigere Rolle. 'Stärke, die mit dem Gefühle ringt', ist nach W. v. Humboldt das Erbteil unseres Volkes. Von deutscher Treue und deutscher Tapferkeit weiß die Geschichte seit der Zeit der Cimbern und Teutonen und unsere Volksdichtung seit der Völkerwanderung zu erzählen. Wehrhaft und wahrhaft wie damals sind die Deutschen auch immer geblieben. An Stelle der bei den Romanen stärker hervortretenden Berechnung finden wir bei unserm Volke mehr Aufrichtigkeit und Biederkeit,[1]) statt leichter Erregbarkeit ruhiges Blut, aber auch statt der Sicherheit des Auftretens im gesellschaftlichen Leben, die häufig in Stolz und Prahlerei ausartet, scheue Zurückhaltung, die sich nicht selten zu Schwerfälligkeit steigert. Dort nach kühnem Anlauf schnelles Ermatten, hier Beharrlichkeit und Ausdauer, dort Eitelkeit und Dünkel, der oft das Urteil trübt, hier Mangel an Selbstgefühl, der vielfach das Vertrauen auf die eigene Kraft erschüttert. Der Romane ist mehr in den bildenden Künsten (Baukunst, Malerei, Bildhauerkunst) zu Hause, der Deutsche mehr in den tönenden (Tonkunst, Dichtkunst), die aus den Tiefen des Gemüts hervorquellen. Jener gibt sich nur zu gern seiner oft zügellosen Einbildungskraft, dieser gleich Faust und Hamlet seiner großen Neigung zum Grübeln hin; jener will geistreich, dieser gelehrt sein. Während die Wissenschaften dem welschen Geiste in der Regel nur zusagen, soweit sie dem Staate oder dem einzelnen Vorteil gewähren, pflegt sie der deutsche Gelehrte häufiger aus angeborener oder anerzogener Neigung. Der Romane eignet sich seine Kenntnisse oft spielend an, der Deutsche ringt mit dem Stoffe, bis er ihn mit Fleiß und Schweiß bezwungen hat. So bewahrheiten sich an unserem Volke die Worte des altgriechischen Dichters Menander,

---

1) Vgl. Luthers Auslegung von V. 7 des 101. Psalms: 'Falsche Leute halte ich nicht in meinem Hause.'

daß 'schlecht nährende Gegenden wackere Männer hervorbringen'.[1])

35. Der Franzose hat schon frühzeitig seinen Willen dem der Gesamtheit unterordnen lernen, für den Deutschen sind Freiheit und Geltendmachung persönlicher Eigenart von jeher die wichtigsten Schlagwörter gewesen. Während in Paris seit Jahrhunderten eine Akademie die Sprache meistert und zurechtstutzt, wie die Schere Lenôtres die französischen Gartenhecken, hat in Deutschland eine derartige Einrichtung nicht Wurzel zu fassen vermocht, und so ist denn unsere Sprache frei und unbeschnitten aufgewachsen wie die aus germanischem Geiste geschaffene englische Parkanlage.[2]) Im Einklange damit steht die Tatsache, daß sich die Franzosen dem Zwange der durch große Meister ausgebildeten Stilregeln leicht fügen, während unsere Schriftsteller mehr darauf bedacht sind, möglichst eigenartig zu schreiben. Und hat sich nicht unsere Sprache eine weit größere Freiheit der Wortfügung gewahrt als alle romanischen? Ist nicht z. B. die Beweglichkeit der attributiven Bestimmungen (meines Vaters Haus: das Haus meines Vaters) und die Trennbarkeit des Verhältniswortes in Ausdrücken wie 'er hat es auf-ge-schrieben, er schreibt es auf' neben der Nennform aufschreiben als eine wertvolle Eigentümlichkeit deutscher Zunge anzusehen?

36. Eine andere hervorstechende Eigenschaft unserer Nachbarn jenseits des Wasgenwaldes ist ihre Freude an gefälligen, schönen Formen und ihr entschiedenes Geschick zu übersichtlicher, klarer Anordnung. Auch das spiegelt sich in ihrer Sprache ab. Schon Voltaire hebt hervor: 'Jede Sprache hat ihre besondere Anlage; die der unsrigen ist Klarheit und Feinheit.'[3])

1) Vgl. auch Herodot 9, 122 und Haller im Anfang seiner 'Alpen'.

2) Die von F. Kluge (Beil. z. Allg. Zeitung v. 17. Nov. 1900) und O. Behaghel (Woche 1901, Nr. 3, S. 117 ff.) neuerdings befürwortete Reichsanstalt für deutsche Sprache soll keine Akademie sein, sondern eine gelehrte Körperschaft, welche Aufgaben zu lösen bestimmt ist, deren Bearbeitung die Kräfte des einzelnen übersteigt.

3) Im philosoph. Wörterbuche unter langues: 'Chaque langue

Darum liebt dieses Volk so außerordentlich die schillernden, packenden Gegensätze (Antithesen), darum hascht es so gern nach witzigen, geistreichen Wendungen und Sinnspitzen (Pointen), darum ist es überhaupt so eifrig auf sorgfältige Auswahl des passenden Ausdrucks und auf Ausschmückung der Rede bedacht. Ludwig XVIII. wußte ganz genau, worauf sein Volk vor allem Wert legt, als er sagte: 'Man muß die Grammatik und die Synonyme kennen, wenn man König von Frankreich sein will.'[1]) Die Deutschen dagegen vernachlässigen oft zugunsten des Inhalts die Form, und weit entfernt, dem Gedanken um jeden Preis ein schmuckes Kleid zu geben, begnügen sie sich leider allzuhäufig mit dem ersten besten Gewande, das ihnen in die Hände kommt. Jene feilen zumeist an ihren Schriften, bis sich die Form mit dem Inhalte deckt, diese müssen oft genug den Vorwurf hören, daß sie den angemessenen Ausdruck nicht kennen; jene haben gewöhnlich einen leichten, flüssigen, diese oft einen ermüdenden, schwerfälligen Stil.[2]) Man denke nur an den großen Königsberger Philosophen Kant. Wie wenig formvollendet und darum äußerlich abstoßend sind seine Werke, und doch welche Fülle und Tiefe neuer Gedanken ist darin enthalten! So hat also Scherer nicht ganz unrecht, wenn er das Urteil fällt[3]): 'Die Deutschen schätzen von altersher den Inhalt mehr als die Form, das innere Leben mehr als die Erscheinung. Erscheinung gilt ihnen allzu oft für Schein, und sie wollen nicht den Schein, sondern die Wahrheit.'

---

a son génie; le génie de notre langue est la clarté et l'élégance.' Vgl. auch Lecoultre, Du génie de la langue française comparé à celui de la langue latine. Neufchâtel 1894 S. 24.

1) Il faut savoir la grammaire et connaître les synonymes, lorsqu'on veut être Roi de France.

2) Nous sommes si épris de la beauté de la forme, qu'un ouvrage mal écrit est le plus souvent comme s'il n'existait pas. H. Schoen, Leçon d'ouverture d'un cours de litérat. allem. Paris 1895. S. 27.

3) In der Rede auf Geibel S. 10. Vgl. auch G. Heß, Geist und Wesen der deutschen Sprache S. 22 und Heußner, Unsere Muttersprache. Kassel 1879. S. 12 f.

37. Schon unsere Schrift entspricht der deutschen Eigenart vollkommen. Während wir im Mittelalter gleich den romanischen Völkern die runden, den lateinischen Schriftzeichen entstammenden Buchstabenformen hatten, ist daraus in nhd. Zeit jene eckige, verschnörkelte Gestalt hervorgegangen, die gleich den Spitzen und Ecken der gotischen Baukunst dem deutschen Sinne am meisten zusagt. Ähnlich verhält es sich mit den Lauten. Wenn man, wie vielfach geschieht, das stärkere Hervortreten der Vokale im Wortschatz einer Sprache als Zeugnis größern Formsinns auffaßt, dann stehen die romanischen Sprachen, z. B. die italienische, über der deutschen. Denn dort kommen schon auf 11 Mitlaute 10 Selbstlaute, hier erst auf 18; dort hat sich die Klang- und Farbenfülle der Vokale im Laufe der Jahrhunderte eher vermehrt, hier hat sie entschieden abgenommen. Ist doch das farblose e in neuhochdeutscher Zeit so häufig geworden, daß es jetzt 43 v. H. aller Selbstlaute ausmacht.[1])

38. Ein andres Bild gewähren die Konsonanten. In den romanischen Sprachen sind die flüssigen, halbvokalischen l r m n besonders reich vertreten, im Deutschen die rauhern Reibelaute f, ch u. a. Häufung von Mitlauten wie in den Wörtern 'du flichtst, springst, darfst' kommt dem Südländer unerträglich vor, und Lautverbindungen wie lzpfl in Holzpflock, chtspr in Machtspruch, mpfpfl in Sumpfpflanze sind für ihn geradezu unaussprechbar; das deutsche Lehnwort Halsberge gestaltet der Italiener zu usbergo, ahd. gundfano, Kampffahne zu gonfalone, aus Faltstuhl und Marschalk macht der Franzose fauteuil und maréchal. Es hat daher eine gewisse Berechtigung, wenn A. W. Schlegel in seinem Aufsatze über den 'Wettstreit der Sprachen' (1798) sagt: 'Pfropf' stopfe wirklich den Mund zu und 'Kopfschmerz' verursache das damit bezeichnete Leiden, oder wenn V. Hehn ergänzend hinzufügt[2]), bei 'stampfen' zittere der

1) Das Verhältnis der Doppellaute zu den einfachen Selbstlauten ist im Gotischen 30 : 70, im Neuhochdeutschen dagegen 9 : 91.

2) Hehn, Italien. 3. Aufl. S. 206. Vgl. auch A. Grabow, Die Musik in der deutschen Sprache. 2. Aufl. Leipzig 1879 und W. Münch, Gedanken über Sprachschönheit. Preuß. Jahrb. 1896. S. 236 ff.

Boden und bei 'Angstschweiß' brächen auf der Stelle die Tropfen aus. Doch ist es entschieden übertrieben, wenn Herzog Karl August von Weimar 1805 nach Empfang der Phädraübersetzung an Schiller schreibt: 'Die deutsche Sprache sanft klingen zu machen ist gewiß sehr schwer; sie tönt gar zu häufig wie Hagel, der an die Fenster schlägt.'

Konsonanten am Wortende sind im Italienischen nur noch in geringer Zahl vorhanden, im Französischen werden sie oft nicht gesprochen, im Deutschen aber haben sie ihre volle Geltung bewahrt. Vokale am Wortschlusse sind dem Romanen dann lästig, wenn sie mit vokalischem Anlaute des folgenden Wortes zusammentreffen; der Deutsche aber hat gegen diesen klaffenden Spalt zwischen zwei Wörtern (Hiatus) weniger Abneigung, nimmt daher an Wortverbindungen wie eine‿unangenehme‿Erinnerung oder diese‿entzückende‿Aussicht keinen Anstoß.[1]) Doch ist dabei allerdings zu berücksichtigen, daß die verschiedene Tonstärke der zusammentreffenden Selbstlaute die Sache oft erträglicher macht.

39. Erscheint demnach die äußere Lautentwickelung als ein treues Abbild germanischer Formlosigkeit und Derbheit, aber auch Kraft und Stärke, so eröffnet uns das mehr innere Leben der Wörter einen Ausblick auf andere Eigenschaften unseres Volkes. Schroff steht das Deutsche den romanischen Sprachen in der Regelung der Tonverhältnisse gegenüber. Das beweist zunächst ein Vergleich zwischen Soldát und Sóldner, Lieféránt und líefernd. Im Französischen ist jedes zwei- oder mehrsilbige Wort auf der letzten Silbe betont, wobei natürlich stummes e am Schlusse (vgl. z. B. racine) nicht in Betracht kommt; im Deutschen dagegen liegt schon seit langer Zeit der Nachdruck meist auf der Stammsilbe, die die Bedeutung, den eigentlichen

1) Nur die Dichter sind darin etwas peinlicher. Vgl. Scherer, Über den Hiatus in der neuern deutschen Metrik. 1877; Schröder, Vom papiernen Stil. 4. Aufl. Leipzig 1896. S. 75—93; Brief Goethes an Schiller vom 14. Januar 1805; Bellermann, Schillers Dramen II. Berlin 1891. S. 146 ff.; Köster in der Ausg. v. Schönaichs Neolog. Wörterb. Berlin 1900. S. 485.

Gehalt des Wortes, in sich schließt.[1]) Und wie mit dem Wortton verhält es sich mit dem Satzton. Der Franzose legt ihn möglichst ans Ende, der Deutsche aber, für den wieder bloß die Bedeutung den Ausschlag gibt, auf das wichtigste Wort. Ja auch in der Art, wie er hervorgebracht wird, ist ein Unterschied. Ein gemütvolles Volk wie das unsrige erzeugt ihn meist singend, ein mehr verstandesmäßig beanlagtes wie unsere westlichen Nachbarn gewöhnlich nicht; wir betonen langsam, aber stark, sie schnell, aber schwächer. Ein anderer Gegensatz zeigt sich in der Wortstellung; sie lehrt uns, daß die Deutschen viel Geduld und Ruhe besitzen. Während die französische Sprache das Hilfszeitwort und das dazu gehörige Partizip fast nur durch ein dazwischen gestelltes kurzes Fürwort trennt, ist es in der deutschen ganz gewöhnlich, daß beide durch eine größere Zahl von Objekten und Umstandswörtern auseinandergehalten werden zum Entsetzen des verwöhnten Franzosen, der ungebärdig ausruft: 'J'attends le verbe'.[2])

40. Weitere Gegensätze können wir auf dem Gebiete der Verskunst beobachten. Der französische Alexandriner ist zwar nicht rein jambisch oder trochäisch gebaut, wird jedoch in seiner rhythmischen Gliederung durch die sich selten verändernde Silbenzahl bestimmt; in der deutschen Dichtung aber werden die Silben nicht gezählt, sondern gewogen; hier entscheiden die Hebungen, wie in der Musik die Takte und nicht die Noten. 'Schreitend fanden die Germanen den Rhythmus ihrer Verse.'[3]) Die Zahl der Senkungen zwischen zwei hochbetonten Silben

1) „Der Nebenaccent behauptet dem Hochton gegenüber sein Gegengewicht. Darin verrät sich ein tiefer musikalischer und rhythmischer, Sinn" (K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde).

2) De même qu'au théâtre la patience du spectateur allemand est grande, de même, dans la phrase, il attend patiemment, pendant plusieurs périodes consécutives, le verbe, qui la termine. H. Schoen a. a. O. S. 15.

3) Damit vergleiche man die Äußerung Goethes: „Was ich Gutes finde in der Überlegung, Gedanken, ja sogar Ausdruck, kommt mir meist im Gehen" (Keil, Tagebuch S. 215).

schwankt in den alten Volksepen zwischen 0 und 3, die der Hebungen ist fest geregelt. Die Tatsache, daß in einer Vershälfte 4—11 Silben vorkommen können wie im Nibelungenliede, ist in der romanischen Verskunst ohne Seitenstück. Klopstock wirkt gerade in seinen freien Rhythmen am großartigsten, ebenso Goethe in den äußerlich formlosen Jugendschöpfungen Harzreise, Prometheus u. a., die echt deutsches Gepräge zeigen, aber der romanischen Empfindung vielleicht wenig zusagen.

41. Eine andere Seite des deutschen Geisteslebens wird uns durch die Betrachtung der Wortbildung erschlossen. Wie unsere Altvordern das Wort deutsch von der Sprache der Heimat im Gegensatz zur römischen Volkssprache in Italien und zum Latein der deutschen Geistlichkeit herleiteten[1]) und somit die Volkstümlichkeit der Sprache für wichtig genug hielten, die ganze Nation darnach zu benennen, so ist im deutschen Wesen auch die Neigung begründet, volkstümlich und allgemein verständlich, offen und frei, klar und deutlich zu reden. Talleyrands Behauptung, das Wort sei dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen, verletzt das Gefühl eines echt

1) Vgl. Lamprecht, Deutsche Geschichte I², S. 12 ('Schon in der 2. Hälfte des 8. Jahrh. findet sich aus dem Wortstamm diot, Volk, das Wort deutsch entwickelt im Sinne von volksverständlich und in Anwendung auf die Sprache. Im Beginn des 9. Jahrh. wird das Wort ausdrücklich der römischen Vulgärsprache, dem aufkommenden Romanisch, gegenübergestellt. Einen umfassendern Sinn mußte es am ehesten da annehmen, wo Deutsche mit Fremden untermischt saßen oder Deutsche wenigstens häufig unter Fremde gelangten. Das war in Italien der Fall; hier wird teutiscus im Jahre 845 zum erstenmal zur Kenntlichmachung der Volksangehörigkeit verwendet. . . Erst im 11. Jahrh. erwächst das Wort in der gelehrten Form teutonicus zur vollen Bezeichnung des nationalen Typus, zunächst bei Schriftstellern, die Beziehungen zu Italien hatten; und nicht vor dem Jahre 1080 ertönt zum erstenmal das Wort vom deutschen Vaterlande, teutonica patria'); F. Cramer, Archiv für lat. Lexikographie V, S. 141 f.; O. Schrader, Beih. d. Sprachv. X, S. 153 ff.; A. Dove, Sitzungsber. d. phil.-hist. Klass. d. Akad. d. Wiss. zu München 1893, I, S. 213 ff.; K. Luick, Anz. f. d. Altert. XV, S. 135; H. Fischer, Paul u. Braunes Beitr. XVIII, S. 203.

deutschen Mannes[1]) und bestätigt die Richtigkeit des deutschen Sprichwortes: 'Was walsch ist, falsch ist.' Ängstlich hat unser Volk immer darnach gestrebt, Mißverständnisse zu verhüten, oft mehr als nötig ist. Daher erklärt sich der Überfluß und die Fülle des Ausdrucks in zusammengesetzten Wörtern, in denen beide Bestandteile dasselbe bedeuten oder Einzelbegriff und Gattungsbegriff nebeneinander stehen. Schalksknecht ist soviel als Schalk, und Diebstahl ist gleichbedeutend mit ahd. stâla von stehlen; aus ahd. tâmo (lat. dama) ist Damhirsch, aus mûl (lat. mulus) Maultier, aus wint Windhund hervorgegangen. Auch Kichererbse (lat. cicer), Sahlweide (lat. salix), Lorbeer (lat. laurus), Ebenholz (lat. ebenus), Schöllkraut (lat. chelidonia), Bimsstein (ahd. pumiz, mhd. bimz, lat. pumex), Schienbein, Elentier, Kebsweib u. a.[2]) enthalten einen erläuternden Zusatz. Demnach ist es begreiflich, daß das deutsche Volk wie kein andres zu volkstümlichen Wortumbildungen neigt. Sagt doch G. Andresen[3]) ausdrücklich: 'Wenngleich in allen Sprachen Volksetymologien angetroffen werden, so erscheint doch das auf Umbildung des Unverständlichen ins Allgemeinverständliche gerichtete Bestreben des Volksgeistes in keiner Sprache so umfangreich, so ausgeprägt als in der deutschen.'[4])

42. Oft freilich artet das an sich löbliche Streben unseres Volkes, alles leicht verständlich zu machen, in Kleinlichkeit und allzugroße Peinlichkeit aus. Mit Recht hat schon J. Grimm den Vorwurf der Pedanterie gegen die Deutschen erhoben. Wie in

---

1) Im Gegensatze dazu steht der größte Staatsmann der Neuzeit, der deutsche Fürst Bismarck, dessen große Offenheit stets gerühmt worden ist. Bismarcks Sprache behandeln L. Gerlach, Fürst Bismarck als Redner. 3. Aufl. Dessau-Leipzig 1891; H. Blümner, Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck. Leipzig 1891; H. Wunderlich, Die Kunst der Rede in ihren Hauptzügen an d. Reden Bismarcks dargestellt. Leipzig 1898; O. Lyon, Bismarcks Reden und Briefe. Leipzig 1895. S. 56—76.

2) Weitere Beispiele bei Mushacke, Pleonasmus und Tautologie in der deutschen Wortzusammensetzung. Programm, Hannover 1883.

3) Über deutsche Volksetymologie S. 16.

4) Nächst ihr in der englischen, also auch einer germanischen.

den romanischen Sprachen wurden im Mhd. die Wörter nur an der Spitze des Satzes mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben. Gegen diese schöne und für die lernende Jugend so bequeme Regel empörte sich der Geist deutscher Gewissenhaftigkeit und Kleinigkeitskrämerei. Er zeichnete zunächst wesentliche Worte in derselben Weise aus, eine Gewohnheit, die später dem Brauche wich, dieses Vorrecht allen Hauptwörtern einzuräumen. Da nun in vielen Verbindungen gar nicht mit Sicherheit zu entscheiden ist, ob ein Eigenschaftswort schon die volle Kraft eines Hauptworts erhalten hat oder umgekehrt, ob ein Hauptwort noch die Geltung eines solchen beanspruchen kann[1]), so ist es für jedermann schwer, die deutsche Rechtschreibung zu erlernen.

43. Ferner besteht bei uns großer Überfluß im Gebrauche der Satzzeichen. Welches andere Volk setzt so viel Beistriche (Kommata), Strichpunkte (Semikola), Fragezeichen, Doppelpunkte und Ausrufezeichen? Welches soviel Gänsefüßchen als Anführungszeichen der wörtlich mitgeteilten Rede? Überall sucht man es dem Leser so leicht wie möglich zu machen. Doch wäre es traurig, wenn dieser solcher Krücken bedürfte, um ohne Mühe in das Verständnis des Gelesenen einzudringen. Noch schlimmer steht es um den Gebrauch des Apostrophs und die ständige Beibehaltung des Wortauslautes vor den Endungen -isch und -er. Nicht mehr wie früher schreibt man lübisches Recht und rügisches Meer, obwohl es den Sprachgesetzen gemäß wäre, sondern lübeck'sches und rügen'sches, nicht mehr Fulder Bischof und bornsches Bier, sondern Fuldaer und bornaisches, auch nicht mehr Goethisch und Fichtisch, sondern Goethe'sch und Fichte'sch, als ob man sich scheute, ein so wertvolles Glied des Wortes, wie das schließende a oder e ist, über Bord zu werfen. Denn es könnte beileibe sonst jemand auf den Gedanken kommen, daß die Stadt

1) So schreibt man jetzt nach der neuen Rechtschreibung morgens, aber des Morgens, jung und alt, es beim alten lassen, aber die Alten, Altes und Neues, etwas Altes. Vgl. P. Tesch, Die Lehre vom Gebrauche der großen Anfangsbuchstaben. Leipzig 1890 und Schmolling, Zeitschr. f. Gymnasialwesen 1893. S. 533 ff.

Fuld und der Dichter Goeth oder Goethi heiße. Muß man nicht angesichts solcher Erscheinungen den Worten Grimms beipflichten: 'Wenn das Pedantische früher noch nicht vorhanden gewesen wäre, so würden es die Deutschen erfunden haben'?[1])

44. Den reichsten und vielseitigsten Aufschluß über deutsche Volksart gewährt uns der Wortschatz unserer Sprache. Wenn irgend etwas, so läßt uns gerade die Wortbedeutung tiefe Einblicke in die Volksseele tun. 'Jedes Wort ist gesättigt mit Leben, jeder einzelne Ausdruck zeigt uns die Grenze der Fassungskraft, ja selbst den Grundton der Stimmung, die einen Volksstamm beherrscht.'[2]) Können wir nicht an den Redensarten 'herzlich lachen, jemand herzen, etwas nicht übers Herz bringen' oder an den volkstümlichen Wendungen 'der liebe Gott, die liebe Sonne, das liebe Brot, die liebe Not' das von Liebe erfüllte und liebebedürftige Herz des Deutschen erkennen? Spricht nicht aus Blumennamen wie Vergißmeinnicht, Engelsüß, Augentrost, Maßliebchen, Männertreu, Liebstöckel, Goldregen, Himmelschlüsselchen, Gänseblümchen, Schneeglöckchen, Stiefmütterchen die Tiefe der deutschen Naturempfindung und die ganze Innigkeit des Volksgemüts? Lassen nicht die Wörter Männchen und Weibchen, deren verkleinernde, liebkosende Endung selbst da beibehalten wird, wo es sich um die größten Vertreter des Tiergeschlechts handelt, auf ein warmes, für die Tierwelt schlagendes und ihre Freuden und Leiden verstehendes Herz schließen? Und steht damit nicht die Tatsache in Einklang, daß gerade die Germanen mehr als andre Völker in Wort (Tiersage) und Bild (Stilleben) das Tierreich verherrlicht haben?

45. Doch nicht bloß die Pflanzen und Tiere sind in deutschen Ländern den Menschen näher gerückt, auch die Menschen selbst treten zueinander in ein innigeres, trauteres Verhältnis. Von deutscher Vertraulichkeit weiß besonders das Wörtlein du zu erzählen, dessen Gebrauch bei wenigen Kulturvölkern soweit verbreitet ist wie bei uns. Im Englischen dient thou zur

1) Kl. Schriften I, S. 328. Doch trifft dies mehr die Gelehrten. Vgl. auch Wackernagels Kleine Schriften III, S. 417 ff.

2) Karl Stieler, Kulturbilder aus Oberbayern, S. 64.

Anrede bei den brüderlich miteinander verkehrenden Quäkern, sonst aber nur entweder zum Ausdruck der Geringschätzung oder — der gehobenen Stimmung: in der Gefühlsinnigkeit der lyrischen Dichtung und im Verkehr mit Gott. Im Französischen ist der Gebrauch von tu noch beschränkter; bei uns dagegen ist die Anrede mit du in allen Kreisen das äußere Zeichen der Liebe und freundschaftlichen Gesinnung; wo zwei Menschen einander irgendwie näher stehen, da erklingt auch das herzliche du von ihren Lippen.

46. Ein untrüglicher Gradmesser der Herzensbildung eines Volkes ist die Wertschätzung des Weibes.[1]) Von altersher ist eine solche den Germanen eigen gewesen. Das Wort Weib bedeutet vielleicht von Haus aus ein begeistertes Wesen, also dasselbe, was Tacitus in seiner Germania mit den Worten 'etwas Heiliges und Ahnungsvolles'[2]) ausdrückt. So erklärt sich auch, daß man den Frauen, besonders den Priesterinnen, die Gabe der Weissagung zuschrieb; so ferner die hohe Auffassung von der Ehe: sie bezeichnet im Deutschen ein Rechtsverhältnis[3]), das durch die Hochzeit, d. h. einen hohen Festtag geweiht wird. Und welche Verehrung des weiblichen Geschlechts spricht nicht aus den Wörtern Geschwister[4]) und Brautpaar?

---

1) Th. Vischer, Ästhetik II, S. 248: 'Die Tugenden, worin sich schon bei den alten Deutschen der Beruf zur Idealität ankündigte, kennen wir aus Tacitus. Sie weisen namentlich auf die Familie und Freundschaft hin: Achtung des Weibes, Treue des Freundes und was dem verwandt ist, so daß man erkennt, diese winterlichen Menschen werden einst dahin kommen, wo sie der Ästhetik mehr Stoff in den Gemächern des Hauses, durch Schönheit des Privatlebens, als auf der Straße durch öffentliches Leben geben werden.' Gabr. Monod, Allemands et Français, Leipzig 1895. S. 26: 'Le respect des Allemands pour les femmes est le trait le plus remarquable de cette campagne (1870—71); car c'est là une qualité nationale et une des sources de la force de la race germanique.'

2) Sanctum aliquid et providum. Germ. c. 8.

3) ahd. êwa, Gesetz, Ehe, mhd. ê, êwe, Recht, Gesetz, Ehe.

4) 'Das Geschwister' bezeichnet im Ahd. und Mhd. noch die Schwestern. Auch die 'Schwieger' (nicht der Schwäher) ist zu verschiedenen Bildungen verwendet worden: Schwiegersohn, -vater u. a.

Wo der Franzose frère(s) et soeur(s), fiancés und nouveaux mariés sagt, leitet der zartfühlende Deutsche die entsprechenden Wörter von Schwester und Braut ab, stellt also den weiblichen Teil des Sammelbegriffs höher als den männlichen. Wenn ferner der Römer von einem sermo patrius und einer terra patria, einer Vatersprache und einem Vaterlande, redet, bezeichnen wir mit feinerem Gefühle die Sprache, in der wir die ersten Laute dem Muttermunde nachlallen, als Muttersprache, das Land aber, das der Mann nach der Sitte der Väter mit dem Schwerte zu verteidigen berufen ist, als Vaterland.[1])

47. Die am stärksten in die Augen springende Eigenschaft unsers Volkes ist die Treue. Deutsch sein heißt treu sein; blau ist die deutsche Leibfarbe.[2]) In unsern Heldengesängen wird keine Tugend so hoch gepriesen und gefeiert, keine uns in so mannigfaltigen Formen und Arten vorgeführt. Sie ist das hohe Lied unserer ganzen Volksdichtung oder, um mit Uhland zu reden: 'Das ganze deutsche Volksepos ist eine Poesie der Treue.' Treulosigkeit erscheint dem Deutschen als das Verabscheuungswürdigste, was es unter der Sonne gibt; und doch reicht die Bedeutung dieses Wortes noch keineswegs heran an den Sinn des französischen perfidie. Sagt doch Goethe in Wilhelm Meisters Lehrjahren V, 16: 'Ich finde, Gott sei Dank, kein deutsches Wort, um Perfidie in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermut und Schadenfreude.' Ja mit Rücksicht auf diesen und ähnliche Ausdrücke trägt unser Dichter kein Bedenken, die ganze französische Sprache selbst eine perfide Sprache zu nennen.[3]) Deutscher Art

1) Vgl. meine Charakteristik der lateinischen Sprache. 2. Aufl. S. 16. Bereits 1119 finden wir beim Straßburger Scholastikus Hesso den Ausdruck lingua materna und nach dem Korrespondenzblatt für nd. Sprachf. XII, S. 56 im Jahre 1424 nd. modersprake.

2) Vgl. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867. II, S. 273 f.

3) Frau v. Staël sagt in ihrem Buche über Deutschland: 'Es gibt in unserer (der französischen) Sprache sehr viele Redensarten, um etwas zu sagen und gleichzeitig nicht zu sagen, um Hoffnung zu erregen,

hingegen entspricht der Grundsatz, der bei uns zu Recht besteht: ein Mann, ein Wort. Wie eng in unserer Heimat Herz und Zunge vereint sind, bezeugt die Etymologie von meinen und danken; jenes heißt ursprünglich denken (memini), dann eine Neigung zu jemand haben, ihn lieben, wie noch aus dem bekannten Liede: 'Freiheit, die ich meine' (vgl. Minne) ersichtlich ist; dieses bedeutet zunächst jemandes gedenken und dann Worte des Dankes stammeln.

48. Was der Deutsche zu tun pflegt, wird ihm zur Pflicht; Demut heißt in seiner Sprache Dienstbeflissenheit, treue, hingebende, von christlichem Geiste durchdrungene Gesinnung des Dienenden. 'Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung'[1]) lautet das Bekenntnis eines kerndeutschen Weibes wie Dorothea, und Friedrich der Große nannte sich, von demselben Pflichtgefühl beseelt, den ersten Diener seines Staates.

Im Boden des Gemüts wurzelt auch die Liebe. Sie ist mit Glaube und Hoffnung innig verbunden, ja sogar im Ausdruck wurzelverwandt.[2]) Von ihr konnte Luther sagen: 'Ich weiß nicht, ob man das Wort lieb auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge in das Herz durch alle Sinne, wie es tut in unserer Sprache'[3]).

Wenn ferner Tacitus in seiner Germania der Gastfreundschaft unseres Volkes ein so ehrendes Denkmal setzt, so wird dies bestätigt durch die Bedeutungsentwickelung des Wortes Gast. Bei dem lautlich damit übereinstimmenden lat. hostis hat sich der Grundbegriff Fremdling (altlat. hostis = peregrinus)

---

ohne ein Versprechen zu geben, selbst um zu versprechen, ohne sich zu binden. Das Deutsche ist weniger nachgiebig und tut wohl daran, so zu bleiben.' Friedr. v. Logau aber betont in seinen Sinngedichten: 'Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein.'

1) Vgl. Hermann und Dorothea VII, 114.

2) Liebe und G(e-)laube gehen zurück auf die Wurzel lub, die auch im got. lubains, Hoffnung, vorliegt.

3) Im Briefe vom Dolmetschen. Vgl. ferner C. Abel, Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885 S. 1 ff.

zu Feind, im deutschen Worte aber entgegengesetzt zu Gast entwickelt. Die große Liebe zur heimischen Scholle blickt aus dem Bedeutungswandel des Wortes Elend hervor, dessen ursprünglicher Sinn noch in dem Uhlandschen Verse erkennbar ist: 'Jedem ist das Elend[1]) finster, jedem glänzt das Vaterland', ferner aus der Verwandtschaft von wohnen, gewohnt sein und Wonne[2]), endlich nicht zum wenigsten aus dem Zauber, mit dem das Wort Heim für den umgeben ist, der alles außerhalb desselben Liegende als 'unheimlich' ansieht und fern von seinem Vaterlande 'Heimweh' empfindet.

49. Dieses Wort gehört zu denen, die sich nicht völlig in andre Sprachen übersetzen lassen. Denn jedes Volk hat in seinem Wortschatze Ausdrücke, die eine hervorstechende Eigentümlichkeit von ihm bezeichnen und in ihrer Bedeutung so fein abgeschattet sind, daß sie von andern Völkern nicht genau wiedergegeben werden können. Dazu gehören französisch honnête, galant, élégant, coquet, esprit, gamin, causerie, courtoisie, englisch fashionable, gentleman, humour, comfort, spleen, respectability und deutsch Gemüt, Wehmut, Sehnsucht, Heim[3]), Heimweh, Innigkeit, Sinnigkeit, Biederkeit u. a. Während also bei unsern Nachbarn jenseit des Wasgaus und des Kanals besonders die Art, sich äußerlich zu geben, schwer übersetzbare Bezeichnungen bietet, verfügt unsere Sprache über eine Fülle von Ausdrücken, die von der Tiefe des Gemüts zeugen und Deutschland als das Land erweisen, 'wo Treue hell vom Auge blitzt und Liebe warm im Herzen sitzt'.

---

1) ahd. ali-lenti, eli-lenti = alia terra. Vgl. auch die Redensart: 'Ich bin noch nicht auf deutschen Boden gekommen.'

2) Vgl. den ähnlichen Bedeutungswandel von pflegen, sich jemandes in Liebe annehmen, gewöhnlich tun.

3) Die Liebe des Deutschen zu seinem Heim spricht sich auch darin aus, daß er am häufigsten unter allen Kulturvölkern sein Haus mit einem besonderen Namen bezeichnet hat. Vgl. R. Mielke, Zeitschr. für Kulturgesch., herausgeg. v. Chr. Meyer, N. F. 1891, II, 1, S. 365 ff. Die übrige Literatur für Deutschland verzeichnet Feit in seiner Abhandlung über Breslauer Häusernamen, Breslauer Studien, Breslau 1901, S. 121 ff.

50. Der Tiefe des Gemüts kommt die Stärke des Mutes gleich; Herz und Arm sind eng miteinander verbunden, Furchtlosigkeit und Tapferkeit innig verknüpft. Sagt doch schon Tacitus Annal. XIII, 54: nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse. Den Griechen der Homerischen Gesänge ist der Kampf nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck; auch die bedeutendsten Kriegshelden fühlen sich oft von ihm wie von einer schweren Bürde belastet. Von dem kühnen Tatendurste und Kampfesmute der alten Germanen, für die es kein größeres Vergnügen gibt, als sich mit dem Feinde herumzuschlagen, ist in den altgriechischen Heldengesängen keine Rede. Ohne Beutezüge können unsere Altvordern nicht leben[1]), alles wollen sie mit den Waffen entscheiden.[2]) Schulbildung halten sie für unnötig, ja bedenklich, da sie nach ihrer Ansicht furchtsam und weibisch macht. 'Dem Knaben gehöre der Ger und das Schwert zur Übung' sagten die Ostgoten zu Amalaswintha, als sie ihrem Sohne Athalarich Schulunterricht erteilen ließ (Procop. B. Goth. I, 2). Während die keltischen Nachbarn sich die Erhabenen (Celtae: celsi; vgl. Bituriges: mundi reges) und die Slawen sich die Ruhmvollen nannten, haben die Deutschen, denen eine solche Überhebung fernlag, in ihren Stammnamen gern die Liebe zum Waffenhandwerk und Kriegswesen zum Ausdruck gebracht. Wenn nun auch die alten Cimbern wahrscheinlich nicht, wie man früher annahm, von ahd. chempho, ags. cempa, Kämpfer benannt sind[3]), so wollen doch die Namen Langobarden und Franken soviel besagen als 'die mit langen Barten oder Wurfspeeren (ags. franca) Ausgerüsteten', Cherusker und Sachsen aber bedeutet 'Schwertleute' (von got. hairus und ahd. sahs, Schwert), wie denn schon das Annolied V. 341 angibt: von mezzirn also

---

1) Fr. Stehlich, Die Sprache in Bez. z. Nationalcharakter S. 15. Nil agunt nisi armati. Ingrata genti quies (Tac. Germ. 13 f.).

2) Tacitus, Annalen XIII, 57: libido cuncta armis agendi.

3) Denn der Stamm dieses Wortes (Kampf, ahd. kampf) ist mutmaßlich aus dem lat. campus (Martius, dem Kampffelde der röm. Gladiatoren) entlehnt. Vgl. frz. camp, Lager, lagerndes Heer, campagne und champ, Feld, alle von campus.

wahsin (scharfen) wurden sie geheizzin Sahsin. Die Tatsache endlich, daß unsere Ahnen die Waffen mit besondern Namen belegten und als beseelte Wesen auffaßten, sei es als Schlangen oder als vernichtende Brände, läßt hinlänglich erkennen, wie sehr ihnen diese ans Herz gewachsen waren und was sie damit auszurichten verstanden.

51. Wenn man sodann den außerordentlich reichen Schatz der altdeutschen Personennamen und unserer jetzigen Vornamen durchmustert, so findet man, daß auch sie stark von Kampfeslust widerhallen. Nicht Wortgeklingel und Rücksicht auf volltönende Laute ist hier bei der Benennung maßgebend gewesen, sondern lediglich der Inhalt, die Bedeutung. Bezeichnend für den Unterschied zwischen romanischem und germanischem Wesen ist eine Beobachtung, die Julius Fröbel in Amerika gemacht hat. Als er nämlich aus den Vereinigten Staaten nach Nordmexiko zu spanisch redenden Menschen kam, da fielen ihm die pomphaft klingenden, weitschichtigen Namen der Männer aus dem Volke auf: Statt Jack, Dick und Bill hörte er Don José Jesús de la Luz Miramontes u. a., die ihn unwillkürlich zu dem Ausrufe veranlaßten: 'Welch hohler Wortschwall in einem Namen!' Unsere Väter dagegen gaben ihren Kindern im Namen alles das, was ihr Herz bewegte, als Richtschnur und teures Vermächtnis mit auf die Lebensreise. Diese sollten jederzeit daran denken, daß des Menschen schönste Kraftäußerung in Tapferkeit und Unerschrockenheit, in mutigem und kühnem Vorgehen gegen den Feind bestehe.[1]). Zusammensetzungen mit den Stämmen gundja (Gundram), hadu (Hadubrand), hiltja (Hildebrand), wîg (Ludwig), batu (Marbod =

1) Th. Vischer, Ästhetik II, S. 248: 'Tapferkeit, Kriegsgeist, eigentlich Passion für den Krieg, abgesehen selbst von allem Zweck, ist Grundeigenschaft der Deutschen, dieser ersten Reiter und Fechtmeister der Welt von Anfang an'. Vgl. auch E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch I: Die Personennamen. Nordhausen 1859; Fr. Stark, Die Kosenamen der Germanen. Wien 1868; A. Heintze, Die deutschen Familiennamen geschichtlich, geographisch, sprachlich. 2. Aufl. Halle 1903; R. F. Arnold, Die deutschen Vornamen. Wien 1900.

Rossekämpfer), die sämtlich Kampf und Krieg bedeuten, ferner mit gêr, Speer (Gerhard, Gerbert, Rüdiger), ecke, Schwertspitze (Ekhard, Ekbert), brünne, Panzer (Brunward), sige, Sieg (Siegfried, Siegmund) und andre sind die verbreitetsten, ja sie begegnen uns in gleicher Weise wie bei Männern auch bei Frauen: Kunigunde, Hildegunde, Hedwig (Haduwig), Gertrud, Brunhild, Sigelinde.[1]) Haben doch germanische Weiber nicht nur oft hinter der Schlachtreihe die Ihrigen zur Tapferkeit aufgemuntert, sondern auch selbst Leben und Freiheit gegen die Feinde verteidigt![2]) Fast selbstverständlich muß es da erscheinen, daß auch die germanische Götterwelt so geartet ist. Denn die Götter sind nichts als Gebilde, die sich der gläubige Sinn und die kühne Einbildungskraft eines unbefangenen Gemüts als Muster zur Nachahmung ausgebildet hat. Griechen und Römer verehrten wie einst alle Indogermanen den alten Lichtgott Djaus, d. h. Tag, griech. Zeus, lat. Juppiter (= Dju-pater) als höchstes Wesen, mit andern Worten: sie verliehen dem Glanze des unbewölkten Himmels persönliche Gestalt und göttliches Ansehen; die alten Germanen dagegen machten ihn, den höchsten Herrscher, als Ziu zum Kriegsgotte, und an seiner Stelle erhoben sie den Wodan (Wuotan) zum allgewaltigen Göttervater. So zieht denn dieser mit seinem 'wütenden Heere' (Wodans Heer) in stürmischer Winternacht über die Fluren gleich den ungestümen Germanenhorden, die einst ganz Europa überfluteten.

52. Nach alledem kann es nicht auffallen, daß die deutsche Sprache stark von Übertragungen, Bildern und Gleichnissen aus dem Kriegsleben erfüllt ist. Schon das Wort Volk[3])

---

1) 'Von den Blumennamen der Inder und den klangvollen Schmucknamen der Hellenen, welche Glanz und Schönheit des Weibes bezeichnen, ist unter den Deutschen wenig zu finden. Speerlieb, Kampfwalterin, Wolfstraut klingen die Namen ihrer Frauen' (G. Freytag). Vgl. auch K. Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter. 3. Aufl. Wien 1897. I, S. 1 ff.

2) Vgl. Tac. Germ. 7, Histor. IV, 18, Cäs. b. g. I, 51.

3) Vgl. an. und ahd. folk, Heereshaufe.

hat altgermanisch die Bedeutung Heeresabteilung. Reise bezeichnet ursprünglich Aufbruch, mhd. auch den Kriegszug, und noch zu Luthers Zeit versteht man unter reisen einen Kriegszug unternehmen; Reisige und Reisläufer gehen auf denselben Wortstamm zurück. Gesinde ist im Ahd. soviel wie Kriegsgefolgschaft (von sind, Reise, Heereszug), kriegen (bekommen) fällt nach Form und Grundbedeutung mit kriegen (Krieg führen) zusammen, und beschirmen heißt eigentlich mit hölzerner Brustwehr (scirm) gegen den Feind schützen. Bei der geringsten Veranlassung gerieten unsere Vorfahren 'in Harnisch', und wehe dem, gegen den sie 'etwas im Schilde führten'. Die 'rüstigen' (gerüsteten) Leute waren alsbald zur Heerfahrt 'fertig'.[1]) Mit ihren Rossen fast verwachsen, verrichteten sie alles 'aus dem Stegreife' (Steigbügel). Wenn man nicht gerade auf den Feind losging, legte man sich ins Versteck und 'hielt hinter' Bäumen im 'Hinterhalt'. Bei Nacht suchte man irgendwo Unterkunft zu finden. Daher verstand man unter ahd. heribërga ein Heerlager, dann aber auch ein Haus zum Übernachten für Fremde (Herberge). Mit Lanze und Bogen wußte man geschickt umzugehen. Vom Lanzenwerfen sind die Bezeichnungen trefflich, vortrefflich, unübertrefflich, treffend, triftig, überschwenglich, Tragweite, für den Schwang halten, den Spieß umkehren, Spießgeselle (Waffengenosse), Spießbürger, wenn's zum Treffen kommt u. a. hergeleitet. Lange Lanzen waren überhaupt für die Germanen so charakteristisch, daß Seneca (Brief 36) sagen konnte, wenn er in Germanien geboren wäre, so würde er gleich als Knabe den dünnen Speer geschwungen haben. Bogen und Pfeil werden zwar von den Römern und Griechen nicht ausdrücklich für unsere Altvordern bezeugt, wie für die Gallier und Finnen, sind aber sicher auch bei ihnen vorhanden gewesen; denn sie spielen schon in der Mythologie bei Balders Tod eine Rolle. Strahl heißt ursprünglich Pfeil, während Pfeil aus dem lat. pilum entlehnt ist. Selbst Eigennamen wie Eibenschütz (von ahd. îwa, Eibe, Bogen aus Eibenholz) und Pfeilsticker (Ver-

1) Abgeleitet von mhd. vart, Fahrt, Heerfahrt.

fertiger von Stecken für Pfeile) erinnern noch an das Bogenschießen. Vom Spannen des Bogens stammen wohl auch Ausdrücke wie 'abgespannt', auf jemand 'gespannt' sein, 'Anspannung' und 'Abspannung', während später vom Schießen mit Armbrust und Feuerrohr Wendungen hergeleitet wurden wie ins Schwarze treffen, über das Ziel hinausschießen, den Zweck[1]) verfehlen, Fehler (Nichttreffer), imstande sein, etwas aufs Korn nehmen und sein Absehen auf etwas richten.

Mit der Tapferkeit war bei unsern Altvordern die Schnelligkeit eng verbunden. Kühnes Vorstürmen und rasches, unerschrockenes Draufgehen war beim Angriffe durchaus das Gewöhnliche: 'schnell' heißt ursprünglich behende und tapfer, 'bald' hat die Bedeutungen schnell, kühn, tapfer, und 'hurtig' ist abgeleitet von hurt (frz. heurt), Stoß, Anprall.

53. Bei einem so gearteten Volke kann es nicht befremden, daß es im allgemeinen wenig Neigung hatte, sich äußerlich zu verfeinern. Die Plumpheit im Benehmen der alten Germanen hebt schon Tacitus (Historien II, 88) hervor. Wie Homer den wüsten Lärm der troischen Heerhaufen gegenüber dem ruhigen Vormarsch griechischer Heere als Zeichen geringer Gesittung hinstellt[2]), so hielt der Römer das große Getöse beim Angriff der Deutschen für ein Kennzeichen von Barbaren. Die Fortschritte, die ihre Nachkommen in dieser Hinsicht gemacht haben, verdanken sie fast durchweg den Romanen, namentlich den Franzosen, denen das Gefühl für feinere Sitte und die Fähigkeit, etwas aus sich zu machen, angeboren ist. Ihnen bezeichnet fein das Ziel und Ende der Vollkommenheit; denn fin, fein ist (vermutlich als spätere Adjektivbildung von finire) eng verwandt mit fin (lat. finis), Ende, und Kompliment von complere (anfüllen) hat die gleiche Grundvorstellung (achèvement de politesse). Uns kommt es vor allem darauf an, bieder zu sein, und dies ist mit derb eines Stammes (mhd. biderbe).

1) Zweck = Nagel als Zielpunkt in der Mitte der Scheibe = Zwecke. Vgl. auch R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 3. Aufl. S. 113 und Lamprecht, Deutsche Geschichte I², S. 161.

2) Ilias 7, 421 und Lessing, Laokoon Kap. 1.

Deutsch mit jemand reden heißt eine derbe, kräftige Sprache führen. Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist, sagt schon Goethe im Faust, freilich mit starker Übertreibung, und im Unartig Teutschen Sprachverderber heißt es: 'Es ist ein gleicher Verstand in dieser Rede: Was erlogen ist, das muß mit Komplimenten geziert werden; und was mit Komplimenten geziert ist, das ist erlogen.'[1])

54. Schelten hat unsere Sprache in reicher Auswahl, alle möglichen Tiere haben die Namen dazu hergegeben, ihre Reihe zu vergrößern; ja sogar zahlreiche männliche und weibliche Vornamen sind dazu verwendet worden: Hans, Jochen, Michel, Peter, Steffen, Christel, Lise, Trine u. a. Man spricht vom gallischen Hahn und vom deutschen Bären; von jenem ist die Koketterie (coquet, gefallsüchtig von coq, Hahn), von diesem die Bärbeißigkeit benannt worden.[2]) Bär, Wolf und Eber spielen in der Sprache der Germanen eine große Rolle. Ulf (Wolf) und Björn (Bär) sind noch heute die häufigsten Vornamen in Skandinavien, und Jöfurr (Eber) hat im Altnordischen sogar die Bedeutung Fürst. Deutsche Namen wie Wolfgang, Wolfram (= Wolfrabe), Adolf, Rudolf; Bernhard, Berengar (= Bärengêr); Eberhard u. a. enthalten gleichfalls diese drei Wortstämme. Aber wie schon in den lateinischen Bearbeitungen der Tiersage die feineren Vertreter des Tierreichs französisch, die wilderen und plumperen dagegen deutsch benannt und als deutsch geschildert werden, so vergleicht man noch heute gern den ungelenken, geraden Deutschen mit einem zottigen Brummbären, so läßt schon Lessing im Nathan Daja zum Tempelherrn sagen: 'So geh, du deutscher Bär!'

55. Und nun noch ein Wort über das grammatische Geschlecht! Denn auch dieses ist nicht willkürlich gewählt und

---

1) Vgl. Beiheft d. Sprachv. I, S. 32.

2) Einen andern Gegensatz berührt Frau v. Staël a. a. O.: Sie sagt, wir liebten es, die Zeit gut auszufüllen, die Franzosen, sie vergessen zu machen. Wir würden im Gespräche zu leicht Grübler, selbst unser Satzbau sei zur leichten, gefälligen Unterhaltung weniger geeignet; denn die zusammenhängenden Worte seien oft weit auseinander gerissen, so daß eine rasche Zwischenrede, die den Franzosen so sehr zusage, schwer anzubringen sei.

gestattet uns darum nicht selten tiefe Einblicke in das Wesen und die Geisteswelt des Volkes. Oder ist es Zufall, daß die Deutschen gern übereinstimmend mit den ernsten Römern das über den Menschen waltende Schicksal als sächliches Wesen (fatum; das Schicksal, Geschick, Verhängnis, Glück, Unglück)[1]) fassen, während die romanischen Völker ihr Geschick in die Hände einer milden, gütigen Fee legen[2]), die bei ihnen an Stelle des düstern Fatums der Römer trat?[3])

---

1) Zwar lassen sich die hier genannten Wörter nicht über die mhd. Zeit zurückverfolgen, doch ist ihr Geschlecht auf alle Fälle bezeichnend.

2) Frz. fée = fata, Mehrheit von fatum; it. ditta, span. dicha = dicta; vgl. auch griech. Moira und Aisa.

3) Aus alledem ergibt sich die Wahrheit folgender Aussprüche: 'Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen, kann sie doch auch spielen, scherzen, lieben, güteln, kürmeln (schmeichelnd lallen), lachen' (Logau). 'Die deutsche Sprache ist keine klingende, und wir können sie nicht dazu machen, wenigstens nicht, ohne sie ihres ersten Vorzugs, den Gedanken in allen seinen Gliederungen vollständiger als irgend eine andere der neueren auszudrücken, zu berauben' (Fr. Hebbel, Tageb. II, S. 138). Vgl. auch den Anfang der Pilatuslegende (um 1170).

Sprache entspringt wie Glaube, Sitte, Recht, Volksgesang aus dem natürlichen Leben des Volks. E. Curtius.

2. Die Sprache Norddeutschlands und Süddeutschlands.[1])

56. Der Gegensatz, den das griechische Altertum in der Geistesart der Dorer und Jonier aufweist, wiederholt sich auf deutschem Boden in den Ländern nördlich und südlich der Mainlinie. Bei den Spartanern wie bei den Bewohnern des norddeutschen Flachlandes kommt von den Geistesgaben mehr der Verstand und der Wille zur Betätigung, dagegen ist den Athenern gleich den oberdeutschen Stämmen eine reichere Einbildungskraft und ein froheres Gemüt als Erbteil zugefallen.[2]) Früher als die übrigen deutschen Länder in den Kulturbereich des Altertums gezogen, mehr durch Naturschönheiten und Farbenfülle der Landschaft angeregt und mit milderem Himmel beglückt, hatten die Gebiete an Donau und Mittelrhein die wesentlichsten Vorbedingungen zu einer glücklichen Entfaltung der Künste und waren daher wie geschaffen, auf dem Gebiete des Schönen die Führung in Deutschland zu übernehmen. So hat denn auch Österreich die meisten bedeutenden Tonkünstler hervor-

---

1) Ich rechne in diesem Abschnitte zu Süddeutschland die Länder südlich des mitteldeutschen Gebirgszugs und des 50. Breitengrades einschließlich Österreichs. Ausführlicher habe ich die Eigenart des deutschen Nordens und Südens und die Besonderheiten der einzelnen Volksstämme behandelt in meiner Schrift: Die deutschen Volksstämme und Landschaften, 2. Aufl. Leipzig 1903 (Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" Nr. 16).

2) Staatsform, Kunst, Sitte und Sprache haben im Dorismus einen härteren, energischeren, männlicheren, im Jonismus dagegen einen weicheren, schmiegsameren, weiblicheren Charakter.

gebracht, Bayern in Nürnberg (Dürer, Vischer, Krafft), Augsburg und München seit langer Zeit hervorragende Sitze der Malerei und Bildhauerkunst besessen, Frankfurt und Württemberg aber unserem Vaterlande seine größten Dichter, Goethe und Schiller, geschenkt. Nicht minder beachtenswert dürfte sein, daß die süddeutschen Stämme vermöge ihrer reichern Phantasiebegabung zu einer großen Zahl wichtiger Erfindungen gekommen sind. Ihnen verdanken wir z. B. Holzschnitt und Kupferstich, Buchdruck[1]) und Fernsprecher (Telephon), Schießpulver und Taschenuhr. Süddeutsche waren der Astronom Kepler und der Chemiker Liebig; Aloys Senefelder, der Erfinder des Steindrucks, und Rob. Mayer, der Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft.

57. Anders liegen die Verhältnisse im Norden. Ein altes Sprichwort sagt: 'Friesland singt nicht', aber ebensowenig tut es das übrige Niederdeutschland, dagegen ist dieses die Heimat der hervorragendsten Staatsmänner und Feldherrn. Hier wird das Nützliche vor dem Schönen, das Schwert vor dem Pinsel bevorzugt. Niederdeutsche waren es, die zuerst das morsche Gebäude des römischen Staats in seinen Grundfesten erschütterten: Cimbern und Teutonen erfochten die ersten germanischen Siege über Rom, und ein Jahrhundert später schlug der Cherusker Armin den Varus und die römischen Legionen im Teutoburger Walde. An staatsmännischer Begabung stehen die staufischen Kaiser hinter den sächsischen zurück und Metternich hinter Bismarck. Weist der Süden mehr volkstümliche Herrschergestalten auf wie Kaiser Rotbart und Maximilian, den letzten Ritter, so finden wir im Norden mehr Männer auf dem Throne, denen die Geschichte den ehrenden Beinamen 'der Große' verliehen hat: Kaiser Otto I., Kurfürst Friedrich Wilhelm I., König Friedrich II. Die auf Einigung unseres zerrissenen Vaterlandes gerichteten Bestrebungen gehen fast sämtlich von der märkischen Ebene aus: der Zollverein, der Fürstenbund Friedrichs des

1) Vgl. auch mein „Schrift- und Buchwesen in alter u. neuer Zeit" 2. Aufl. Leipzig 1903. S. 34 ff. (Sammlung „Aus Natur u. Geisteswelt" Nr. 4).

Großen, der Krieg von 1866. Auch Neuerungen, die auf Stärkung der Volkskraft nach innen und außen abzielen, sind zuerst im Norden hervorgetreten. Hier haben Gutsmuths und Jahn vor andern die Notwendigkeit planmäßiger Körperübungen betont; hier die Hohenzollern zuerst die mittelalterliche Leibeigenschaft aufgehoben, den pflichtmäßigen Schulbesuch und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Und während die Rheinbundstaaten mit Napoleon gegen deutsche Stämme kämpften, ist seit den Tagen des großen Kurfürsten die Losung Brandenburg-Preußens gewesen, Einmischung von außen fern zu halten und Zerstückelung des deutschen Landes zu verhüten.

58. Aus dieser verschiedenen politischen Beanlagung erklärt sich, daß der Süddeutsche Uhland die Treue des gegen Kaiser und Reich aufständischen Ernst von Schwaben und der Norddeutsche Klopstock in seiner Hermannsschlacht den wackern Vorkämpfer Deutschlands gegen römische Anmaßung feiert, daß in der Isarstadt München die politisch gleichgiltigen Fliegenden Blätter, in der Spreestadt Berlin aber der ohne Kenntnis der Staatsangelegenheiten unverständliche Kladderadatsch erscheint. Entsprechend dieser Begabung ist der Norden schon im 13. Jahrhundert mit einer mustergiltigen Prosa hervorgetreten, hat den Sachsenspiegel, das erste Rechtsbuch unseres Vaterlandes, und die sächsische Weltchronik verfaßt, sowie bedeutende Geschichtsschreiber (Niebuhr, Schlosser, Ranke, Mommsen) hervorgebracht, während der Süden die drei Blütezeiten unserer Dichtkunst um 600, 1200 und 1800 geschaffen hat. Denn von den großen zur Zeit der Völkerwanderung entstandenen Volksgesängen weisen die meisten nach Ort und Urheber auf die Länder südlich der Mainlinie, dort sind auch die Hauptvertreter des höfischen Helden- und Minnegesangs zu Hause (Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide), ebendort die großen Dichter des 18. Jahrhunderts Goethe, Schiller und Wieland.

Noch mehr! Die Aufklärung ist hauptsächlich in Norddeutschland gediehen, wo die bedeutendsten Aufklärungsphilosophen tätig waren (z. B. Reimarus, Mendelssohn, Nikolai, Garve

und Engel), die Dorfgeschichten und Volksstücke aber hat man besonders im Schwarzwald (Auerbach), im Berner Land (Jeremias Gotthelf) und in Österreich (Anzengruber) gepflegt; dort ist mehr das Vaterland, hier mehr Natur und Minne besungen worden. Und kann man es Zufall nennen, daß der des Bilderschmucks fast entbehrende Protestantismus vor allem im Norden, dagegen der bilderliebende Katholizismus am festesten im Süden gewurzelt hat, daß man bei dem Gedanken an etwas Schreckliches dort ausruft: 'Da möchte man gleich katholisch werden', hier aber: 'Da möchte man gleich preußisch werden'? Vergleicht man ferner das altsächsische Haus in seiner einheitlichen Anlage mit dem Nebeneinander der fränkischen Bauart oder prüft man sonstige Einrichtungen und Lebensgewohnheiten Ober- und Niederdeutschlands, so kommt man überall zu dem Ergebnisse, daß zwischen den Ländern an der Donau und an der Spree einschneidende, auf der verschiedenen Stammesart beruhende Unterschiede vorhanden sind.

59. Das bestätigt auch ein Blick auf die Entwickelung der Sprache. Die kühnsten Wortbildner und sprachgewaltigsten Dichter unseres Volkes, Fischart, Rückert und Goethe, sind im Süden zu Hause, und von der Schweiz aus hat die Dichtersprache im 17. Jahrhundert wesentliche Förderung erhalten; aber auch sonst ist der Süden dem Norden an sprachschöpferischer Kraft entschieden überlegen. Die oberdeutschen Mundarten zeigen weit mehr Beweglichkeit der Laute als die niederdeutschen, die vielfach noch auf derselben Stufe stehen wie zu Tacitus' Zeit. Wie das dunkle Haar und Auge von Süden allmählich nach Norden vordringt und dem altgermanischen Gepräge immer mehr Gebiet streitig macht, so haben auch die wichtigsten Lautgesetze unserer Schriftsprache ihren Siegeslauf in Oberdeutschland begonnen. Die zweite Lautverschiebung ist von Südwesten, die Spaltung des î, û und iu (ü) in ei, au und eu von Südosten ausgegangen, im alemannisch-schwäbischen Gebiete tritt zuerst der Wandel des altüberlieferten[1]) ê in â (Suêbi: Schwaben) ein, der vor dem 4. Jahrhundert beginnt und im 9. dem Dichter

1) Vgl. Müllenhoff in Haupts Zeitschr. f. deutsch. Altert. VII, S. 528.

des niederdeutschen Heliand schon geläufig ist, desgleichen die Zerdehnung der auf germanischem Boden entstandenen ê- und ô-Laute[1]) in ia und uo (mhd. ie und uo, nhd. î und û), z. B. bei ahd. spiagal Spiegel = lat. spēculum und scuola, Schule = lat. schōla.[2])

60. Ähnlich verhält es sich mit der Wortbiegung. Die süddeutschen Mundarten gebrauchen wie die romanischen Sprachen in der Vergangenheit der tätigen Zeitform die zusammengesetzten statt der einfachen Bildungen (da hat er gesagt = da sagte er u. s. f.), ja sie gehen in ihrer auflösenden Sprachrichtung zum Teil soweit, daß sie (z. B. in Österreich und am Oberrhein) die Möglichkeitsform der Vergangenheit oft durch „würde" umschreiben und sagen: er erklärte, ich würde schön singen = ich sänge schön.[3]) Die schwache Abwandlung greift in Oberdeutschland am stärksten um sich. Während norddeutsche Dichter wie Klopstock, Voß und Bürger meist noch 'gutes Mutes' u. a. schreiben und Gottsched dies (1776) geradezu verlangt, sind bei Schiller, Goethe u. a. süddeutschen Dichtern bereits die schwachen Formen guten Muts u. s. f. durchaus die gewöhnlichen. Ferner werden die Fremdwörter im Donaugebiete meist schneller und häufiger in deutsches Gewand gekleidet oder wenigstens nach deutschen Gesetzen betont. Den Január nennt man in Österreich Jänner, die Kastánien Késten; aus Nikolaus und Bartholomäus wird infolge verschiedener Akzentgebung oberdeutsch Nickel und Bárthel, niederdeutsch Klaus und Mewes; dort betont man Altar und Pastor auf der ersten, hier dagegen auf der zweiten Silbe.[4])

---

1) Vgl. W. Wilmanns a. a. O. § 189. 190; Singer in Paul und Braunes Beiträgen XI, S. 293 f. 301 f.; Jellinek ebenda XV, S. 297.

2) In diesen und andern Wörtern ist der ursprünglich kurze Vokal im Spätlatein verlängert worden (vgl. brêve = Brief). — Auch die Schreibung ä für den nhd. Umlaut des a tritt zuerst in Oberdeutschland auf, später in Mitteldeutschland (z. B. in Mainz, Worms, Frankfurt Anfang des 16. Jahrhunderts).

3) Vgl. Lyons Zeitschrift V, S. 37 ff.

4) Weniger in Beziehung zur Stammes- und Volksart ist die Tatsache zu bringen, daß der Süden voranging, als es im 13. Jahrhundert

61. Im Gegensatz zum Süden hat sich der Norden mehr durch Verstandestätigkeit hervorgetan. An Fähigkeit, den freien Fluß der Rede durch Dämme und Deiche zu regeln, ist er stets überlegen gewesen. Die Lautbewegungen, die von Oberdeutschland ausgingen, brachen sich meist an dem Walle des starren Sachsentums. Mit Stolz rühmt Lauremberg (1652) in seinen niederdeutschen Scherzgedichten[1]) die Festigkeit des Niederdeutschen mit den Worten: 'Unse sprake blift altid beständig und fest, als se ersten was, evenso is se ock lest. Juwe (das Hochdeutsche) verändert sik alle föftig (50) jahr, dat können de schriften bewisen klar. Einer kann mit groeter Moey kuem dre Regen (3 Reihen) lesen Van der Spraek, de domals is im Gebruek gewesen; men de Sprake in ganz Neddersaxenland blift unverrückt un hat Bestand.' In Norddeutschland wird mehr Wert auf sorgfältige und richtige Aussprache gelegt[2]), und mag es auch zufällig sein,

---

galt, das Latein aus seiner Machtstellung zu verdrängen und der Muttersprache zu ihrem Rechte zu verhelfen. Die erste deutsch geschriebene Urkunde ist wohl der Schiedsspruch zwischen Albrecht IV. und Rudolf III. von Habsburg 1238, die älteste kaiserliche Verbriefung in deutscher Sprache (von Konrad IV.) stammt aus dem Jahre 1240. In Bern, Freiburg, Straßburg, Ulm und andern Städten des Südwestens ist die Zahl der deutsch verfaßten Urkunden schon in den 60er und 70er Jahren des 13. Jahrhunderts beträchtlich, in Augsburg im 8. Jahrzehnt; weiter nördlich mehren sie sich erst im 14. Jahrhundert (vgl. Pauls Grundriß I², S. 658 ff.).

Auch steht wohl kaum in Zusammenhang mit dem Volkscharakter, daß in Süddeutschland die ersten Adelsbezeichnungen auftraten und die Ritter sich dort am frühesten nach ihren Besitzungen nannten; ebensowenig, daß dort, als infolge der ausgebreiteten Handelsbeziehungen bürgerliche Kaufurkunden häufiger wurden und sich eine genauere Unterscheidung gleich benannter Personen nötig machte, zuerst Doppelnamen (Vor- und Zunamen) statt der bisher wie in Altgriechenland üblichen einfachen gebraucht wurden. Im 12. Jahrh. ist diese Sitte an Rhein und Donau, im 13. und 14. in Mittel- und Norddeutschland nachweisbar; die Friesen haben sich dem Brauche erst im 18. Jahrhundert angeschlossen.

1) IV, 561, nach der Ausgabe von Braune. Halle 1879.

2) Allerdings geschieht dies deshalb, weil hier die Schriftsprache mehr ein Kunsterzeugnis ist, dem die natürliche Anlehnung an die Volksrede fehlt.

daß von Norden her schon in mhd. Zeit der strengere Reim (durch Heinrich von Veldeke) eingeführt worden ist, so bleibt doch beachtenswert, daß die wichtigsten Sprachgesellschaften dort tätig gewesen sind. Klopstock stellt grammatische Untersuchungen über die Sprache an, die Goethe und Schiller fern liegen, und wie die Mehrzahl der hervorragenden Grammatiker (z. B. Gottsched, Adelung u. a.) im Norden unseres Vaterlandes geboren ist, so wirkt noch gegenwärtig von dort aus der allgemeine deutsche Sprachverein für Schönheit und Reinheit unserer Muttersprache.

62. Betreffen die bisher erörterten Erscheinungen mehr den Verstand und die Einbildungskraft, so tritt auch die Gemütsseite im sprachlichen Ausdruck beider Gebiete in bezeichnender Weise hervor. Wie der Park des süddeutschen Grundbesitzers mehr im Schmucke bunter Blumen erglänzt, der des norddeutschen dagegen mehr in dem strengen Ernste herrlicher Baumgruppen seine Eigenart entfaltet, so zeigt auch Oberdeutschland ein farbenfreudigeres Vokalbild in seiner Sprache als die niederdeutschen Länder: dort, namentlich im bayrischen Oberlande, sind mehr Doppellaute zu finden als in den niederdeutschen Mundarten. Und wie groß ist nicht der Unterschied zwischen beiden Gegenden in Aussprache und Betonung! Nicht nur besteht zwischen der gehobenen und der gesenkten Stimme bei den Süddeutschen ein größerer Zwischenraum als bei den Bewohnern des Nordens, sondern es herrscht auch große Verschiedenheit zwischen der breiten und langsamen Sprechweise des gemütlichen Bayern und der raschen, scharf betonenden Rede des Brandenburgers. Überhaupt ist die Sprache im Süden von lebhafterer Empfindung getragen, bilderreicher, daher sinnlicher und durchsichtiger. Nirgends sieht und hört man so viel Verkleinerungssilben auf Wirtshausschildern und im täglichen Verkehr; nirgends wird der Artikel so oft vor Personennamen gesetzt (der Franz, die Anna) oder ein gemütliches Flick- und Bindewort in die Rede eingefügt; nirgends reicht die Verwendung der bequemen mundartlichen Redeweise in so hohe Kreise hinauf. Da die Süddeutschen im allgemeinen harmloser und

treuherziger, mitteilsamer und offener sind, so zeigen sich auch die gebildeten Stände zugänglicher und schließen sich weniger nach unten hin ab, rücken dem Volke daher auch in der Sprache näher.[1]) Im Norden ist man zugeknöpfter und ernster; anstatt freundlich entgegenzukommen, zeigt man oft vornehme Zurückhaltung. Starr, steif, straff, stramm und barsch, die richtigen Schlagwörter der preußischen Zucht, sind niederdeutschen Ursprungs; ebendaher stammen flott und flink, knapp und unverfroren. Auch darf es uns nicht wundern, daß in einer Gegend, die den Reineke Fuchs, das Lalenbuch und den Till Eulenspiegel hervorgebracht hat, also zum Schelmischen neigt, die Wörter drollig und Schnack heimatsberechtigt sind.

Doch der Wortschatz gibt uns noch andere Aufschlüsse. Er sagt uns, daß wir von den Oberdeutschen mit den Eigentümlichkeiten des Hochgebirges bekannt gemacht worden sind und durch die Niederdeutschen das Seewesen kennen gelernt haben. Von jenen stammen die Ausdrücke Alp, Alm, Matte, Fluh, Senne, Firn, Föhn, Gletscher, Halde, Tobel, Grat, Klamm u. a., von diesen fast alle Bezeichnungen, die sich auf das Meer und die Schiffahrt beziehen, namentlich Bake, Bucht, Deich, Düne, Ebbe, Haff, Holm, Küste, Stapel, Reede, Klippe, Riff, Strand, Sund, Werft, Ufer, Boot, Jacht, Kahn, Wrack, Kajüte, Bugspriet, Deck, Südwind (vgl. dagegen ahd. sundwint und die Ortschaften Sundheim, Sundhausen) u. a., natürlich auch Namen von Fischen und andern Seetieren, so Dorsch, Butt, Hai, Krabbe, Roche, Quappe, Sprotte. Infolge des Seehandels sind Benennungen überseeischer Erzeugnisse, z. B. Gewürznelke[2]), Schildpatt, Kork (= lat. cortex, Rinde) und Knaster (= span. canastro, Rohrkorb zum Versand des Varinastabaks) von Niederdeutschland in die Schriftsprache eingedrungen; aber auch Verkaufsgegenstände norddeutscher Abkunft wie Bernstein (= Brennstein) oder Torf und Handelsausdrücke wie Börse,

1) Dabei ist jedoch zu beachten, daß die oberdeutschen Mundarten der hochdeutschen Schriftsprache in der Lautgestalt näher stehen als die niederdeutschen.

2) Aus nd. negelke, obd. Näglein = kleiner Nagel.

Gilde, Fracht, Ware, Kran, Schuppen und Oxhoft (eigentl. Ochsenhaupt), tragen nd. Namen. Daß ferner Nordwestdeutschland zuerst Linnen und Laken, Flor und Watte erzeugt, der Gartenkunst Anregungen gegeben (vgl. Maßliebchen, Rabatte, Radieschen) und durch die niederländischen Landsknechte Kaiser Maximilians I. die Wörter Beute, Lunte, Pike und plündern in Umlauf gebracht hat, lehrt deren Form. Ebenso verraten ihre norddeutsche Abkunft die von Jahn eingeführten Bezeichnungen der Turnkunst Riege, Reck, Wippe, Kippe und verschiedene Ausdrücke des niederrheinischen Lebensgenusses wie prassen, biegelhoch, d. h. bis zum Pegel (Aichstrich) reichend, Gelage und Mummenschanz. Endlich erkennen wir an den flandrischen Substantiven Wappen, Tölpel (mhd. törpel = Dörfler, Dorfbewohner) und Ritter, daß uns einst vor allem dieses Gebiet die ritterliche Bildung der Franzosen übermittelt hat.[1])

63. Was so von ganzen Volksstämmen gilt, läßt sich meist auch von einzelnen Vertretern behaupten. Die Kantische Philosophie spiegelt sittlich das den preußischen Staat durchdringende Pflichtgefühl, geistig das dort vorwaltende Element des kühlen Denkens wider, in Albertus Magnus († 1280) und Paracelsus († 1541), in Hegel und Schelling ist der hochfliegende Geist des Schwaben deutlich zu erkennen. Der Theolog Harms in Hermannsburg mit seinem festen Willen und seinem starken Zuge zur Gesetzlichkeit ist ein Niedersachse durch und durch, während der württembergische Pfarrer Blumhardt die ausgeprägte Eigenart des schwäbischen Stammes zeigt. Der weichliche Zug des Wieners spricht aus Grillparzers Dichtungen, die schwermütige Stimmung des norddeutschen Marschlandes kommt in Storms Novellen zum Ausdruck, die heitere Lebensfreude des Rheinländers in Scheffels Liedern, die kräftige Art des Märkers in Theodor Fontanes Romanen. Gellert zeigt norddeutsche, nüchterne

---

1) Nd. sind auch die Wörter Bord, Backbord, Ballast, Brackwasser, Bramsegel, Ducht, Flagge, hissen, Kabuse, kalfatern, leck, Lee, lichten (Anker), löschen (Ladung), Lotse, Luke, Matrose, Pegel, Bagger, reffen, schleppen, Steuer, Takel. Vgl. Th. Matthias, Beih. d. Sprachv. X, S. 194 f. und O. Schrader ebenda XI, S. 1 ff.

Denk- und Schreibweise, Ad. Stifter süddeutsche, jenem gesellt sich der mannhaft trotzige Seume, diesem der gefühlvolle, bilderreiche Jean Paul. Der Frankfurter Goethe ist dem Süden geistesverwandt, der Obersachse Lessing vom Scheitel bis zur Zehe ein Kind des Nordens. Vielleicht lohnt es sich der Mühe, einmal an den zuletztgenannten beiden Dichtern nachzuweisen, inwieweit sich die Verschiedenheit der Geistesart in ihrem Stile ausprägt.

64. Goethe und Lessing standen sich geistig so wenig nahe, daß keiner von beiden das Bedürfnis fühlte, den andern einmal aufzusuchen; sie haben sich daher zeitlebens nicht gesehen. Die Luft der norddeutschen Tiefebene sagte dem Franken in gleich geringem Maße zu wie die des Südens dem Obersachsen; und während sich bei jenem unter Italiens heiterem Himmel der Geist erst völlig erschloß, während er dort alles gierig einsog, für alles, was um ihn lebte und webte, Auge und Ohr hatte, machten die wonnigen Gefilde der italienischen Landschaft, die Art und Lebensweise des Volkes und die Kunstschätze Venedigs auf diesen so geringen Eindruck, daß er die Zeit seines Aufenthalts hauptsächlich in Bibliotheken zubrachte und sein Tagebuch mit trockenen Bemerkungen über Handschriften und verwandte Dinge anfüllte. Die Natur war für Goethe alles, aus ihr schöpfte er wie aus einem nie versiegenden Quickborn die Menge seiner Gleichnisse, in denen er nach eignem Geständnis mit Sancho Pansas Sprichwörtern um die Wette lief, aus ihr die Kraft der Sinnlichkeit und die Anschaulichkeit seiner Sprache.[1]) Wenn er von der Zärtlichkeit spricht, mit der sich die Meereswelle an seinen Busen anschmiegt oder von dem heraufschwimmenden Dämmerscheine der weggeschiedenen Sonne oder vom feuchtverklärten Blau des Äthers, so fühlen wir unwillkürlich, daß der Dichter dies alles der Natur abgelauscht hat und daß er durch enge Bande mit ihr verknüpft ist. Wie er in der Wissenschaft alle Reiche der Natur umspannte, so waren sie ihm auch alle im sprachlichen Ausdruck dienstbar und gaben ihm Stoff zu seinen

1) „Das Bedürfnis, mich figürlich und gleichnisweise auszudrücken, begleitete mich durch das ganze Leben" (Dichtung und Wahrheit, Schluß des 2. Teils).

herrlichen Bildern. Anders war Lessing. Für Naturschönheiten zeigte er sich nicht empfänglich, selbst die Frühlingspracht ließ ihn kalt. Die für den Dichter erforderliche Sinnlichkeit der Sprache wurde ihm nicht durch das Auge, sondern durch den Verstand zuteil. So mußte er selbst am Schlusse seiner Hamburgischen Dramaturgie das Geständnis ablegen, er verspüre die lebendige Quelle nicht in sich, die durch eigene Kraft in reichen, frischen, reinen Strahlen aufschieße, er müsse vielmehr alles durch Druckwerk und Röhren aus sich herauspressen. Auch er liebte die Bilder und die Gleichnisse sehr und erklärte: 'Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren, ich wüßte mich sonst nicht zu erklären'. Aber sie drängten sich nicht von selbst seinem Geiste auf, er mußte sie vielmehr erst suchen, künstlich erzeugen. Überdies verwendete er sie nicht zu allen Zeiten in gleichem Maße, sondern je mehr er die Überzeugung gewann, daß sie ein Haupthebel für die Anschaulichkeit des Ausdrucks seien, um so häufiger flocht er sie in seine Rede ein; und wie er sich alles erst mühsam eroberte, so war bezeichnenderweise ein gut Teil seiner Gleichnisse vom Kampfe hergenommen.[1])

65. Eine heitere Ruhe bezeichnet das Wesen des fränkischen Dichters; um schaffen und gestalten zu können, mußte er frei und froh sein. Schönheit und Anmut, Abrundung und Wohllaut sind daher auch hervorragende Kennzeichen seines Stils, und mit Recht rühmt er von sich, daß er 'das Talent, deutsch zu schreiben, der Meisterschaft nahe gebracht habe'. Im Malerisch-Musikalischen ist er allen seinen Zeitgenossen überlegen. Die Empfindung strömt bei ihm in langen Wellen aus. Darum sagt ihm

1) Über Lessings Sprache sind zu vergleichen: E. Schmidt, Lessing. Berlin 1892. II, S. 683—735 (2. Aufl. 1899); O. Immisch, Jahrb. für Philol. 1887. S. 331 ff. 393 ff.; A. Lehmann, Forschungen über Lessings Sprache. Braunschweig 1875; Cosack, Bild und Gleichnis in ihrer Bedeutung für Lessings Stil. Danziger Programm 1869; L. v. Waldburg, Studien z. Lessings Stil in d. Hamburg. Dramaturgie 1882; Uhlig in Lyons Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XVII, S. 708 ff.; L. Goldstein, Beitr. z. lexikalischen Stud. über d. Schriftspr. d. Lessingperiode, Sonderabdruck aus d. Festschr. z. 70. Geburtst. O. Schades. Königsberg 1896.

die breit dahinfließende epische Dichtung so sehr zu; auch in der Lyrik ist er Meister, besonders in dem leichtbeschwingten Liebesliede; selbst seine Dramen sind lyrisch angehaucht.[1]) Lessing dagegen ist eine trotzige, streitbare Natur. Sein Wahlspruch lautet: 'Dies in lite'; er hätte auch mit Luther von sich sagen können: 'Ich habe kein besser Werk als den Zorn und Eifer. Denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein; da erfrischt sich mein Geblüt, mein Verstand wird geschärft und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.'[2]) Der empfindsame Werther stößt ihn ab. Nach norddeutscher Art scheut er sich, die Innigkeit und Gemütstiefe hervorzukehren, echt norddeutsch ist es auch, daß er seinen Gedanken im mündlichen und schriftlichen Ausdruck die knappste Form gibt: er ist sparsam mit Beiwörtern, selten verwendet er mehrere nebeneinander, die Superlative wägt er vorsichtig ab, von Wortpaarungen wie 'mit Lust und Liebe' macht er nur wenig Gebrauch. Nach seiner eignen Angabe ist für ihn schon die möglichste Kürze Wohlklang, und darum hat er nie darnach gestrebt, des Tonfalls wegen einen Ausdruck umzuformen. Doch neben der Kürze und Gedrungenheit sind auch Klarheit und Schärfe Hauptmerkmale seines Stils. Die größte Deutlichkeit ist für ihn immer die größte Schönheit. Das Sinngedicht mit seinen Spitzen und Gegensätzen bietet ihm den liebsten Tummelplatz, das Bühnenstück bildet seine hervorragendste Leistung. Selbst die ungebundene Rede ist bei ihm dramatisch belebt. Die Kunst epischer Erzählung, die Goethe so meisterhaft handhabt, hat ihm die Natur versagt. Er erzählt und schildert nicht, sondern er entwickelt mit uns, macht uns zu Teilnehmern seiner Untersuchungen, zu Mitstreitern im Kampfe. Die Form der Unterredung sagt ihm am meisten zu. Und während bei Goethe

1) Vgl. zu Goethes Sprache: Lehmann, Über Goethes Sprache und ihren Geist. 1849; H. Henkel, Das Goethische Gleichnis. Halle 1886; E. Albrecht, Zum Sprachgebrauch Goethes, Crimmitschauer Programm 1877; V. Hehn, Gedanken über Goethe, Berlin 1887 und Beiträge zur Erkenntnis des Typischen in Goethes Stil, Grenzboten 1883 und 1884. Andre Schriften über Goethes Sprache unten § 94 und § 96.

2) Vgl. Aurifaber, Tischreden Luthers. Eisleben 1566. Bl. 203a.

der Schauspielvers in gleichmäßigem Flusse mit reichem Wohlklang und ruhiger Schönheit dahingleitet, zeigt sich die Bühnensprache Lessings aufgeregter und leidenschaftlicher. Die Redewellen verlaufen sich nicht am Schlusse des Verses, sondern springen noch in den nächsten hinüber, dazwischen kommen kurze Stoßwellen, die den Bau der einzelnen Verse zerreißen.

66. Beide haben manches vom Auslande gelernt, Goethe von Griechen und Engländern, Lessing von Römern und Franzosen. Jener versenkte sich liebevoll in die Eigenart derer, die er sich zum Muster genommen hatte, dieser warf sich mit grübelndem Verstande zu ihrem Kunstrichter auf. Beide wurzelten mit allen Fasern im Boden ihrer Heimat. Aber wenn der Frankfurter mit vollen Zügen den belebenden Hauch der Mundart einsog und wie Antäus durch die Berührung der heimischen Scholle stark wurde, suchte der Kamenzer eifrig auszumerzen, was sich etwa an mundartlichen Bildungen in seine Schriftsprache eingeschlichen hatte. Beide verwerteten die Erfahrungen, die sie auf ihrem Lebenswege gesammelt hatten; aber während Lessing sich selbst, sein Denken, Fühlen, Wollen und seine Erlebnisse selten zum Gegenstand der Darstellung machte, griff Goethe überall in den eignen Busen und bot so in seinen Dichtungen 'Bruchstücke einer großen Konfession'.

Daher paßt besser auf Goethe als auf Lessing, was Ebert singt:

> 'Der allgewalt'ge Zauberstab,
> Den Phöbus in dem Stil ihm gab,
> Kann, was er will, zu Gold berühren
> Und Dorngesträuch mit Rosen zieren.'

Denn 'diesem Lieblinge der Musen war es verliehen, auf allen Saiten der Empfindung zu spielen, die zierlichen Grazien zu haschen und den derbsten Holzschnitt wiederzugeben, Götz und Werther, Faust und Prometheus den Mund zu lösen und in Liedern und Hymnen jede Falte im Labyrinth der Brust ahndevoll zu berühren.'[1])

1) Vgl. E. Schmidt, Lessing II, S. 709.

Ohne Mundarten wird der Sprachleib zum Sprachleichnam. L. Jahn.

3. Mundart und Schriftsprache.[1])

67. Mundart und Schriftsprache sind nach ihrer Abstammung einander nahe verwandt, aber in ihrem Wesen grundverschieden. Jene zieht wie eine rotwangige Dorfschöne in einfachem Gewande harmlos und ungezwungen ihre Straße, diese gleicht der aufgeputzten Städterin, die das blasse Antlitz durch künstliche Mittel färbt, doch im Vollgefühl ihrer Würde selbstbewußt dahinschreitet; jene liebt die Freiheit, diese fügt sich dem Zwange, jene predigt Offenheit und Geradheit, diese ergeht sich oft in

---

1) Vgl. Paul, Grundriß der germ. Philologie I, S. 1507 bis 1530: Deutsche und niederländische Mundarten, von F. Kauffmann; O. Brenner, Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten. Leipzig 1893 ff. Bd. I—VI; Osthoff, Schriftsprache und Volksmundart, Berlin 1183; O. Behaghel, Schriftsprache u. Mundart, Gießen 1896; E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, Straßburg 1898; F. Jostes, Schriftsprache und Volksdialekte, Jahrbuch des Vereins für nd. Sprachforschung 1885. Bd. XI, S. 85 ff.; R. Reichel, Mundart und Schriftsprache. Graz 1892; H. Wunderlich, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt. Weimar 1894; derselbe, Das Sprachleben in der Mundart, Beiheft d. Sprachv. XII, S. 33 ff. (1897); Hertel, Über den Wert mundartlicher Untersuchungen. Greizer Programm 1892; Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? 2. Aufl. Leipzig 1897; Th. Matthias, Die Mundart im Spiegel der Schriftsprache, 1896, Beih. d. Sprachv. X, S. 173 ff.; P. Wiegand, Der menschliche Körper im Munde des deutschen Volks. Frankfurt a. M. 1899; A. Kaufmann, Geschichte der schwäbischen Mundart. Straßburg 1890; H. Fischer, Geographie der schwäbischen Mundart. Tübingen 1895; O. Brenner, Mundarten u. Schriftsprache in Bayern. Bamberg 1890; J. Schiepek, Der Satzbau der Egerländer Mundart. Prag 1899.

leeren, hohlen Redensarten. Wenn gleichwohl noch heutigen Tags die gebildeten Stände häufig mit Geringschätzung auf die Sprache des Bauern herabblicken, so ist das eine schlechte Hinterlassenschaft der Zeit des Humanismus, die wir leider noch nicht wieder los geworden sind. Wer aber mit unbefangenem Blicke und ohne Voreingenommenheit die Redeweise beider vergleicht, wird bald zu der Überzeugung kommen, daß die so scheel angesehene Mundart weit mehr Ahnen aufzuweisen hat, als die sich vornehmer dünkende Schriftsprache. In ihren Adern fließt reines, seit Jahrtausenden unvermischtes Blut, ihr Stammbaum reicht um viele Jahrhunderte weiter zurück in die Vergangenheit. Und mit dem Adel der Geburt hat sie sich auch die Freiheit der Bewegung gewahrt.

68. Zunächst in der Art, wie sie die Lautgesetze handhabt. Völlig ungestört und ohne fremde Eingriffe geht in der Mundart das Räderwerk seinen Gang. Unbewußt spricht ein Geschlecht dem andern die Worte nach. Dabei ist es leicht möglich, daß Laute ungenau aufgefaßt werden; wenn sich aber solche Abweichungen, so gering sie an sich auch sein mögen, Jahrzehnte lang immer nach derselben Richtung bewegen, so treten sie schließlich augenfällig zu Tage. Anders verhält es sich mit der Schriftsprache. In ihr wird der Lautwandel durch den regelnden Einfluß des Schrifttums bedeutend erschwert; denn das lesende Auge kommt dem sprechenden Munde zu Hilfe.

Auch im einheitlichen Ausbau der Lautgesetze ist die Mundart entschieden überlegen. Sie wird von einem Geist getragen und von einem Odem durchweht; darum führt sie alle etwa eintretenden Veränderungen im Lautkörper gleichmäßig durch.[1]) Im Donaugebiete hat man das schließende e (die Freud, Hetz, Bitt) fast durchweg beseitigt, im Pleißen- und Muldengau es

1) Ähnlich ist es bei der Satzfügung. In der Schriftsprache heißt es: 'er sagt, er habe gelesen', aber 'er sagt, sie hätten gelesen', in der Mundart ist von einem derartigen Wandel der Zeitstufe keine Rede: sie setzt entweder überall die Vorstellungsform der Gegenwart (z. B. im Alemannischen) oder durchweg die der Vergangenheit (besonders in Mittel- und Norddeutschland).

zielbewußt festgehalten (das Gesichte, Stücke, Öle), die Schriftsprache dagegen verfährt auch hier ungleichmäßig; sie sagt Gebirge, aber Gericht; Knabe, aber Fürst (mhd. vürste). Wie sie schon bei ihrem Entstehen aus verschiedenen Quellen zusammengeflossen ist, so ergänzt und erweitert sie ihren Wortschatz aus allen möglichen Mundarten, ohne daß sie es für nötig erachtete, alle neuen Eindringlinge den gleichen Lautgesetzen zu unterwerfen. Durch den Handel und Verkehr und durch den Einfluß hervorragender Dichter und Denker unseres Vaterlandes haben sich ober-, mittel- und niederdeutsche Wörter in das Bett der nhd. Schriftsprache ergossen, und so kann man denn auch die eigentümlichen Lauterscheinungen verschiedener Mundarten darin vertreten finden: die Ausdrücke anberaumen (au: â), versöhnen (ö: üe) und Kaiser[1]) zeigen vermutlich altbayrische Vokalfärbung, löschen und schwören[2]) alemannische, dagegen weisen brauen, kauen, erlaucht und verschlingen[3]) auf mitteldeutsche Abkunft hin; die Lautverbindungen cht = ft in Schacht (Schaft), Nichte (Niftel), berüchtigt (verrufen), sacht (sanft), sichten (sieben) sind mittelfränkischen, aber wr in Wrack und wringen niederdeutschen Ursprungs, ebenso meist gg, bb und dd, z. B. in Flagge, Dogge, baggern, Robbe, Ebbe, Krabbe, Kladde, Padde, Quaddel. Nur wenige Menschen kennen den Sachverhalt, von der Mehrzahl wird die Sprachmischung kaum noch gefühlt; jedenfalls aber muß man sie als berechtigt anerkennen.

69. Entschieden größere Ungebundenheit und Triebkraft der Mundart zeigt sich außer beim Lautwandel auch in der Wortbiegung. In der sich frei entwickelnden Sprache wirkt das Gesetz der Angleichung viel stärker und zieht viel weitere Kreise als in der beständig durch schriftlichen Gedankenaustausch und das Vorbild gedruckter Werke geregelten Schriftsprache. Gleich dem berggeborenen Wildbache ergießt sie sich hier und da

---

1) Aus mhd. berâmen, versüenen, keiser.

2) mhd. lëschen, swern. Vgl. K. v. Bahder a. a. O. S. 170.

3) mhd. briuwen, kiuwen neben wiederkäuen, erliuht, erleuchtet (vgl. md. Ortsnamen wie Naumburg, Nauheim, Naundorf und Personennamen wie Naumann und Naubert), verslinden (vgl. Schlund).

schäumend über die einengenden Ufer und Dämme. Unwillkürlich paßt der Volksmund ein Wort in seiner Biegung dem andern an, sofern es gleiches oder ähnliches Aussehen hat. Wenn ein Mensch unabsichtlich vom bisherigen Brauche abweicht, folgt ihm ein andrer ohne Überlegung nach, und so verbreitet sich allmählich eine neue Form über einen ganzen Volksstamm, ohne daß man anzugeben vermöchte, von wannen sie gekommen und wer sie geschaffen. Nach dem Vorbilde von geweint sagt der Oberdeutsche g(e)scheint, nach gered(e)t g(e)bitt[1]; Bildungen wie ich scheute und ich welkte waren dem Obersachsen die Muster für ich schreite (schrie) und ich melkte (ich molk). Doch kann man kaum behaupten, daß dem sprachschaffenden Volksgeiste die schwache Form des Zeitworts bequemer gewesen wäre als die starke. Denn ebensogut sind die umgekehrten Übergänge belegt: jug (jagte), kief (kaufte), kniep = kneipte, gewunken (gewinkt), eingestochen (eingesteckt), verwunschen u. a.[2] Aber auch sonst werden die Verschiedenheiten der starken Biegung vielfach durch Angleichung beseitigt. In Süddeutschland ist der Umlaut[3] bei vielen starken Hauptwörtern zur Bildung der Mehrheit (Täg = Tage) verwendet worden, in Mittel- und Niederdeutschland formt man ich blus, brut, schluf nach trug, fuhr u. a. Über ganz Deutschland verbreitet ist der Trieb, die Mehrheit sächlicher Wörter auf -er ausgehen zu lassen (Dinger). Solchen Neuerungen gegenüber verhält sich die Schriftsprache im allgemeinen zurückhaltend, und es bedarf besonders starker Anregungen, um ihnen Eingang zu verschaffen.

70. Daß sich das Volk die Rede möglichst einfach und übersichtlich gestaltet, können wir auch an der Wortbildung und Satzlehre beobachten; vor allem aber ist sein Streben auf Deutlichkeit[4] gerichtet. Den stärkern und eindringlichern Wortformen auf -eln, -ern, -sen (Intensivbildungen) gibt es den

---

1) Vgl. Osthoff, Schriftsprache und Mundart S. 22.

2) Der Obersachse Lessing gebrauchte Formen wie biegte, rufte, rung und schwung. E. Schmidt, Lessing II, S. 706.

3) Vgl. Winteler, Kerenzer Mundart S. 170 ff.

4) Vgl. H. Wunderlich, Unsere Umgangssprache S. 122—196.

Vorzug vor den schwächeren, dieser Endung ermangelnden: hüppeln und hopsen vor hüpfen, knüppeln vor knüpfen, rankern vor sich renken, glitschen und rapschen vor gleiten und raffen. Die Verneinung wird nachdrücklich wiederholt, damit sie recht ins Gewicht fällt. In Angelys Fest der Handwerker erhält ein Geselle auf die Frage: 'Hat keener Schwamm?' keine Antwort; als er dann aber sagt: 'Hat denn keener keenen Schwamm nich?' findet er Gehör. Indessen ist einer der Anwesenden unwillig darüber, daß er nicht gleich ordentlich deutsch geredet habe. Im Volkslied aber heißt es: Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß. Auch die Fügewörter werden oft nachdrücklich verstärkt. Für das bloße indem heißt es indem daß, und desselben Zusatzes erfreuen sich ehe, seitdem, jemehr, damit u. a. Der Wesfall ist bis auf einzelne Reste ausgestorben. Daher hat Goethe wohl daran getan, daß er die Worte Georgs im Götz: 'Ein braver Reiter und ein rechter Regen mangeln niemals eines Pfades' 1773 geändert hat in 'kommen überall durch.' Erst so ist der Ausdruck volkstümlich geworden. Statt des besitzanzeigenden Wesfalls tritt der durch das Fürwort sein oder ihr verstärkte Wem- oder Wesfall ein: dem Vater sein Garten = des Vaters Garten. Diesen Kunstgriff verwendet auch Schiller in Wallensteins Lager, um der Rede volkstümliche Färbung zu geben; denn er läßt den Wachtmeister sagen: 'Auf der Fortuna ihrem Schiff' (7, 42) und 'des Teufels sein Angesicht' (11, 79f.). Ähnlich verfahren Goethe, Bürger, Gellert u. a. Dichter.[1])

71. Nun begreifen wir leicht die größere Vorliebe des Volks für stabreimende Formeln wie Stock und Stein, Stumpf und Stiel, dumm und dämisch, fix und fertig, schieben und schergen, drunter und drüber.[2]) Sie geben dem Begriffe mehr Kraft und

1) Vgl. Grimm, Grammatik IV, S. 351; G. Rausch, Zur Gesch. d. deutsch. Gen. seit mhd. Zeit, Gießener Diss. 1897 S. 27 ff.; die übrigen einschlägigen Schriften finden sich verzeichnet in meiner Syntax der Altenburger Mundart. Leipzig 1900. S. 38.

2) Vgl. Th. Heinze, Die Alliteration im Munde des deutschen Volkes. Anklamer Programm 1882.

Nachdruck und, da sie ihn in verschiedener Färbung vorführen, vielfach auch größere Anschaulichkeit und Klarheit. Dasselbe erzielt das Volk durch eingestreute Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, vor allem aber durch bildlichen Ausdruck. Vergleiche und Bilder sind ihm förmlich ans Herz gewachsen. Erst was es sich im Bilde vor die Augen zaubern kann, versteht es vollkommen. Es will eben nicht bloß verständnismäßig auffassen, weil es mehr mit der Einbildungskraft und dem Herzen tätig ist als mit dem Kopfe; mit dem kalten, nüchternen Verstande vermag es sich nicht zu befreunden. Ein Mensch kann ihm baumlang, ein Gebirge himmelhoch erscheinen. Indem so das Auge und die Phantasie der Denktätigkeit zu Hilfe kommen, wird der Ausdruck sinnlicher und faßlicher. Der Mann aus dem Volke empfängt den Gast nicht herzlich oder freundlich, sondern mit offenen Armen, er bittet nicht innig, sondern fußfällig oder händeringend. Knochenhart, windelweich, armstark, stockfinster, hundsgemein, fuchswild, prasseldürr, grasgrün, knüppeldick, mordsschlecht sind bei ihm beliebter als sehr hart, weich u. s. w.[1]), sich schneiden, verschwitzen üblicher als sich täuschen, vergessen. So heißt es auch von einem Kinde, das laut schreit, es brülle wie ein Löwe, von einem Schlafenden, er schnarche wie ein Bär, von einem Eilenden, er laufe wie ein Schneider, von einer Scheibe, sie sei so groß wie ein Scheunentor. Darum sind die Schimpfwörter Hund, Schaf, Schwein, Ochse so gebräuchlich; denn diese bekannten Haustiere haben stark ausgeprägte Eigenschaften, die jedem auf den ersten Blick auffallen, und für den bildlichen Ausdruck greift das Volk gern zu den nächstliegenden Beispielen. So nennt auch der Handwerker das Geld oft nach

1) Für die Steigerung mit dem abgegriffenen Wörtchen 'sehr' gebraucht es gern die Verstärkung durch furchtbar, schrecklich, höllisch, und schon zu Schottels Zeiten sagte man schrecklich fromm, grausam froh. Vgl. L. Tobler, Verstärkende Zusammensetzungen in Frommanns Zeitschrift für deutsche Mundarten V, S. 1 ff., 180 ff., 302 ff. und O. Hauschild, Die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern. Hamburger Programm 1899.

dem Hauptbindemittel, das er verwendet: der Schneider Zwirn, der Bürstenbinder Draht, der Tischler Leim; so bezeichnet der gemeine Mann die Ohren als Löffel, die Haut des menschlichen Körpers als Fell oder Pelz, das Gewehr als Kuhbein, Anschauungen, wie sie auch beim Übergang der römischen Volkssprache in die romanischen Sprachen hervortreten; denn frz. tête, Kopf ist = testa, Scherbe, épée, Säbel = spatha, Rührlöffel u. a. Von dieser reichen Einbildungskraft des Volks zeugen ferner die Ausdrücke, die es sich für viele Tiere und Pflanzen geschaffen hat. Hier finden wir neben dem Nilpferd das Heupferd, neben dem Meerschweinchen den Seelöwen, neben der Butterblume die Käseblume, Gänseblume u. a. Bezeichnungen, die meist schöner, sicherlich aber leichter verständlich sind als die lateinischen der wissenschaftlichen Tier- und Pflanzenkunde. Überhaupt sagen Fremdwörter dem Volke in der Regel so wenig zu und erscheinen ihm so undurchsichtig, daß sie häufig umgedeutet werden, wenn sie in seine Rede eindringen, z. B. mus (murem) montis, ahd. murmunto (Bergmaus) in Murmeltier.[1])

72. Hatten wir es bisher mit dem Wirken der Einbildungskraft zu tun, so gilt es nun, von der in den Mundarten erkennbaren Beteiligung des Gemüts zu sprechen. Hierher gehört zunächst die Freude an Verkleinerungssilben. Sehr oft hängt das Volk den Wörtern ein -chen oder -lein an und gibt damit klar zu erkennen, daß es persönlichen Anteil an der Sache nimmt; ja es hat stehende Wendungen zur Verfügung, in denen das Hauptwort gar nicht anders als in der Verkleinerungsform vorkommt: sein Mütchen kühlen, sein Schäfchen scheren, ins Fettnäpfchen treten, ein Schnippchen schlagen, kein Untätchen, ein schönes Früchtchen, sich ins Fäustchen lachen. Nirgends spielt der 'ethische Dativ' und das besitzanzeigende

1) Vgl. Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? 2. Aufl. Leipzig 1897; Söhns, Die Parias unserer Sprache. Leipzig 1888; Genthe, Deutsches Slang. Straßburg 1892; Franke, Über Reinheit und Reichtum der deutschen Sprache, gefördert durch die Mundarten. Leipzig 1890; G. Andresen über deutsche Volksetymologie, 6. Aufl. Leipzig 1899 und W. Wackernagel, Kleine Schriften III, S. 252 ff.

Fürwort mein eine so große Rolle. Den schönsten Ausdruck aber findet das Volksgemüt im Satzbau. Die Rede bewegt sich nicht in langen, kunstvoll gedrechselten Gefügen, sondern in schlichten und einfachen Sätzen von mäßigem Umfange. Kühne Verschlingungen und Einschachtelungen sind ihr fremd. Das Volk läßt sich gern gehen und liebt nicht, logisch scharf die Gedanken weiter zu spinnen; auch verschmäht es, die Gedanken stets sorgfältig miteinander zu verknüpfen und durch Bindewörter zu verketten. Locker wie die Satzverbindung ist auch die Wortstellung (z. B. bayrisch: das wenn ich hätt' = wenn ich das hätte), die mehr Freiheiten als die Schriftsprache gestattet, entsprechend den Neigungen des Volkes, das die Zwangsjacke selbst in der Sprache verabscheut.

Eine andere Richtung des Volksgemüts wird durch das Streben gekennzeichnet, Wörter, die anstößig erscheinen, zu verhüllen oder zu umschreiben.[1]) Nicht auf sittlichem Gebiete; denn hier hat das Volk ein weites Herz und läßt tagtäglich Ausdrücke des Geschlechtslebens über die Lippen gleiten, die der Gebildete meidet, weil sie in der bessern Gesellschaft verfemt sind. Auch sonst kennt es die Zimperlichkeit der höhern Stände nicht und hat für gewisse Körperteile und natürliche Verrichtungen eine große Zahl derb erscheinender Bezeichnungen. Aber auf dem Gebiete des Glaubens ist das Volk ängstlicher. Es scheut sich, die Namen Gottes und Christi bei Ausrufen und Verwünschungen immer im Munde zu führen, und sucht sie daher zu verstümmeln oder zu verdrehen. Aus Jesus macht es Jesses, Jerum, Jemine, aus Gottes Blitz Potz Blitz. Vollends den Teufel verhüllt es zur Unkenntlichkeit in Pfui Deiker oder Deichsel, es nennt ihn den leibhaftigen Gottseibeiuns und ruft somit des allmächtigen Gottes Hilfe zum Schutze gegen seine bösen Einwirkungen an. Ferner wird aus Aberglauben in der Rede das Wort sterben gern gemieden und durch andre Wörter und Wendungen ersetzt; denn wenn man es unverhüllt

1) Vgl. K. Scheffler, Der verhüllende oder euphemistische Zug in unserer Sprache, Beiheft d. Sprachv. XIV, S. 113 ff. (1898).

ausspricht, fürchtet man, der Macht des finstern Verhängnisses anheimzufallen.

Das sind in großen Umrissen die Züge der volkstümlichen Rede. Mit solchen Mitteln haben sicherlich volksbeliebte Prediger wie der Franziskaner David von Augsburg und sein Schüler Berthold von Regensburg († 1272) zum Teil ihre gewaltigen Wirkungen erzielt; nach solchen Mitteln hat sich auch Luther umgesehen, als er in seiner Bibelübersetzung Alldeutschland das Wort Gottes nahe bringen wollte. Und wie Luther, so muß auch künftighin jeder, der sich an die Gesamtheit des Volkes wendet, mit der Mundart Fühlung behalten; vor allem aber sind die Dichter darauf angewiesen, immer und immer wieder durch einen kräftigen Trunk aus dem frischen Quell der Volksrede ihre Sprache zu beleben. Denn ihre Ausdrucksweise ist der des Volkes viel ähnlicher und viel näher verwandt als die der Gelehrten.

73. Auch die Dichtersprache will auf das Herz wirken und die Einbildungskraft anregen. Sobald sich der Verstand ins Mittel schlägt, geht ihr der poetische Hauch verloren. Schon von den ältesten Zeiten an sind daher Volkssprache und Dichtung eng verquickt. Noch ehe die Schrift erfunden und die Schriftsprache ausgebildet wurde, sind Heldengesänge und Volkslieder entstanden. Das höher gestimmte, freudig erregte Gemüt läßt unwillkürlich der Rede freien Lauf, und die Wörter fügen sich in der Jugendzeit der Völker so leicht zum Verse, weil die Sprache noch jugendlich frisch und anschaulich, also poetisch ist. Und finden wir nicht die Abneigung gegen verstandesmäßig genaue Unterscheidungen (blaugrün, grüngelb u. a.), die Vorliebe für abgerundete Zahlen (das habe ich dir schon hundertmal, tausendmal gesagt), den Stabreim und die stehenden Wendungen, aber auch den Bilderschmuck und alle die auf Gemüt und Phantasie der Hörer berechneten Züge in der Sprache des wahren, gottbegnadeten Dichters wieder? Er erzählt uns, wie der Sturm das Meer peitscht oder die Woge sich aufbäumt, er spricht von windebangen Häusern und hohläugigen Felsenklüften. Röslein und Blümlein ist seiner Ausdrucksweise ebenso angemessen wie dem Munde des Volks. Beide lieben nicht

weitschichtige Satzgefüge und meiden es, die Haupt- und Eigenschaftswörter durch viele Bestimmungen auseinanderzureißen. Die Natürlichkeit und Ursprünglichkeit der ältesten Zeit bewahren sie noch im Gebrauche der Zeitformen; sie kennen fast nur zwei: für die Zukunft setzen sie die Gegenwart mit ein, und für die Vergangenheit reicht meist das Imperfekt aus. Die leidende Zeitform wird mit Vorliebe durch die tätige ersetzt. Den schönen Zug volkstümlicher Rede, die Verneinung zu verdoppeln, haben sich die Dichter nicht entgehen lassen[1]), z. B. Schiller, der im Wallenstein (Ws. Tod III, 15) sagt: 'Alles ist Partei und nirgends kein Richter', und Lessing, bei dem wir (Nathan V, 6) lesen: 'Wenn deinem Herzen sonst nur kein Verlust nicht droht'. Vor Fremdwörtern aber hat sich die wirklich aus dem Herzen quellende Dichtung allzeit gehütet. Sagt doch das Sprachgefühl jedem, daß Schaumweinkelch und Heerschau anschaulicher und duftiger sind als Champagnerglas und Armeerevue. So hat denn, wie schon Erich Schmidt hervorhebt, Schiller zwar in seinen Briefen das zeitgenössische Übermaß französischer Ausdrücke wuchern lassen, aber seine Dichtung rein davon gehalten, und ebenso 'steht bei Lessing die Poesie strenger auf der Wacht gegen Fremdwörter als die Abhandlung'.[2]) Dasselbe Urteil über

1) Belege in Lyons Zeitschrift III, S. 149 ff., VII, 807 ff. Für die Dichtersprache überhaupt sind zu vergleichen: Fr. Vischer, Ästhetik IV. § 850 ff.; Karl Bruchmann, Über die Dichtersprache, Preußische Jahrbücher, April 1888; Rob. Müller, Zum dichterischen Ausdruck, Reichenberger Programm 1892; A. Biese, Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie 1889; R. Hamel, Klopstockstudien II, S. 31 ff.: über die Sprache des Messias.

2) Vgl. E. Schmidt, Lessing II, S. 701. Nach O. Dehnicke, Goethe und die Fremdwörter, Lüneburger Programm 1892, enthält bei Goethe die Lehr- und Gedankendichtung mehr Fremdwörter als die übrigen Gedichte, der Faust mehr (266) als die andern Bühnenstücke (Götz 66, Clavigo 48, Egmont 45, Stella 25, Tasso und Natürliche Tochter je 15), der Roman und die Abhandlung am meisten (Wahlverwandtschaften 156, Werther 112, Wilh. Meisters Lehrjahre 480, Dichtung und Wahrheit 847). Schon Hartmann von Aue vermied, je mehr er sich in seiner Kunst vervollkommnete, um so sorgfältiger die französischen Aus-

das Fremdwort in der Dichtung hören wir sogar aus dem Munde eines Freundes Lohensteinscher Schreibweise. H. A. von Ziegler († 1697), der den Satz ausspricht, daß er sich weniger bedenke, je zuweilen ein lateinisch Wörtlein, das den Gedanken deutlich darstelle, in seine Prosa einzumischen als in die Poesie.[1])

Volk und Dichter haben ferner weit mehr altertümliche Formen (Herze, Bette, süße, balde) gerettet als die Gelehrten- und Kanzleisprache (vgl. sintemal: seit dem Male, Ihro, dero). Endlich ist die größere Freiheit der Wortstellung, der Wortbiegung (ein gräßlich Wunder, ein eisern Gittertor) und der Satzfügung beiden gemein. Was sie dagegen hauptsächlich voneinander unterscheidet, ist einmal die verschiedene Lautgebung und sodann die Wahl der Wörter. Die Dichter weisen viele Ausdrücke vornehm zurück, die dem Volke und den Gelehrten ganz geläufig sind, haben aber eine gewisse Vorliebe für andre; Gesichtskreis, Seelenruhe, Ergebnis klingen ihnen zu nüchtern, Fittich und Fei halten sie für erhabener als Flügel und Fee, gülden und hub für gewählter als golden und hob; den einfachen Wörtern mehren, zeugen, zwingen geben sie häufig den Vorzug vor den Zusammensetzungen vermehren, erzeugen, bezwingen. Der Gefühlswert von Leu, Maid, wandeln, schauen erscheint ihnen höher als der von Löwe, Mädchen, gehen, sehen. Auch suchen sie gemäß der Lehre Quintilians, daß vetera verba maiestas quaedam religiosa commendat (I, 6, 1), gern ältere Wörter hervor und erwecken sie künstlich zu neuem Leben, während das Volk auf dieses Mittel, seinen Wortschatz zu bereichern, gewöhnlich verzichtet.

74. So bildet die Sprache des Volkes und der Dichtung einen scharfen Gegensatz gegen die der Kanzlei und der Ge-

---

drücke (vgl. Haupt, Erec S. XV.); auch Lessing, Klopstock, Schiller u. a. Dichter haben nicht selten bei nochmaliger Überarbeitung ihrer Gedichte die Fremdwörter beseitigt. Vgl. H. Dunger, Der junge Lessing und die Fremdwörter, Zeitschr. d. Sprachv. VIII, S. 54 und O. Schanzenbach, Französische Einflüsse bei Schiller. Stuttgarter Programm 1885.

1) Vgl. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur I, S. 188.

lehrten. Gesäugt an fremder Brust, aufgewachsen unter dem Einfluß des römischen Rechts und des Lateins, hat diese von Anfang an eine andre Art und einen andern Lebensgang gehabt. Von Haus aus mehr für das Auge als für das Ohr bestimmt, ist sie steifleinen und ungelenk wie die Aktenmenschen, die sich ihrer bedienen. In einem neuern Romane flüstert die junge Braut, indem sie sich zärtlich an den Geliebten schmiegt: 'Wenn du es für ersprießlich erachtest'. Damit vergleiche man die einfachen, aus dem Herzen kommenden Worte Gretchens: 'Bester Mann, von Herzen lieb ich dich!', und man wird den Unterschied zwischen papierner und natürlicher Ausdrucksweise verstehen. Die verstandesmäßige Durchbildung der Kanzleisprache tritt namentlich im Satzgefüge hervor. Wie im Latein die Bindewörter tum .. tum, nunc .. nunc, neque .. et u. a. erst seit der Mitte des 1. Jahrhunderts vor Christus unter dem Einflusse der immer mächtiger werdenden Redekunst ausgebildet wurden, so sind auch im Deutschen sowohl .. als auch, nicht nur .. sondern auch, einerseits .. andrerseits, bald .. bald in der Werkstatt der Gelehrten entstanden und noch jetzt dem Volksmunde fremd; selbst für weder .. noch hört man breite Volksschichten gewöhnlich 'nicht .. und nicht' sagen. 'Einem wahren Stelzengange gleicht der über die Maßen verschränkte und verschnörkelte Periodenbau, wie er von dem Schreibpulte der Philosophen und Gelehrten unserer ganzen Schrift- und Gebildetensprache aufgeprägt ist.'[1]) 'Wir begründen, vermitteln, beschränken in unserer geschriebenen Rede, auch wo kein Grund dazu vorhanden ist; insofern, obgleich, zumal da, es sei denn, unter der Bedingung daß, solche und hundert ähnliche Konjunktionen werden fast durchschnittlich unnötigerweise geschrieben und machen Gedanken und Rede schwerfällig.'[2]) Die langstieligen Verhältniswörter, die mit dem 2. Fall verbunden werden, wie ungeachtet, unbeschadet, vermöge, außerhalb, oberhalb u. a., sind vorwiegend Eigentum der Gebildeten. Abgezogene Begriffe auf -heit, -ung,

1) Osthoff, Schriftsprache und Mundart S. 29.
2) Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch S. 10.

-nis, -sal verwenden diese in ihrer Rede öfter, sinnliche, anschauliche Ausdrücke um so seltener. Die Bilder sind abgegriffener und verblaßter als in der Mundart. Klaus Groth sagt einmal[1]), der hochdeutsche Satz: 'Die Schüler hingen ihm am Munde' sei im Plattdeutschen undenkbar. 'De Schöler hung(e)n em ann Mund' könne der Niederdeutsche nicht sagen, ohne sie hängen zu sehen etwa wie Blutegel. Auch die Fremdwörter sind in der Sprache der Gelehrten recht eigentlich zu Hause; selbst gute deutsche Ausdrücke haben sich gefallen lassen müssen, in den Schraubstock gelehrter Pedanterie eingesetzt zu werden, und sind so ihrer deutschen Art verlustig gegangen: Mißgestalten wie Lustikus, Schwachmatikus, Kneipier, Wichsier haben die Studenten auf dem Gewissen[2]); und wenn man jetzt nicht mehr Tillede und Sömmerde sagt, sondern Tilleda und Sömmerda, nicht mehr Eiter und Elgersbrunn, sondern Eythra (bei Leipzig) und Eliasbrunn (bei Lobenstein), so trägt die Absicht der Gebildeten, den Namen einen vornehmen Anstrich zu geben, die Schuld daran. Dasselbe gilt von Ausdrücken wie Badenser, Weimaraner, Anhaltiner für die im Volksmunde noch üblichen, gut deutschen Wörter Badener, Weimarsche, Anhalt(i)sche.

Schröder weist in einem besondern Abschnitte seiner Schrift über den papiernen Stil nach, daß sich das Wort 'derselbe' im Sinne von er (sie, es) bei wahren Dichtern und volkstümlichen Schriftstellern selten findet, um so stärker aber hervortritt, je verstandesmäßiger das Schrifttum geartet ist. Schiller hat es in seinen Versen gemieden, auch 'der Derbheit und Überkraft des jungen Goethe mußte das krankende Wort fern liegen'. Die großen Prediger des 13.—15. Jahrhunderts wie Seuse und Geiler von Kaisersberg lieben es nicht, auch der sprachgewaltige Luther und die Brüder Grimm meiden es nach Möglichkeit. Ähnlich liegen die Dinge bei den Fürwörtern der und welcher; jenes ist dem Gelehrten zuwider, er hat es schon längst durch

---

1) Klaus Groth a. a. O. S. 15.

2) Vgl. Fr. Kluge, Deutsche Studentensprache. Straßburg 1895; John Meier, Hallische Studentensprache. Halle 1894.

dieses ersetzt. In den Verbindungen 'Inn und Isar, welche Flüsse aus den Alpen kommen' und 'Inn und Isar, welch letztere an München vorüberfließt' kann nur welcher, nicht der stehen; ihnen sieht man aber auch den gelehrten Ursprung auf der Stelle an. Bezeichnend ist, daß der schwülstige Lohenstein meist, der Satiriker Rabener fast nur 'welcher' schreibt, daß dagegen Engel, Garve, Hauff, Auerbach, Stifter und Scheffel in der Regel 'der' gebrauchen.[1]) Luther sagt: 'Segnet, die euch fluchen'; prosaisch nüchterne Naturen fühlen sich gemüßigt, hier 'diejenigen, welche'[2]) einzusetzen; ebenso wird mancher an den dem Volke abgelauschten Wendungen Anstoß nehmen: 'Der in mir bleibet und ich in ihm, bringt viele Frucht' und 'Seht euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.' Dafür werden sie regelrechter, jedoch entschieden nicht schöner sagen 'und in dem ich bleibe' und 'aber inwendig reißende Wölfe sind'. Die bequeme Art des Volkes, leicht ergänzbare Wörter zu unterdrücken, ist der Schriftsprache ein Dorn im Auge; sie weist Ausdrücke wie 'eine Flasche Mosel' und 'ich werde heute mein braunes (Kleid) anziehen' entschieden ab; ebenso ist in ihr die Fähigkeit, Verhältniswörter mit dem Artikel zusammenzuziehen, mehr beschränkt. Wir können noch sagen zum, im, beim, ins, aber die Verbindung ann, bein Schlafittchen (= an, bei den Schlagsittichen) fassen ist nur der volkstümlichen Rede eigen. In Hans Sachsens poetischer Sendung schreibt Goethe nach Volksart: 'Inn Froschpfuhl all das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt', und in Wallensteins Lager von Schiller sagt der Kapuziner: 'Was steht ihr da und legt die Hände inn Schoß?'

So sehen wir denn, daß Gelehrtensprache und Mundart

---

1) Vgl. Lyons Zeitschrift VII, S. 318. Minor in Paul und Braunes Beiträgen XVI, S. 476 ff. Bei Lessing ist das Verhältnis von der u. welcher 213 : 119, bei Goethe 272 : 64, bei Schiller 132 : 78.

2) In den Schriften des jugendlichen Herder findet sich 'derjenige' wohl nur einmal I, S. 258 Suph. Vgl. O. Hoffmann, Der Wortschatz des jungen Herder. Programm des Köln. Gymn. in Berlin 1895 S. 4.

zwei ganz verschiedene Wege gehen und sich etwa zueinander verhalten wie ein künstlich gezogener, hier und da zurecht gestutzter Baum zu einem naturgemäß und ohne äußere Eingriffe erwachsenen. Bei jener hat das Latein Pate gestanden, diese war allzeit mehr auf sich selbst angewiesen. Jede hat sicher ihre Vorzüge, aber wie die Rede des Volkes immer lebenskräftiger und frischer gewesen ist, so wird sie auch fortan der Born bleiben müssen, in dem sich die Schriftsprache verjüngt. Kein großer Schriftsteller Deutschlands ohne Zusammenhang mit diesem Nährboden.

In Rom, Athen und bei den Lappen
Da spähn wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir wie die Blinden tappen
Umher im eignen Vaterhaus.

Simrock.

4. Der Wortschatz ein Spiegel der Gesittung.[1])

75. Wie sich beim Menschen das Gefühl für die Naturschönheiten der Heimat durch jahrelange Gewohnheit leicht so weit abstumpft, daß er fast gleichgültig durch die herrlichste Landschaft schreitet, so ist ihm auch oft die rechte Empfindung für die Wunder der Sprache abhanden gekommen. Die Wörter dienen ihm gewöhnlich nur als Mittel, sich mit andern zu verständigen, und gleiten ihm beim Verkehr mit den Sprachgenossen so rasch über die Zunge, daß er selten Zeit hat, über ihre Herkunft nachzudenken oder gar nach ihrem Lebenslauf zu fragen. Allerdings haben sie sich innerlich und äußerlich, nach Inhalt und Form oft stark verändert und machen daher auf den Uneingeweihten den Eindruck verschleierter Bi.der. Wollen wir daher die Schönheit ihres Baues

1) G. Blumschein, Streifzüge durch unsere Muttersprache. Köln 1898; W. Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund. 5. Aufl. Leipzig 1895; H. Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. 6. Aufl. Berlin 1902; A. Richter, Deutsche Redensarten sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert. 2. Aufl. Leipzig 1892; R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 4. Aufl. Leipzig 1890; Derselbe, Gesammelte Vorträge und Aufsätze. Leipzig 1890; F. Söhns, Unsere Pflanzen, ihre Namenserklärung u. ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. 2. Aufl. Leipzig 1899; W. Münch, 'Ein Blick in das Leben der Muttersprache' in den Vermischten Aufsätzen über Unterrichtsziele u. Unterrichtskunst. Berlin 1888. S. 43 ff.; B. Maydorn, Deutsches Leben im Spiegel deutscher Namen. Thorn 1898; L. Günther, Deutsche Rechtsaltertümer in unserer heutigen d. Sprache. Leipzig 1904.

und die Tiefe ihrer Bedeutung richtig erkennen, so müssen wir die darüber gezogene Hülle entfernen. Aber der Lohn entspricht der aufgewandten Mühe; denn es eröffnet sich unserm Auge ein Ausblick, wie es sich ihn schöner nicht wünschen kann. Unvermerkt trägt uns die Schwinge des Gedankens in längst vergangene Zeiten, wir vernehmen Laute und Wörter, wie sie unsern Vorfahren an die Ohren klangen, und ein Kulturgemälde entrollt sich vor uns, so klar und deutlich, daß wir uns gleich Träumenden in eine andre Welt versetzt wähnen. Wie ist das möglich? Haben nicht die Wörter Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne seit Jahrtausenden dieselbe Bedeutung gehabt? Haben nicht unsere Urväter mit den Wörtern Gras und Blume, Baum und Strauch, Strom und Berg die nämliche Vorstellung verbunden wie wir heutzutage? Allerdings; aber einmal sind nicht alle in den Gesichtskreis des Menschen tretenden Erscheinungen so sinnfälliger Art und in ihren Namen so wenig dem Bedeutungswandel unterworfen, und sodann liegen selbst den genannten Begriffen, so alt und ursprünglich sie auch erscheinen mögen, wieder einfache Anschauungen zugrunde. Alle ältern Vorstellungen aber, die sich an einen Wortkörper knüpfen, sind von der größten Wichtigkeit für den, der sich die Aufgabe gestellt hat, geistige und sittliche Zustände früherer Zeit, Kenntnisse und Neigungen vormals lebender Menschen zu erforschen. Ist es z. B. wahr, wie man meist annimmt, daß der Mond von Haus aus den (Zeit-)Messer bezeichnet, so ergibt sich für uns daraus, daß dieses Gestirn einst einen hohen Wert für die Zeitrechnung gehabt hat. Auf solche Weise hat man die Gesittung der indogermanischen Urzeit ergründet, so können wir uns auch ein ziemlich klares Bild von der Lebensführung unserer Altvordern machen.

76. Einst war Deutschland ein ungeheures Waldgebiet. Was Cäsar und Tacitus darüber berichten, wird durch die Namenkunde bestätigt. Überall in deutschen Landen, auch in Gegenden, die längst des Schmuckes herrlicher Waldungen beraubt sind, erinnern zahlreiche Ortsbezeichnungen auf -hain, -holt[1]),

1) Vgl. Bocholt (Westfalen) u. Buchholz (Sachsen) = Buchenwald.

-holz, -hart[1]), -reut, -rode, -grün, -walde, -loh[2]), ja Namen ganzer Landschaften wie Holstein[3]) und Holland[4]) daran, daß es einmal anders gewesen ist. Dazu gesellt sich die große Menge der Dörfer und Städte, die nach Fichten und Tannen, Buchen und Birken, Eschen und Erlen, Eichen und Linden benannt sind, also nach den Bäumen, die seit ältester Zeit auf deutschem Boden heimisch sind. Dagegen treffen wir von Obstbäumen nur den Wildapfelbaum an, der in besonders reicher Menge an Stellen gestanden zu haben scheint, wo Ortschaften mit den Namen Affolder, Affaltrach, Effelder und Apelern[5]) gegründet worden sind; auch bezeugt Tacitus[6]), daß man zu seiner Zeit in Deutschland noch keine Obstzucht getrieben hat.

Bei der Dichte der Waldungen kann der Reichtum und die Mannigfaltigkeit des Wildbestandes nicht auffallen. Namen wie Urach, Auerbach und Ellwangen[7]) sind Zeugen, daß einst Ur und Elch, Bernburg und Wolfenbüttel, daß Bär und Wolf häufig waren, Tiere, die jetzt sämtlich in Deutschland entweder ausgestorben oder ziemlich selten geworden sind.

Die Luft war feucht und kalt. Im Ahd. bezeichnet das Wort Winter wie in indogermanischer Vorzeit[8]) auch das ganze Jahr; denn es war den größten Teil des Jahres rauhe

1) Hart, Wald; vgl. Spessart (= Spechtshart, Spechtswald), Hardt, Harz. Im folgenden sind mehrfach Wendungen mit vorgeführt, die sich sprachlich nicht bis ins Ahd. zurückverfolgen lassen, die aber sachlich die Anschauungen und Verhältnisse jener alten Zeit widerspiegeln.

2) -loh: Lohe = lucus: lux. Vgl. Hohenlohe, Iserlohn, Venlo.

3) Entstellt aus Holsten, Holtsaten = Holzsassen.

4) Aus Holtland = Holzland. Vielleicht sind auch Anholt, Anhalt (am Holz) und Dänemark (Dänenwald; vgl. an. mörk, Wald) hierher zu stellen.

5) Vgl. ahd. apholtra, Apfelbaum.

6) Vgl. Germ. 5: Frugiferarum arborum impatiens, ferner 26: auctumni perinde bona ac nomen ignorantur; doch werden 23 poma agrestia erwähnt.

7) Ellwangen = Elchwangen; vgl. Wange = got. waggs, Aue.

8) Daher steht bei den Griechen chimaros, chimaira neben cheimōn und bei den Römern bīmus, trīmus = bi-himus, tri-himus, zwei-, dreijährig neben hiems, Winter.

Witterung. Daher **kleidete** man sich, um vor Frost geschützt zu sein, in Tierfelle, und lag, um auszuruhen, 'auf der Bärenhaut'. Von körperlicher Abhärtung zeugt die Tatsache, daß man sich mit besonderer Vorliebe in kaltem Wasser badete.[1]) Das lateinische Wort lavare, baden, hat im Deutschen (laben) die Bedeutung erquicken angenommen. Sonst wissen wir von der Körperpflege wenig; nur das ist hervorzuheben, daß man großen Wert auf lang herabhängendes Haar legte. Locke, Krolle, kämmen, strählen u. a. auf die Pflege des Hauptthaars bezügliche Ausdrücke sind urdeutsch; kahl dagegen ist aus dem Latein (calvus) übernommen.

Straßen gab es in jener Zeit noch nicht; die Wege wurden oft so hergestellt, daß man in bestimmter Richtung auf Gassenbreite Bäume fällte, d. h. 'einen Weg einschlug'.[2]) Im übrigen zog man wohl häufig selbst 'bei Nacht und Nebel' 'durch Dick und Dünn' und 'über Stock und Stein'. Auch die Flüsse bildeten kein wesentliches Hindernis; sie wurden an seichten Stellen durchwatet.[3]) Da Fahren der allgemeine Ausdruck für jede Art der Bewegung, also auch für Fußwanderung durch Flüsse war, so nannte man solche Untiefen 'Furten'.[4]) Noch in späterer Zeit haben ganze Volksstämme auf ihren Heereszügen davon Gebrauch gemacht: daher Frankfurt (Frankenfurt), Haßfurt (Hessenfurt), Schweinfurt (Suebenfurt), Herford (Heeresfurt) u. a. War der Fluß tief und bot er keine Gelegenheit zu einem derartigen Übergange, so benutzte man einfache Boote. An Stellen aber, wo häufiger übergesetzt wurde, gab es Fährleute, die, wenn es nötig war, mit dem Worte hol-â (= hol über) vom andern Ufer gerufen wurden (vgl. § 9 Ende). In 'Einbäumen' (singulis arboribus cavatis) machten nach Plinius die germanischen Seeräuber ihre Fahrten. Der 'Senkilstein', der ins Meer hinabgesenkt wurde, diente damals als Anker, das lange, pfahlartige Steuerruder war an der rechten hintern

1) Vgl. Tac. Germ. 22.
2) Vgl. secare viam und griech. hodon temnein.
3) Waten = vadere, gehen.
4) Furt: fahren = vadum: vadere. Vgl. Tacitus, Histor. V, 15.

Schiffseite befestigt und gab dieser den Namen Steuerbord, während die entgegengesetzte, im Rücken des Steuermanns liegende fortan Backbord (vgl. engl. back, Rücken) genannt wurde.[1])

77. Den einzigen Reichtum bildeten in der ältesten Zeit, wo man nach Nomadenart von Ort zu Ort zog, die **Herden.**[2]) Man liebte und pflegte sie; daher die reiche Fülle von Bezeichnungen für Haustiere. Man unterschied nicht bloß männliche und weibliche durch besondere Ausdrücke wie Bock und Ziege, sondern hatte auch vielfach zwei Bezeichnungen für dasselbe Geschlecht wie Ochs und Stier und sächliche Wörter für die Gattung (Rind, Schaf). Daß es Freude bereitete, das Vieh zur Weide zu führen, sagt das Wort 'Wonne' = Weide, grünes Wiesenland (vgl. Wonnemonat: Weidemonat).[3]) Daß im März die Lämmer aus der Herde ausgeschieden wurden, schließen wir aus dem Worte 'ausmerzen' (vgl. span. marcear, die Schafe [im März] scheren). Das Vieh bildete bei dem zu Tacitus' Zeit und auch später noch im Innern Deutschlands bestehenden Tauschhandel (permutatio mercium, Germ. Kap. 5) das Hauptzahlungsmittel, da sich nur in den Grenzgebieten an Rhein und Donau bereits Geldverkehr ausgebildet hatte (Germ. Kap. 15: iam et pecuniam accipere docuimus). Nach Tacitus entrichtete man mit Vieh die Strafen[4]), und nach dem ripuarischen Gesetzbuch erlegte man in Vieh und Waffen das Wergeld. Daher haben ahd. fihu (engl. fee, Trinkgeld) und altfries. sket (Schatz) die Bedeutungen Vieh und Geld, ähnlich wie sich pecunia von pecus herleitet. Auch das im Mittelalter so oft begegnende Wort feudum = feodum, das Stammwort von feudal, bezeichnet ursprünglich wohl Besitz an Vieh (fêo + ôd), und Ulfilas vermag das hebräische Wort Mammon nicht anders als mit Viehgedränge wiederzugeben (faihuthraihns).

---

1) Erst im 13. Jahrhundert verlegte man die Steuervorrichtung vom Steuerbord an den Achtersteven des Schiffes.

2) Tacit. Germ. 5: numero (armentorum) gaudent eaeque solidae . . et gratissimae opes sunt.

3) So steht auch neben ahd. wini, Freund got. winja, Weide.

4) Germ. 12: equorum pecorumque numero convicti multantur.

Natürlich gewährten die Herden auch wichtige Nahrungsmittel, besonders Milch, Käse und Butter.[1]) Ebenso genoß man ihr Fleisch; daneben auch Wildbret, d. h. Wildbraten. Der Hauptgegenstand der Nahrung aber wurde später das flach und breit gebackene Brot, nach dem sogar bis jetzt die Hauptmahlzeiten Mittagbrot und Abendbrot genannt werden. Zur 'Würze' des Mahls diente 'Wurz', d. h. mancherlei Kraut des Feldes und Waldes. Das Wort Gelage deutet die Art des Speisens nach griechisch-römischer Weise an, wenn es nicht das 'Zusammengelegte' (Picknick) meint, und Asch (vgl. Esche) läßt noch den Stoff erkennen, aus dem die Geräte hauptsächlich hergestellt wurden. Dem Wilde nachzugehen stand jedem frei; denn 'Wald und Weide' war wie das Wasser nach altgermanischem Recht für jedermann benutzbar mit allem, was dort lebte und webte. Auch die Jagd nannte man Weide wie gegenwärtig Weidwerk (vgl. ausweiden). Noch heutzutage bewahrt unsere Sprache manche Ausdrücke aus dem alten Jägerleben, zum Teil in übertragener Bedeutung: so weidlich (jagdgemäß), nachspüren (auf die Spur zu kommen suchen), stöbern (von mhd. stöuber, Jagdhund, stöuben, aufscheuchen), Wildfang (Wildgehege) u. a.

Mit großer Vorliebe unternahm man Kriegszüge; dabei standen Führer an der Spitze, die 'auf den Schild erhoben worden waren'.[2]) Oft entschied der Einzelkampf der Befehlshaber, die sich durch Reden herausforderten. Grüßen (ahd. gruozan) hieß eigentlich angreifen. Der eschene Wurfspeer[3]) und der aus Eibe gefertigte Bogen[4]) waren die wichtigsten Angriffswaffen; daneben finden wir den ursprünglich steinernen Hammer (ahd. hamar = an. hamarr, Fels, aslov. kamy, Stein) und

1) Käse und Butter hatten, ehe man die verbesserte Zubereitung der südlichen Völker kennen lernte und damit diese Lehnwörter aufnahm, echt deutsche Namen. Cäsar sagt b. g. VI, 22: victus in lacte, caseo, carne consistit; IV, 1, 8: neque multum frumento, sed maxime perinde lacte atque pecore vivunt. Plin. hist. nat. 28, 133: e lacte fit et butyrum, barbararum gentium lautissimus cibus.

2) Vgl. Tacitus, Historien IV, 15.

3) Vgl. lat. fraxinus und griech. meliē = Esche und Speer.

4) mhd. îwe, Eibenholz und Bogen.

das von Haus aus steinerne Schwert (ahd. sahs, Schwert = lat. saxum, Stein); der lindene Schild[1]) diente zur Abwehr feindlicher Geschosse. Dem überwundenen Feinde 'setzte man den Fuß auf den Nacken', sein Haupt schlug man vom Rumpfe und benutzte es wohl auch als Schale zum Trinken (vgl. Hirnschale). Kleider und Waffen des Gefallenen zog man aus und nahm sie an sich. Daher erklärt sich wohl auch der Bedeutungswandel des aus dem deutschen 'Raub' entlehnten frz. robe. Dem Führer wurde dabei der beste Teil vorausgegeben (Vor-teil = praemium von prae + emere, urspr. nehmen).

Daß ein Volk, solange es noch keine festen Wohnsitze hat, sondern unstät mit seinen Herden umherwandert, die Entfernungen nach täglichen Marschleistungen berechnet, kann uns nicht wundern. Ein noch im Mhd. öfter vorkommendes Wegemaß ist die tageweide, d. h. die Strecke, die Vieh in einem Tage weidend getrieben werden kann; in ähnlichem Sinne ist 'Rast' gebraucht worden. Für die kleineren Längenmaße bildete der menschliche Körper die Richtschnur. Die Elle[2]) (Arm von der Hand bis zum Ellenbogen), die Klafter[3]) (Armspanne) und der Fuß waren die gebräuchlichsten. Als Flüssigkeitsmaße benutzte man die ledernen Schläuche, die auf den Nomadenzügen zur Aufbewahrung der Getränke dienten; wie frz. bouge (= engl. bilge, Bauch eines Fasses) von Haus aus einen ledernen Wasserbehälter (mlat. bulga, deutsch-mundartlich Bulge) bezeichnet und mit Balg verwandt ist, so geht auch Butte auf die Grundbedeutung Schlauch zurück und erinnert an die Zeit, wo man in Europa das Getränk in Beuteln mit sich führte, wie im Morgenlande noch heute.

Die Zeitrechnung war seit uralter Zeit durch den Mondlauf bestimmt. Darauf beruht die Einteilung des Jahres in Monate (Monde) von etwa 29—30 Tagen. Die zum Ausgleich mit dem Sonnenjahre nötigen 12 Tage wurden am

---

1) ahd. linta = Schild; vgl. Lindner = Schildmacher. Schilde aus Weidengeflecht erwähnt Tacitus Annalen II, 14.

2) ahd. elina, Ellbogen und Elle.

3) Verwandt mit dem engl. clip, umarmen; vgl. 'umklaftern.'

Jahresschluß eingeschoben; es sind dies die noch jetzt an allerhand Aberglauben besonders reichen Zwölfnächte. Nach dem Mondumlauf scheint auch die Gliederung des Monats in vier 'Wochen' (Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel) vorgenommen worden zu sein, wenn anders das Wort, wie man annimmt, die Grundbedeutung 'Wechsel' (lat. vices) hat. An Voll- und Neumonden fanden die Volksthinge statt. Aus dem Mondjahre erklärt sich ferner der Brauch der alten Germanen, den Beginn des Tages nicht vom Morgen (Sonnenaufgang), sondern vom Abend (Mondaufgang) an zu berechnen.[1]) Im Mhd. heißt es regelmäßig für acht Tage siben naht und für 14 Tage vierzëhen naht.[2]) Ein Nachklang dieser Sitte sind die Bezeichnungen Weihnachten, Fastnacht und Zwölfnächte. So erklärt sich auch, daß alle indogermanischen Sprachen eine übereinstimmende Bezeichnung für Nacht, aber nicht für Tag haben.

78. Der wichtige Schritt zum seßhaften Leben wurde durch den Ackerbau gefördert. Das Wort Acker, vormals soviel als Trift[3]), erhielt nunmehr seine jetzige Bedeutung. Angebaut wurde Weizen (= weißmehliges Getreide), Hafer, Hirse, hauptsächlich aber Roggen, der jetzt auch in einigen Gegenden Deutschlands geradezu als 'Korn' bezeichnet wird, gleichwie die romanischen Völker ihre Hauptbrotfrucht, den Weizen, schlechtweg frumentum nennen: it. formento, frz. froment. Nach der Ernte wurde das Feld 'umgebrochen' und, damit es sich erhole, zur 'Brache' liegen gelassen. Der Ackerbau bildete bald die Hauptarbeit, ja 'Arbeit' bezeichnete geradezu die Feldbestellung. Was man an einem Morgen pflügen konnte, nannte man 'Morgen', (vgl. Tagwerk), 'Juchert' aber, was sich mit einem Joch Rinder an einem Tage umackern ließ;

1) Vgl. Cäsar b. g. VI, 18: spatia omnis temporis non numero dierum, sed noctium finiunt; dies natales et mensium et annorum initia sic observant, ut noctem dies subsequatur und Tacit Germ. 11: nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant.

2) Vgl. J. Grimm, Rechtsaltert. S. 821. 868 und M. Lexer, Mhd. Wörterb. II, S. 22 f.

3) Trift von treiben wie ager (= Acker) von agere.

auch die Getreidehaufen (Schock = Haufen) und Häuflein (Mandel) wurden allmählich geläufige Maße beim Einkauf und Verkauf aller möglichen Gegenstände. Das Getreide ließ man von den Füßen der Tiere austreten; dreschen heißt eigentlich trampeln und hat bei seinem Übergange in die romanischen Sprachen eine verwandte Bedeutung bewahrt: it. trescare, mit den Füßen unruhig sein, tanzen, altfrz. tresche, Reihentanz. Der Dreschflegel (flagellum) ist von Süden zu uns gekommen. Gemahlen wurde auf Handmühlen (ahd. quirn, noch erhalten in Ortsnamen, z. B. Kirnbach und Querfurt), während man die Wassermühlen (ahd. mulîn, -î, mhd. mülne, müle = lat. molîna) durch die Römer kennen lernte (sie kommen zuerst an der Mosel vor bei Ausonius, Mosella 362). Was auf einmal zum Mahlen aufgeschüttet wurde, hieß 'Malter'.

Zur Ansiedelung wählte man am liebsten nach Cäsars Bericht einen Platz in der Nähe des Wassers. Es bezeugen dies unter anderm die zahlreichen Ortsnamen[1]) auf -ach (Eisenach), -au (Altenau) und -â (Altona), die meist den Namen des got. ahwa, Fluß enthalten. Man wohnte gewöhnlich einzeln; Städte gab es damals noch nicht.[2]) Die alten Behausungen waren vielfach unterirdisch.[3]) Wir erkennen dies auch aus dem Worte Dung (ahd. tunc, mhd. tunc, dunc), das im Ahd. ein tiefliegendes, mit Dünger bedecktes Gemach zur Winterwohnung und Aufbewahrung von Feldfrüchten, gegenwärtig aber, z. B. in Augsburg und Nürnberg, eine kellerartige Weberwerkstatt bezeichnet. Später wandte man sich dem Holzbau zu. Die

1) Sofern sie nicht slawischen Ursprungs sind wie viele auf au (Spandau) und a (Grimma) östlich von Elbe und Saale; dem lat. aqua entspricht ahd. aha, woraus das vorwiegend ober- und mitteldeutsche -ach, aber auch das besonders niederdeutsche -â hervorgegangen ist; -au geht zurück auf ahd. ouwa (= agwjô, 'die wässerige', Ableitung von aqua); -aff (Aschaff), -eff (Honeff) und nd. -ep (Lennep) auf kelt. ap = aqua.

2) Vgl. Tacit. Germ. 16.

3) Vgl. Plinius hist. nat. 19, 1 (in Germania autem defossi atque sub terra id opus agunt), Tacit. Germ. 16 und Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Aufl. S. 492.

hölzernen Häuser waren einfach.[1]) Vier Pfähle wurden eingerammt, mit Zweigen und Laubwerk bekleidet und mit Stroh bedeckt; damit stand das Haus unter 'Dach und Fach'. Das ganze Gebäude war also gezimmert (vgl. das Zimmer) und enthielt nur ein 'Stockwerk'; doch fühlte man sich 'in seinen vier Pfählen' wohl, solange einem nicht ein böser Nachbar 'aufs Dach stieg'[2]) oder gar 'den roten Hahn darauf setzte', d. h. das Strohdach anzündete. Man nannte das Gebäude 'Haus' oder 'Hütte', d. h. das Hüllende, weil es wie die 'Haut' den Körper barg. Der Türverschluß konnte kaum einfacher sein; die Redensarten 'einen Riegel vorschieben' und 'einen Pflock vorstecken' erinnern noch an die alte Einrichtung.

79. Die ehelichen Verhältnisse waren gut; natürlich fehlte es auch nicht an Ausnahmen. Die Stabreimformel Kind und Kegel, d. h. eheliche und uneheliche Kinder, gibt in dieser Hinsicht zu denken. Die Kebsweiber wurden wohl meist aus den Kriegsgefangenen und Sklaven genommen; denn Kebse (ahd. kebisa, agſ. cefes) bezeichnet ursprünglich die Magd, an. kefsir den Sklaven. Wie die Ehen meist zustande kamen, sagen uns die Wörter 'Brautkauf' und 'Brautlauf'.[3]) Mord und Totschlag begegnen uns öfter; neben der Raufluſt werden von den römischen Schriftstellern als hervorstechende üble Neigungen Sauf-[4]) und Spielwut erwähnt. Vom Trinken stammt der bildliche Ausdruck 'schenken' = zu trinken geben und vom Würfeln um die

---

1) Tac. Germ. 16: ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus: materia ad omnia utuntur informi et citra speciem aut delectationem. Von Teilen des Hauses tragen deutsche Namen: Balken, Brett, Wand, Zimmer, Säule, Tür, Diele, Schwelle, Dach; von der Zimmerausstattung: Bank, Stuhl, Bett.

2) Vgl. Grimm, Rechtsaltertümer S. 723.

3) Eine Nachwirkung der alten Raubehe; der Bräutigam mußte am Hochzeitstage hinter der davoneilenden Braut herlaufen. Ahd. brûtlouft erhält frühzeitig die Bedeutung Hochzeit. Weinhold, Die deutsch. Frauen im Mittelalt. I², S. 407.

4) Vgl. Tacit. Germ. 22 und die Ausdrücke Trinkgeld, Tatendurst, freudetrunken, klaren Wein einschenken, an dem ist Hopfen und Malz verloren.

Beute vermutlich das Wort 'gefallen', d. h. hinfallen.[1]) Die Leidenschaft des Würfelns war so groß, daß man sogar die Freiheit 'aufs Spiel setzte'. Wer diesen Einsatz verlor, mußte einen Ring am Halse tragen[2]); ein solcher Mensch kam damit in den Besitz eines Ehrwürdigern, seines Herrn (ahd. herro und hêriro: hêrer, hehrer; vgl. seigneur: senior), der ihn nährte (vgl. Lord, Herr: agſ. hlâford, Laibwart, Brotherr) und mild behandelte (ahd. frô, Herr, Maskulin zu mhd. vrouwe, Herrin, Frau ist gleiches Stammes wie froh, d. h. gnädig, hold).

80. Die Religion jener Zeit war Vielgötterei. Die Namen der wichtigsten Gottheiten leben zum Teil noch bis zur Gegenwart fort, so Ziu = Zeus, Jovis (Juppiter) in alemannisch Zistag = mhd. zîestac, engl. tuesday, während fränk.-sächs. Dingstag, unser nhd. Dienstag vielleicht auf einen Beinamen dieses Gottes (lombardisch Thinxus) zurückzuführen ist und den Ziu als Beschirmer der Volksversammlungen und Gerichte bezeichnet. Nach Arnold[3]) finden wir den Ziu auch in Duisburg und Dinslaken bei Wesel (lacus Martis) vertreten. Der Name Wodan ist noch erhalten in Ortsnamen wie Godesberg bei Bonn (im 13. Jahrhundert Wudinsberg), Gudensberg bei Geismar (im 12. Jahrhundert Wuodenesberg), in den niederländischen Namen des Bärengestirns Woenswagen und des vierten Wochentags Woensdag (engl. wednesday), eines Wortes, das im Oberdeutschen mit dem früheren Schwinden des Heidentums gefallen und durch Mittwoch ersetzt worden ist, sowie in dem Ausdruck 'wütendes Heer oder Wütenheer', Wodans Heer oder Gefolge.[4]) Wodans Sohn Donar treffen wir an in dem Namen des Donnerstags; ferner in Donnersmarck und Donnerkeil, wohl auch in

---

1) Vgl. Sau = As im Kartenspiel, dann allgemein Glück. Kluge im Etymol. Wörterb. leitet auch die Redensart auf den Hund kommen vom Hundswurf, dem schlechtesten Wurf beim Würfelspiel, ab; doch vgl. Borchardt, Sprichwörtl. Redensarten. 5. Aufl. S. 238.

2) got. freihals (Freihals) = Freiheit.

3) Vgl. Deutsche Urzeit. 2. Aufl. Gotha 1880. S. 418.

4) Auch Hackelbernd = Mantelträger, von ahd. hachul, got. hakuls, Mantel und bëran, tragen, geht eigentlich auf den im Wolkenmantel erscheinenden Himmelsgott Wodan.

verschiedenen Flüchen, wie Donnerwetter, und in Pflanzennamen, z. B. Donnerkraut und Donnerbart. Wodans Gemahlin Fria zu Ehren sind der Freitag und Ortschaften, wie Freienwalde, benannt worden; als Berchta, die Glänzende, und Holla oder Frau Holle finden wir sie in den entsprechenden Frauennamen Berta und Hulda wieder. Endlich an die Schicksalsgöttinnen, die altnordischen Nornen, gemahnt uns der Ausdruck Altweibersommer; denn von ihnen soll das Gespinst herrühren. Man verehrte die Götter in heiligen Hainen[1]) und brachte ihnen dort Opfer dar. In 'Ungeziefer' steckt das ahd. zëbar, Opfertier, und 'Gilde' bedeutet eigentlich Opferschmaus.

Neben den himmlischen Göttern glaubte man an allerhand geheimnisvolle Wesen, denen man Wohnsitze auf Erden gab und alle möglichen Kräfte verlieh. Häufig vollführten sie Neckereien und suchten den Menschen bei passender Gelegenheit einen Possen zu spielen. Den Hexen[2]) schrieb man den Hexenschuß zu (urspr. wohl Hechsenschuß), die Mare oder Alpe belästigten durch das Alpdrücken, die Kobolde 'walteten im Hause'[3]), die Wichte verfilzten gern das Haar (Weichselzopf: Wichtelzopf; vgl. engl. to elf, die Haare verfilzen) und wurden daher bei Hochzeiten durch Poltern (Polterabend) vertrieben, wie die Druden später durch den Drudenfuß; die Gespenster „spannten", d. h. lockten die Menschen. Die Gabe, Zukünftiges zu erkennen, hatten verschiedene Tiere, vor allem der Schwan.[4]) Man sagt daher bei Ahnungen noch 'mir schwant' (vgl. Schwanengesang). Auch der Rabe ('Unglücksrabe') und der Kuckuck[5]) vermögen die Zukunft zu ver-

1) got. alhs und ahd. alah haben die doppelte Bedeutung Hain und Tempel. Davon stammen die Ortsnamen Alachstädt in der Wetterau, Ahlsheim bei Worms u. a.; vgl. Fr. Kauffmann, Deutsche Mythologie S. 20.

2) ahd. hagazussa, vielleicht soviel als feindlicher Walddämon von Hag und hassen (= hagahazussa. Vgl. Lyons Zeitschr. X, S. 450f.

3) Kobold wohl von Koben und old = walt, also im Koben (Gemach) waltend oder = Hausholb.

4) Das Wort ist verwandt mit sonare wie Hahn mit canere. Tacit. Germ. 10: hic notum avium voces volatusque interrogare.

5) Aber 'der Kuckuck weiß es' ist soviel als der 'Teufel weiß es'. Vgl. des Kuckucks sein, geh zum Kuckuck, der Kuckuck hol ihn, beim Kuckuck.

künden. So hat gar mancher, der in das geheimnisvolle Düster des Waldes eingetreten ist, 'ein Vögelchen singen hören'. Der Storch gilt als Glücksverleiher, er bringt die kleinen Kinder und auch sonst dem Hause Heil, auf dessen Dache er nistet; daher sein niederdeutscher Name Adebar, Glücksbringer.[1])

81. Auch die Rechtsanschauungen jener Zeit blicken noch überall aus unserer Sprache hervor. 'Besitzen' heißt das Eigentumsrecht dadurch bekunden, daß man sich auf etwas setzt.[2]) Die Entziehung des uns Gehörigen bezeichnet man in gewissen Fällen noch jetzt als Entsetzung (z. B. Amtsentsetzung). Eine verwandte Rechtshandlung besteht darin, daß man jemand 'den Stuhl vor die Tür setzt'; freundlicher benimmt sich dagegen der, welcher einem andern etwas 'anheimstellt', d. h. in feierlicher Weise an sein Heim stellt. Die spätere Redensart 'unter den Hammer kommen' erinnert an die Sitte jener Zeit, wo der steinerne Hammer von unseren Vorfahren noch als Waffe benutzt wurde. Er war eine gewöhnliche Beigabe des Gottes Donar; mit ihm erfolgt noch jetzt bei gerichtlichen Versteigerungen der Zuschlag[3]) und bei Grundsteinlegungen ein dreifacher Schlag, um anzudeuten, daß sich der Vorgang rechtmäßig zugetragen hat. Früher schickte man auch einen Hammer in der Gemeinde herum, wenn man einen Gerichtstag berufen wollte. Waren die Mitglieder zusammengetreten, so wurde ein Pferd, das in der Mitte des Platzes mit dem Kopfe an einen Pfahl gebunden war, mit dem Hinterteil herumgedreht und 'schlug' so mit den Hufen den Kreis, den die Teilnehmer bilden sollten (vgl. einen Kreis schlagen). Nach den Umständen aber, wie man die umstehende Versammlung nannte, hatte sich der Vorsitzende des Gerichts beim Urteilsspruche zu richten ('sich nach dem Umständen

1) Adebar wird gewöhnlich von ôd, Gut, Besitz (vgl. Allod) und bërn, tragen abgeleitet (doch ist auch möglich, daß im ersten Teil ein dem an. jód, Kind entsprechendes Wort steckt); lat. ciconia von canere kennzeichnet ihn als Weissagevogel.

2) Vgl. possidere von sedere.

3) Bei den Römern ist die Volkswaffe in ähnlicher Weise verwendet worden: sub hasta venire, verkauft werden; vgl. Subhastation.

richten'), weil diese allein dazu berufen waren, das Urteil zu fällen.[1] Die Gerichtssitzung nannte man Ding (Thing), ein Wort, das jetzt zur Bedeutung von 'Gegenstand' verallgemeinert worden ist, also in ganz ähnlicher Weise wie 'Sache' und 'chose' (lat. causa), worunter man von Haus aus einen Rechtshandel verstand. Die Wörter 'Widersacher' (Gegner im Rechtsstreite), 'dingfest' (zur Aburteilung im Ding festgenommen) und 'verteidigen', vertagedingen (von Tageding, Gerichtstag) erinnern noch an die zugrunde liegende Anschauung. Wenn Grenzen abgegangen wurden, so nahm man Knaben mit, denen die Wichtigkeit der Handlung dadurch dauernd eingeprägt wurde, daß man sie zur Stärkung des Gedächtnisses an den Ohren faßte, es ihnen 'hinter die Ohren schrieb'. Weil sie also zur Gerichtsverhandlung 'gezogen' wurden, hießen sie fortan Zeugen. Mußte jemand zur Beteuerung seines Unrechts schwören, so tat er dies unter Anrufung von Stein, Fels und Berg. Wie die Römer Jovem lapidem iurabant, wobei der Stein als Sinnbild des Jupiter galt, so auch die Deutschen. Als dann nach Einführung des Christentums die Gebeine der Heiligen zu Zeugen angerufen wurden, entstand die aus heidnischer und christlicher Anschauung hervorgegangene Schwurformel 'Stein und Bein schwören'. Für den Totschlag eines Menschen oder Tieres war gewöhnlich 'Wergeld' (d. h. Mannsgeld, von wër, lat. vir, Mann) zu entrichten. Das Begnadigungsrecht, das in den Händen hochgestellter Personen lag, wurde so gehandhabt, daß man die Schuldigen mit dem Mantel zudeckte (daher etwas 'bemänteln', mit dem Mantel christlicher Liebe zudecken; vgl. mhd. deckemantel). Streitigkeiten über den rechtmäßigen Besitz eines Gegenstandes konnten oft durch das Los entschieden werden. Dabei bediente man sich zweier Grashälmchen oder Holzstückchen, von denen man eins aus der Hand ziehen ließ. Wer 'den kürzeren (Halm) zog',[2] hatte verloren.

---

1) Noch im Simplizissimus (I, 125 Keller) heißt es: er vernahm von dem Umstande, d. h. von den Umstehenden.

2) Im Dänischen heißt es noch: at träkke det korteste strå, das kürzeste Stroh ziehen.

82. Ansätze zur Kunst sind in dem Bemalen der Schilde mit allerhand Bildern zu erkennen, aus denen sich nach und nach die Ritterwappen entwickelt haben; wenn wir jetzt das Wort 'schildern' im Sinne einer schönen und lebhaften Beschreibung brauchen, so denken wir gewöhnlich nicht mehr an die Grundbedeutung 'den Schild bemalen'.[1]) Auch Schreiben und Lesen gehörten trotz ihres einfachen Betriebes zu den Kunstfertigkeiten. Als Schreibstoff verwendete man meist Holz, gewöhnlich Buche. Daraus wurden Stäbchen geschnitten, in die man die Lautzeichen einritzte. Engl. write, schreiben (agſ. wrîtan) ist dasselbe Wort wie unser ritzen und reißen in Reißzeug, Abriß, Grundriß; 'kerben' deckt sich lautlich mit griech. graphein, schreiben, und das später aus dem Latein entlehnte Wort 'schreiben' (scribere) führt auf denselben Stamm wie griech. skariphâsthai, eingraben. Diese 'Buchenstäbchen' mitsamt den darauf eingeritzten Zeichen nannte man agſ. rûnstafas, Runenstäbchen, hochdeutsch 'Buchstaben'. Sie galten als Geheimschriften und waren meist nur den Priestern[2]) und Familienvätern bekannt. An das Geheimnisvolle erinnert noch der stammverwandte Ausdruck 'raunen' für heimlich reden, flüstern (von Rune). Später schrieb man auf Pergamentrollen, auf die sich neuere Redensarten beziehen, wie 'das geht auf keine Kuhhaut', vielleicht auch etwas 'entwickeln, entrollen'. Nicht unwahrscheinlich ist ferner, daß das Lesen nach dem Zusammenlesen, Sammeln der Buchenstäbchen genannt worden ist; die Goten sagten dafür 'singen'. Das Rechnen geschah nach dem Zehnerfuße, wie unsere Zahlwörter auf -zig, d. h. Zehnzahl (griech. dekas) deutlich beweisen; doch scheint daneben noch das Zählen nach Zwanzigern üblich gewesen zu sein, wie auch bei den Franzosen (quatre-vingt = 4 × 20) u. a. Völkern. Darauf führt die Bedeutung der Wörter Stein = 20 Pfund, Stiege = 20 Stück, Schock = 3 × 20 Stück. Die Schmiedekunst verstand man schon frühzeitig und 'schmiedete auch Ränke'; dagegen lag das ärztliche Heilverfahren noch in den Windeln. Daß gern durch Besprechen geheilt wurde, sagt die Bedeutung

1) Tacit. Germ. 6: scuta lectissimis coloribus distinguunt.
2) Tacit. Germ. 10: auspicia sortesque uſſ.

von mhd. lâchenaere, Arzt, Besprecher (= engl. leech in horse-leech, Tierarzt), das noch in dem Eigennamen Lachner fortlebt. Als eine wichtige Triebfeder zum Dichten erweist sich die Neigung zum scherzhaften Aufziehen; denn die Wörter ahd. scopf, Dichter, agſ. scop, mnd. scop, Spötter, und nhd. 'beschuppen' sind von einem Stamme gebildet. Auch der Name der Skalden wird mit schelten (ndl. schelden, altfries. skelda) in Verbindung gebracht.

83. Unter römischem Einflusse trat an die Stelle der leicht gezimmerten Holzhütte der Steinbau. Die Wohnungen wurden nun fester, größer und schöner; in solchen Gemächern fühlte man sich 'gemächlicher'. Auch geschlossene Ortschaften entstanden nach römischem Muster, zuerst an Rhein[1]) und Donau. Für Städte, die im Binnenlande besonders seit Heinrich I. gegründet wurden, war das Haupterfordernis eine sichere Einfriedigung. Man umgab sie mit Pfählen, außerhalb deren die 'Pfahlbürger' wohnten, oder mit 'Mauern' von Stein (lat. murus); 'umzingeln' heißt eigentlich mit einem cingulum, d. h. einer Verschanzung versehen. Zahlreiche Ortsnamen sind nach solchen einfachen oder stärkeren Einfriedigungen benannt, z. B. viele auf -hagen oder -hag, Gehege und agſ. tûn, engl. town, ton, Zaun[2]); ebenso verhält es sich mit denen auf -burg, von bergen. Von dem Worte Burg, Stadt haben die Bürger und der Bürge(r)meister ihren Namen. Sofern jene verpflichtet waren, den angreifenden Feinden mit dem Spieße entgegenzutreten, hießen sie 'Spießbürger'. Die Stadttore wurden bei Nacht geschlossen; wer kurz zuvor erschien, 'kam noch vor Torschluß'. Wo die Stadt eigene Gerichtsbarkeit erhalten hatte, dehnte sich diese nur über das städtische 'Weichbild'[3]) aus, ein Wort, welches von Haus aus die Stadtgerichtsbarkeit bezeichnet (vgl. ahd. wîh, lat. vicus und bild

1) Ammian. Marcell. XV, 11, berichtet, daß Kaiser Julian 357 in der Gegend von Mainz domicilia cuncta curatius ritu Romano constructa flammis subditis exurebat.

2) Ein Achtel aller englischen Ortsnamen ist so gebildet.

3) Vgl. mhd. wîchgrâve, Stadtrichter und wîchvride, Stadtfriede. wîcbilede bezeichnet noch in der Gründungsurkunde der Stadt Leipzig 1156 Marktrecht, aber schon 1209 findet es sich in der Bedeutung Gerichtsbezirk.

in den Wörtern billig und Unbill). Mit zunehmendem Handel entstanden Märkte (lat. mercatus), vielfach wohl, wie der Name Messe sagt, im Anschluß an die kirchliche Feier (missa, Messe). Auch Münzen kamen in Umlauf. Wer sie auf Schnuren gereiht am Halse trug, griff sie nur im Notfalle an, wenn er sich gezwungen sah, 'von der Schnur zu zehren'. Der Schilling hat seinen Namen von schallen, klingen. Von der Stadt Hall in Schwaben wurden die 'Heller', von Joachimstal in Böhmen die Taler genannt; die Münzen der Stadt Freiburg im Breisgau trugen einen Rabenkopf, daher 'berappen' (Rappe: Rabe). Für den Namen der Mark ist die Prägungsmarke bedeutungsvoll geworden, das Zeichen, daß sie auf Feingehalt geprüft worden war. Der Ausdruck 'von echtem Schrot und Korn' lehrt, daß man zwischen dem ganzen Gewicht einer Münze (Schrot) und dem Feingehalt an Gold oder Silber (Korn) unterschied. Jetzt lohnte es sich, zu 'kippen' (abschneiden) und 'wippen' (wiegen, vgl. vibrare), d. h. die Münzen zu verschlechtern; jetzt 'wog man auch auf der Goldwage'. Neben der Gold'schneiderei' gab es Beutelschneiderei; denn Beutel aus Katzenfell ('Geldkatzen') und anderen Fellarten wurden gern getragen.

84. Während früher Wald und Feld, Wasser und Wiese für jedermann frei und benutzbar gewesen waren, wurden sie nach und nach aufgeteilt und gingen in erblichen Besitz über. Verkauf und Kauf galten 'nach Jahr und Tag', d. h. nach einem Jahre, sechs Wochen und drei Tagen für rechtskräftig (vgl. ewig und drei Tage). Durch die Zugabe wollte man verhüten, daß die Frist versäumt wurde. Erbe war gewöhnlich der älteste Sohn, die jüngeren wurden mit kleineren Gütern, sogenannten Hagen, abgefunden (Hag, Umfriedigung) und hießen daher 'Hagestolze', Hagbesitzer (got. staldan, besitzen). Da sie nun meist zu unbemittelt waren, um sich einen eigenen Hausstand zu gründen, und vom ältesten Bruder abhängig blieben, so entwickelte sich in dem Worte die jetzt gebräuchliche Bedeutung der Ehelosigkeit. Die Verlobung wurde meist in der öffentlichen Versammlung vor der Gemeinde vollzogen; daher hat ahd. mahal die beiden Bedeutungen Versammlung und Ehevertrag (vgl. Ge-mahl, ahd. gimahalo, Bräutigam, Gatte) erhalten.

Von sonstigen Gebräuchen und Sitten des Mittelalters heben wir noch folgende hervor. Von der Verwendung der Sanduhr kommt wohl der Ausdruck 'die Uhr ist abgelaufen' und 'die Zeit verrinnt'; an die Sitte des Femgerichts, Vorladungen mit dem Dolche an das Tor zu stecken, gemahnt das Wort 'Steckbrief' (vgl. einem etwas stecken). 'Radebrechen' und 'wie gerädert sein' gestatten uns einen tiefen Einblick in die Grausamkeit des Rechtsverfahrens; 'wie auf glühenden Kohlen sitzen', 'die Feuerprobe bestehen', 'für jemand durchs Feuer gehen', 'sich weiß brennen wollen', 'Gift oder das Abendmahl auf etwas nehmen' erinnern an die Gottesurteile. Der Löffel, den der Barbier einst seinen Kunden in den Mund steckte, um sie 'über den Löffel zu barbieren', und das 'Kerbholz' sind jetzt nicht mehr üblich, auch die Tafel wird nicht mehr, wie früher, in wörtlichem Sinne nach dem Mahle 'aufgehoben'[1]), wohl aber können wir noch jemand 'den Rank (Krümmung, Umweg; nicht Rang) ablaufen', etwas 'ausbaden', d. h. eigentlich das Badewasser ausgießen und das zwölfte Stück bei Waren auf die Papierumhüllung binden, ein Brauch, dem die Wendung 'Ausbund von Ungezogenheit' entstammt.

So haben wir in Kürze einen mehr als tausendjährigen Abschnitt deutscher Sittengeschichte durchmessen, und wenn wir auch nur den kleinsten Teil der einschlägigen Erscheinungen berühren konnten, so haben wir doch den Beweis geliefert, daß sich die Gesittung eines Volkes in seinem Wortschatze, namentlich in den Übertragungen widerspiegelt. Wie der Geolog aus den verschiedenen Geschieben und Schichtungen des Gesteins die Entwickelung der Erdoberfläche zu erschließen vermag und die Kräfte erkennt, die die Veränderungen erzeugt haben, so machen uns auch die Bedeutungsablagerungen unserer Sprache mit den Kräften bekannt, die einst im deutschen Volke wirksam waren, und eröffnen uns lohnende Einblicke in das Tun und Treiben, Denken und Empfinden unserer Vorfahren.

---

1) Vgl. A. Schultz, Höfisches Leben im Mittelalter I, S. 432.

Wie die Zeiten sind, so sind die Wort, und hinwiederumb wie die Wort, so sind auch die Zeiten. Verba ut nummi.
Unartig Teutscher Sprachverderber (1643).

5. Stil und Kulturentwickelung.

85. 'Der Stil ist kein Kleid, das man an- und auszieht, sondern ein Stück vom Herzen des Volkes selbst. Er kann sich nur aus der Persönlichkeit, und zwar aus dem tiefsten, innersten Keime der Persönlichkeit eines Volkes entwickeln.'[1]) Der Stil der Deutschen hat ein anderes Aussehen als der der Franzosen; aber so gewiß es ist, daß sich im Laufe der Jahrhunderte die Gesittung ändert, so sicher kann man auch beobachten, daß sich der Stil ganz allmählich umbildet und dem jeweiligen Zeitgeiste anpaßt. Die großen Dichter und Denker, die die Sprache befruchten und weiter entwickeln, wurzeln mit ihrem ganzen Dasein im Boden ihrer Zeit, entrichten daher unwillkürlich dem Geschmacke und der geistigen Strömung ihres Jahrhunderts einen größeren oder geringeren Zoll; sie glauben zu treiben und werden doch auch selbst getrieben; ohne es zu wissen, lauschen sie auf die geheimnisvollen Eingebungen des Volks- und Zeitgeistes.

86. Urwüchsig und kernig wie die Bewohner des altgermanischen Landes ist auch ihre Sprache. Inhaltschwer und gewichtvoll schreiten die Wörter dahin, volltönend klingen sie ans Ohr. Vokalreiche, lange Biegungssilben[2]) verleihen ihnen ein ehrwürdiges Aussehen. Der Trieb nach Gleichklang des Anlauts gibt der gehobenen Rede etwas Formelhaftes und Starres. Einfachheit waltet im Satzbau, der auf Unterordnung fast völlig

---

1) Rembrandt als Erzieher, 10. Aufl., S. 27. Ähnlich Humboldt über die Verschiedenh. des menschl. Sprachb. S. 21 und 215.

2) W. Wundt, Völkerpsychologie, Leipzig 1900, S. 419 sagt vom Ahd.: 'Gerade die grammatischen Formen lassen auf ein langsameres, so zu sagen majestätisch einherschreitendes Tempo der Rede schließen'. Vgl. auch W. Scherer, Zur Gesch. d. deutsch. Spr. S. 142.

verzichtet.[1]) Die sinnliche Kraft der Bedeutung, die jedem Worte frisch aus dem Auge schaut, erhöht den Reiz der Wirkung und bannt unser Herz unwiderstehlich an die Stätte, wo Liebe und Treue, Kraft und Mut zu herrlichem Vereine gepaart sind.

Aber nicht idyllische Zustände treten uns in den alten Volksepen entgegen, sondern heftige Leidenschaften und ungestüme Handlungen, die in dramatisch bewegter Sprache dargestellt werden. Wie die Gefühle in der Brust der Helden auf und ab wogen, so wechselt im Satze häufig eine Vorstellungsreihe in bestimmter Verschränkung mit einer anderen ab. Denn dem altgermanischen Dichter kommt es weniger darauf an, die Einzelvorstellung voll und anschaulich wiederzugeben, als darauf, sie stark hervorzuheben. In feierlicher, kraftvoller Weise werden bedeutsame Gedanken wiederholt, bald durch Wiederkehr eines wichtigen Begriffes am Satzende, bald durch unmittelbar folgende Wiedergabe eines Satzinhalts in veränderter Fassung (Parallelismus) nach Art der Psalmen und überhaupt der orientalischen Dichtung.[2]) Für beides bietet das Hildebrandslied Belege. Hier heißt es: 'Sohn und Vater richteten ihre Panzer, bereiteten ihre Kampfkleider, gürteten sich ihre Schwerter um, die Helden.' Also um dem Zuhörer die Wichtigkeit der am Satzanfange stehenden Worte recht fühlbar zu machen, wird am Schluß die wichtige Bestimmung 'die Helden' hinzugefügt. Und wenn der Dichter sagt: 'Nun soll mich das eigne Kind mit dem Schwerte hauen, niederbreiten mit seiner Waffe' oder: 'Nun magst du leichtlich an solch hehrem Manne Rüstung gewinnen, Raub erbeuten', so erkennen wir deutlich, wie er die Kunst, den Gedanken mit Nachdruck in andere Form zu gießen, meisterhaft gehandhabt hat. In gleicher Weise dient der Stabreim dem Zwecke bedeutungsvoller Hervorhebung, indem er die wichtigsten Begriffe des Verses zusammenkettet.

---

1) Vgl. G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit I, S. 297; 'Für geschickte Unterordnung fehlte der Sprache ebenso der Sinn wie dem demokratischen Leben des Bauern.'

2) Vgl. Behringer, Zur Würdigung des Heliand. Aschaffenburger Progr. 1891 S. 47. Lyons Zeitschr. X, S. 748.

Freilich weicht die Sprache der deutschen Heldendichtung in mancher Hinsicht von derjenigen nordischer Epen ab; namentlich wiederholt sie selten geläufige Vorstellungen mit den gleichen, oft bildlichen Ausdrücken, wie Helmträger (Krieger), Rinderspender (König), Hengst der Wogen (Schiff); daß jedoch auch in deutschen Landen dieser Brauch einst bestanden hat, läßt die Rechtssprache der salischen Franken noch erkennen, wo der Stier als Heerführer, die Ziege als Lauchfresserin, der Haushund als der an die Kette Gewöhnte bezeichnet werden mußte, falls man nicht gewärtig sein wollte, den Rechtsstreit zu verlieren.

Aber auch im Vergleich zu den Homerischen Gesängen ergibt sich manche Abweichung. An breit ausmalendes Schildern ist nicht zu denken, weit ausgesponnene Vergleiche sucht man vergeblich. Der Hintergrund der Ereignisse wird nur angedeutet, das Zuständliche tritt gänzlich zurück vor den menschlichen Leidenschaften und Handlungen, die oft in althergebrachten Formeln der Laut- und Gebärdensprache zum Ausdruck kommen.

87. Doch das urwüchsige Naturvolk sollte nicht von äußeren Einflüssen unberührt bleiben. In das geheimnisvolle Halbdunkel des germanischen Urwaldes dringt das Doppellicht der römischen Bildung und des christlichen Glaubens. Jetzt wird die Pfahlhütte durch das steinerne Haus, das Tierfell durch das gewebte Kleid verdrängt. Die römischen Schriftzeichen treten an die Stelle der Runen, lateinische Lehnwörter durchsetzen die Sprache, lateinischer Satzbau beeinflußt die Übersetzungen und andere Schriftstücke jener Zeit. Wie sich in sittlicher Hinsicht die schroffen Gegensätze 'von Grausamkeit und Milde, Trotz und Demut, kühnem Aufbrausen und weichmütigem Entsagen, rauher Tapferkeit und schwärmerischer Weichheit' (Lübke) gegenüberstehen, so befindet sich auch die Sprache auf einer Übergangsstufe. Wohl ist sie meist noch konkret und anschaulich, ja man findet die sinnbildliche Ausdrucksweise früherer Zeit selbst bei den damaligen Geschichtsschreibern wieder; auch lautlich ist sie schön und wohlklingend, aber in der Satzfügung nicht selten unbeholfen und wenig gewandt. Denn die Übersetzer und Dichter, meist Mönche der alemannischen und bayrischen Klöster, haben

zwar den besten Willen, aber in der Regel nicht die Kräfte dazu, der Muttersprache weiter zu helfen.

88. Anders wird es, als die schriftstellerische Tätigkeit aus den Händen der Geistlichen in die der Ritter übergeht. Da ersteht ein Bauwerk, dessen hohe Hallen auf herrlichen Säulen ruhen, in dessen gewaltigen Sälen schmucke Bilder kühner Recken hängen: der Prachtbau der höfischen Sprache. Entsprechend der feineren Sitte und Lebensart, die man von Frankreich übernommen, sucht man nun auch dem gesprochenen und geschriebenen Satze eine gefälligere Form, mehr Schliff und Glätte zu geben. Wohl haben nun die Wortstämme viel an Durchsichtigkeit und die Endungen ihre Klangfülle eingebüßt, aber dafür sind die Sätze geschmeidiger und gelenker geworden, die Darstellung gewandt und gefügig, dabei warm und gemütvoll, der Ausdruck gerundet. Der rasche Fluß der Erzählung und der dramatische Gang der Handlung, wie wir ihn in der alten Zeit finden, ist weggefallen; man versenkt sich mehr in das Zuständliche, Einzelne und schildert mit epischer Breite und Behaglichkeit die Empfindungen der Helden, Hoffeste und Turniere, Kleidungsstücke und Ausrüstungsgegenstände der Beteiligten. Dabei tritt die Persönlichkeit des Dichters oft stark hervor. Während früher überall der gleiche epische Stil begegnet und bestimmte Formeln und Wendungen sich immer wiederholen, ist hier die Sprache bei den einzelnen oft eigenartig gefärbt, mit Betrachtungen erfüllt, von Gegensätzen belebt. Neben der weichen, gefällig klingenden, dabei von Leidenschaften durchglühten Schreibart eines Gottfried von Straßburg steht die gedrungene, kraftvolle, oft dunkle Sprache eines Wolfram von Eschenbach.

In den alten Volksepen, die jetzt überarbeitet werden, tritt 'neben den alten Schatz epischer Formeln und den raschen, bilderamen Fluß der Erzählung in den älteren Bestandteilen die breitschildernde Art des Ritterromans, und Phrasen höfischer Konvenienz finden sich gelegentlich in den kurz angebundenen Reden alter Recken. Es ist, als ob ein moderner Baumeister hehre Ruinen einer fernen Vorzeit für den Gebrauch des modernen Lebens ausgebaut und vervollständigt hätte' (Lamprecht).

Der Homerische Stil des Epos war in der Entwickelung begriffen, aber noch nicht erreicht; an Schönheit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, Pracht und sinnlicher Fülle der Darstellung stehen das Nibelungenlied, die Gudrun und andere Volksdichtungen auch in der Überarbeitung den Epen Homers nicht gleich. Zwar werden Beseelungen häufiger, und das Verlangen erwacht, schmückende Beiwörter einzustreuen oder die Rede durch Vergleiche zu beleben; indes sind die Heldengesänge hierin meist sparsam, alles ist einfach und knapp. Am meisten werden noch die Waffen mit malenden Zusätzen benannt. Da finden wir schneidende, lichte, scharfe, breite Schwerter, goldfarbene Schilde, steinharte Helme und stahlharte Spangen. 'Die Beiwörter der Helden und Heldinnen sind schlichte Hinweisungen auf das Ideal: tapfer, kühn, zuweilen nachdrücklich verstärkt: sturmkühn, wunderschön, zuweilen charakteristisch gewählt, so wenn Rüdiger freigebig, Hagen der Grimme genannt wird. Das Malerische beschränkt sich auf Selbstverständliches: eine weiße Hand, ein roter Mund, gelbes Haar kehren immer wieder, desgleichen das rote Gold, der grüne Wald, der kalte Brunnen, der kühle Morgen.'[1]) Die Zahl der ausgeführten Vergleiche beträgt in der Ilias 178, in der Äneide 77, in der Odyssee 39, im Nibelungenliede kaum die Hälfte, also höchstens 20. Schön sagt der Dichter:

Wie vor dem Mond, dem lichten, der Sterne Chor sich neigt,
Wenn er in lauterm Glanze der Wolkennacht entsteigt,
So neigt sich vor Kriemhilde gar manche edle Frau[2]);

aber an Länge und Art der Kleinmalerei steht dieser wie die meisten Vergleiche des Nibelungenliedes hinter den Homerischen zurück. Wo die Ilias[3]) den Hektor mit einem Löwen zusammenstellt, widmet sie diesem sorgfältig bis ins kleinste ausgeführten Gemälde zehn Verse, und wo das Nibelungenlied die Schnelligkeit und Gewandtheit Siegfrieds im Kampfe gegen

1) Scherer, Deutsche Literaturgeschichte S. 109.
2) Strophe 282 Lachm. nach der Übersetzung von Legerlotz.
3) Ilias XII, 41—50.

den Zwerg Alberich durch den nämlichen Vergleich anschaulich macht, begnügt es sich mit den Worten: 'Wie die Löwen wilde liefen sie an den Berg'.[1])

Auch der Wortschatz zeigt gegen früher einen Wandel und hat die der Zeitrichtung entsprechende Färbung angenommen. Die Bedeutung ist mehr durchgeistigt, die Zahl der abgezogenen Begriffe, namentlich auf sittlichem Gebiete, vermehrt. Bei Tugend, Laster Neid und anderen Wörtern überwiegt jetzt mehr und mehr der ethische Sinn[2]), milte, das vorher gewöhnlich die Freigebigkeit bezeichnet hatte, bekommt nun meist die Bedeutung Menschenfreundlichkeit; altertümliche oder gemeine und unhöfische Ausdrücke werden gemieden.[3]) Schlagwörter der Zeit sind mâze (Selbstbeherrschung) und staete (Beharrlichkeit), vuoge (gebührendes Benehmen) und zuht, minne und saelde (Glück), hövesch und dörperlich (tölpelhaft), tumbe und wîse (jung und alt). Und stellen wir die bildlichen Wendungen der nhd. Schriftsprache zusammen, die aus jener Periode stammen, so leben die Sitten und Gebräuche des Mittelalters, die Fehden und Turniere, überhaupt die ganze Herrlichkeit des Rittertums vor unseren Augen wieder auf. Wir sehen die Ritter 'in die Schranken treten', einander 'den Fehdehandschuh hinwerfen', 'die Spitze (nämlich der Angriffswaffe) bieten', oder 'miteinander eine Lanze brechen', gewahren, wie sie 'sich aus dem Sattel heben', 'ausstechen', 'auf den Sand setzen' und 'im Stiche (liegen) lassen'[4]), oder wie sie 'in allen Sätteln gerecht (= gerichtet) sind', 'Stich (= Stand) halten', 'sich die Sporen verdienen', jemand 'unter die Arme greifen', 'die Stange halten', 'sich erholen', d. h. nach dem Falle beim Turnier wieder aufraffen. Von der Zugbrücke der Ritterburg rührt die Redensart

1) [illegible] ...nhe S8. 2 Lachm.

2) Vgl. Cauer, Hammer Programm 1870 S. 3 ff.

3) Pfeiffer, Freie Forschung S. 345 ff. z. B. Metze; so deutet Wolfram im Willehalm 152, 128 dieses Wort nur an, indem er sagt: Die namen het ich bekennet, ob ich die wolte vor iu sagen: nu muoz ich si durch zuht verdagen (verschweigen).

4) Doch vgl. Pietsch in der Zeitschr. f. deutsche Wortf. II, S. 29.

'jemand die Brücke treten' her, von der im Kampfe gefährdeten Mauer 'vor den Riß treten' oder 'vor dem Riß stehen' (vgl. in die Bresche treten). An sonstige Sitten jener Zeit gemahnen die Ausdrücke 'Vorboten des Gewitters' (vgl. Vorläufer), 'jemand heimleuchten', 'jemand einen Korb geben', 'sich etwas herausnehmen' (nämlich aus der Schüssel mit den Fingern), 'sich den Mund verbrennen', 'jemand das Wasser reichen' (zum Waschen der Hände vor und nach dem Mahle), 'etwas aus dem Ärmel schütteln' (wohl vom Taschenspieler) usf.[1])

89. Mit den prachtliebenden Staufern kam das Mittelhochdeutsche empor, mit ihrem Untergange begann es zu verfallen. Das 14. Jahrhundert war der Herbst des Ritterwesens, aber der Lenz des **Bürgertums**. Die deutsche Welt war ernüchtert. Der Meistergesang erblühte, das Lehrgedicht verdrängte das Minnelied. Wie der Spitzbogen damals den Rundbogen ablöste und der gotische Baustil an Stelle des romanischen trat, wie ferner die Schrift jene eckige Buchstabenform anzunehmen begann, die wir noch gegenwärtig als besonderes Merkmal der deutschen Schriftzeichen betrachten, so ging auch der Sprache Rundung und Geschmeidigkeit allmählich verloren. Die Mundarten traten wieder hervor und durchbrachen die Satzungen der mhd. Schriftsprache. 'Die Schriftsteller dieser Zeit,' sagt Jakob Grimm, 'vergröberten stufenweise die frühere Sprachregel und überließen sich den Einmischungen landschaftlich gemeiner Mundart.' Die ungebundene Rede gewann einen breiteren Raum, besonders die der Urkunden, Rechtsbücher, Predigten und mystischen Schriften; abgezogene Begriffe auf -heit und -ung wurden in großer Zahl gebildet, z. B. unwandelbaerekeit (Unwandelbarkeit) und vernihtunge (Vernichtung). Die Oberflächlichkeit der Geistesbildung kam in der zunehmenden Herrschaft der nichtssagenden Redensart (Phrase) zum Ausdruck, die Roheit der Zeit des Faustrechts und des entarteten Rittertums

1) Vgl. Fr. Haberland, Krieg im Frieden III: Ritter und Turniere im heutigen Deutsch. Lüdenscheider Programm 1893 und Redensarten wie 'ins Zeug (= Turnierzeug) gehen', 'sich aufs hohe Pferd setzen', 'mit geschlossenem Visiere kämpfen', 'Aushängeschild'.

in den meist damals aufkommenden Bezeichnungen 'brandschatzen'[1]), 'dem Landfrieden nicht trauen', 'Rädelsführer', 'sich durch die Welt schlagen', 'fechten' (betteln), 'Schnapphahn' (Strauchdieb), 'Buschklepper', 'mit der langen Elle messen' d. h. mit dem 3½ Meter langen Spieße der Landsknechte, 'einen (Kopf) über die Klinge springen lassen' oder, wie Luther dafür sagt, 'den Kopf über die kalte Klinge hüpfen lassen', 'sengen', d. h. das Feuer beim Niederbrennen der Gebäude singen machen, Wörter, die von der wilden Kriegslust und Roheit, aber auch von der kühnen Bildersprache jener Zeit ein beredtes Zeugnis ablegen.

Jetzt begann die Renaissance, die Wiedergeburt des Altertums, der zwar unsere Muttersprache manche Förderung verdankt, die aber doch z. B. im Wortgebrauch (vgl. § 135) sehr nachteiligen Einfluß auf sie ausgeübt hat. Von den neu gegründeten Hochschulen in Prag (1348), Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1388), Erfurt (1392), Leipzig (1409) u. a. verbreitete sich ein fremder Geist in Deutschland. Die Gelehrten sprachen und schrieben meist lateinisch, schoben das Deutsche als Aschenbrödel verächtlich beiseite und überließen es dem gemeinen Manne, der sich seinerseits durch Wendungen wie 'gelehrt, verkehrt' über dieses Treiben lustig machte. Klassische Namen galten jetzt als vornehm und kamen immer mehr in Aufnahme. Das Beispiel des Gelehrten Julius Cäsar Scaliger steht nicht vereinzelt da. Der Kurfürst Albrecht von Brandenburg erhielt von seinen Zeitgenossen den Beinamen Achilles, und seine Nachfolger Johann, Joachim I. und Joachim II. die ehrenden Benennungen Cicero, Nestor und Hektor.[2]) Auch gelehrte Schriften wurden gern nach hervorragenden Persönlichkeiten des Altertums betitelt. Wie M. Opitz sein Werk 'Über die Verachtung der deutschen Sprache' (1617) Aristarch benannte, so verliehen später Lessing Adelung u. a. ihren Büchern die Bezeichnungen Laokoon, Mithridates usf., ja der Name des mauretanischen Königs Atlas,

1) d. h. eine Geldauflage festsetzen zur Abwendung des förmlichen Niederbrennens; das Wort (brantschetzung) ist belegt seit 1350.

2) Für die Latinisierung der Personennamen vgl. § 136.

den Merkator zur Aufschrift eines erdkundlichen Werkes benutzte, wird noch heute für eine Sammlung von Landkarten gebraucht. Cicero war der Held des Tages, und Ciceronianische Redewendungen wurden allgemein beliebt. Wenn man sich einmal dazu erniedrigte, in der verachteten deutschen Sprache zu schreiben, so streute man gern lateinische Redeblüten ein. Darum kannte man von jetzt an ein 'verblümtes Deutsch', ein Wort, dessen sich zuerst der Humanist Jakob Wimpfeling († 1528) bediente. Die langen Satzgefüge der Römer wurden nachgeahmt[1]), überhaupt möglichst lateinische Farben aufgetragen zum größten Schaden der Muttersprache, der dieser geliehene Schmuck herzlich schlecht zu Gesicht stand. Seit Opitz suchte man die klassische Mythologie in die deutsche Dichtkunst einzuführen und bildliche Wendungen in reichem Maße herüberzunehmen, so Achillesferse und Zankapfel[2]), Danaergeschenk und Pyrrhussieg, Sisyphusarbeit und Tantalusqualen; und wenn wir jetzt von einem Faß der Danaiden und einem gordischen Knoten, von attischem Salz und Grazien an der Wiege, von Leitfäden (früher Filum Ariadneum) und Pensen, vom Verleihen des Lorbeers und vom Ringen nach der Palme des Sieges[3]) reden, so haben wir das größtenteils auf Rechnung jener Zeit zu setzen. Endlich ist zu beachten, daß es erst unter Karl V. allgemein üblich ward, Kaiser und Könige statt Hoheit und Gnaden Majestät zu nennen.

90. Aber wie so oft, berühren sich auch hier die Gegensätze. Neben dem trüben Wasser des Gelehrtenstils fließt der lebendige,

1) Der Reichstagsabschied des Jahres 1518 beginnt mit einem Satzungeheuer von etwa 27 Zeilen Länge, der 1. Pilsener Schluß vom 12. Januar 1634 mit einem solchen von etwa 45 Zeilen.

2) Zuerst 1570 belegt. Gombert, Großstrehlitzer Progr. 1879. S. 23.

3) Vgl. auch die Wendungen: 'Den Rubikon überschreiten, den Augiasstall reinigen, eine Schlange am Busen nähren, ein x für ein u (X für V, also 10 für 5) machen, Eulen nach Athen tragen, jemand seine Kreise stören, das Schwert in die Wagschale werfen, die Sache hängt an einem Haar' und H. Blümner, Streifzüge auf dem Gebiete der Metapher. Grenzboten 1892 und 1893. Beachtenswert erscheint, daß man selbst beim Kirchenliede antike Versmaße verwendet, z. B. Apelles v. Löwenstern die alcäische (Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit) und die sapphische Strophe (Christe, du Beistand deiner Kreuzgemeine).

reine Quell des Volksliedes, neben dem steifen Lateindeutsch steht die schlichte Sprache eines Luther. Einfach und volkstümlich ist seine Schreibweise in der Bibel, kindlich unbefangen und herzensinnig in den Briefen, kräftig und voll jugendlichen Feuers in den Predigten und Tischreden, gedankenreich und markig in den Kirchenliedern. Sie ist nicht künstlich gemacht, sondern natürlich; deutlich treten an ihr noch die frischen Züge der Volksmundart hervor, aus der sie entstanden ist. Denn Luther war nach seiner eigenen Angabe redlich bemüht, den Leuten aufs Maul zu sehen, um sich gemeinverständlich ausdrücken zu lernen. Im Gegensatz zu Karl V., der die Ansicht vertrat, die deutsche Sprache sei nur gut für Pferde und Knechte, betonte er, daß es eines Deutschen würdig sei, deutsch zu sprechen.

91. So löblich aber auch Luthers Streben war, der Gelehrtenzopf erwies sich doch im Schrifttum als unverwüstlich und der volkstümlichen Art überlegen. Konnte später in England der gewaltige Geist eines Shakespeare wider einen solchen Gegner nicht viel ausrichten, so war damals auch die urwüchsige Kraft eines Luther nicht imstande, dem durch die Humanisten angerichteten Unfug zu steuern. Namentlich bahnte das römische Recht, das mit der Kammergerichtsordnung vom Jahre 1495 festen Fuß in Deutschland faßte, durch das Corpus juris dem Latein die Wege. Während dies seit dem 13. Jahrhundert mehr und mehr zurückgedrängt worden war, erlangte es im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der Gelehrten jetzt eine solche Macht, daß im Jahre 1570 die Zahl der lateinisch abgefaßten Druckschriften etwa 70 v. H.[1]) und um 1730 immer noch 30 v. H. betrug; sie sank erst Ende des 18. Jahrhunderts auf 5 v. H. herab. Wie aber die Renaissance am Ausgange des 16. Jahrhunderts in den Barockstil ausartete, wie mit diesem die Tracht Auswüchse aller Art annahm und die Schrift sich

1) Nach Paulsen, Gesch. d. gelehrten Unterrichts. Leipzig 1885. S. 785, hat die Rechtswissenschaft das Latein am längsten festgehalten; erst 1752 fingen hier deutsch geschriebene Werke an zu überwiegen. Noch Moscherosch konnte sagen: Ein jeder Schneider will jetzund leider der Sprach erfahren sein und redt Latein. Der Knecht Matthies spricht bona dies, wenn er 'Guten Morgen' sagt zu seiner Magd.

verschnörkelte[1]), so zeigte auch der Sprachstil bald die Eigentümlichkeiten des Zeitgeschmacks. Für die Humanisten war Cicero das Vorbild gewesen, im 17. Jahrhundert wurden es die Schriftsteller des silbernen Lateins. War doch auch sonst dieses Zeitalter ein getreuer Abklatsch des Zeitalters der Antonine. Hier wie dort herrschte Prunk und Üppigkeit in Sitte und Lebensweise, in Trachten und Bauten, unbeschränkte Fürstenmacht neben widerlicher Schmeichelei und Ersterben in Höflichkeit. Diese am spanischen Hofe beliebte Art, die späteren Geschlechtern 'spanisch' vorkam, machte sich nur zu bald auch im Schrifttum breit und erreichte in der zweiten schlesischen Dichterschule ihren Höhepunkt. Geschmacklose, gesuchte Ausdrücke sind bei ihren Mitgliedern zahlreich zu finden.[2]) Man nannte den Mond der Sonne Kammermagd, den Ochsen der Kühe lieben Mann, die Brust Zeughaus der Liebe, die Zunge des Mundes Zimbel und Adam einen Prinzen der Sterblichkeit; man redete von gläsernen Gewässern, gesalzenen Zähren und schwarzen Sternen, ja richtete an die Geliebte Worte wie: 'In deiner Augen Pech blieb oft mein Auge kleben'; je ungewöhnlicher eine Bezeichnung war, für um so geistreicher galt sie; je schwülstiger eine Wendung, um so lieber wurde sie gebraucht. So war denn der Stil geschraubt und gekünstelt, voll von spitzfindigen Gegensätzen, kühnen Bildern und Gleichnissen, Wortspielen und Anspielungen aller Art, weithergeholten sinnbildlichen Darstellungen und übel angebrachter Belesenheit; da er gedankentief erscheinen sollte, auch oft dunkel und unverständlich.

1) Auch in die Orthographie drang das bauschige, breitspurige Wesen ein, welches das Leben und alle seine Äußerungen, gleichviel ob in der Kunst oder in der Kleidertracht, beherrschte. Daher die Neigung zu historisch und phonetisch überflüssigen Doppelbuchstaben, namentlich am Schlusse der Wörter. Wir wissen aus direkten Zeugnissen, daß dies für hübsch und vornehm galt. Vgl. Rückert, Gesch. d. nhd. Schriftsprache I, S. 212.

2) Canitz, Gedichte 240: 'Kein Dichter trifft itzund so künstlich die Natur, sie ist ihm viel zu schlecht (schlicht), er sucht sich neue Spur'. Vgl. auch Broßmann, Hoffmann v. Hoffmannswaldau, eine Studie über die schwülstige Schreibart, Leipzig 1900, der den Einfluß der Italiener Guarini und Marini nachweist.

Dem Vorgange des Hofes, fremden Sprachen vor der deutschen den Vorzug zu geben, waren die gebildeten Stände längst gefolgt, nur trat jetzt an die Stelle der Lateinsucht bei diesen die Welschsucht. Die gute, alte deutsche Art erschien als 'altfränkisch'. Spanisch und Italienisch fanden Verehrer und Freunde, vor allem Französisch, das durch den häufigen Aufenthalt deutscher Jünglinge auf französischen Hochschulen und das Eindringen des Calvinismus an mehrere Fürstenhöfe (Pfalz, Anhalt, Hessen) in Deutschland immer beliebter wurde, aber auch durch Übersetzung vieler Schäfer- und Schelmenromane, Reisebeschreibungen, Heiratsbücher u. a. in weiteren Kreisen hohen Einfluß gewann. Ein Spruch, der aus jenen Tagen stammt, besagt, man solle mit Gott spanisch, mit den Fürsten italienisch, mit den Frauen französisch, mit den Feinden aber deutsch reden.[1]) Kein Wunder, daß sich jetzt, da alle Schleusen gezogen waren, romanische Wörter und Wendungen in großer Masse über Deutschlands Fluren ergossen.[2]) Wenn sich die höheren Stände dazu herabließen, ihre Muttersprache zu gebrauchen, sprachen und schrieben sie ein Deutsch, das als widriges Gemengsel aus allen möglichen Sprachen bezeichnet werden kann. So meldet Wallenstein seinen Nürnberger Sieg über Gustav Adolf dem Kaiser mit folgenden Worten: 'So hat sich der

1) Vgl. Lippert, Deutsche Sittengeschichte III, S. 168: 'Der Wiener Hof stand bis zum Tode Karls VI. († 1740) unter dem Einflusse der spanischen Etikette. Dagegen galt die Pflege italienischer Kunst, besonders des italienischen Singspiels für hoffähig. Doch drang auch schon zu Karls VI. Zeiten französische Sitte immer mehr ein. Vorzugsweise huldigten ihr die Minister und der Staatskanzler Kaunitz. Während man Französisch von den Diplomaten, Lateinisch vom Beichtvater, Italienisch von den Lippen Metastasios vernahm, waren der Hanswurst Stranitzky und der Prediger Abraham von Santa Clara diejenigen Organe, durch die die deutsche Sprache ihre Vertretung bei Hofe fand. Wenn auch der brave Abraham in seiner Art seine Verdienste hat, so konnte doch die grob humoristische Art, wie er die Muttersprache gebrauchte, diese nur als eine für höhere Zwecke unbrauchbare Bauernsprache erscheinen lassen.'

2) Vgl. F. A. Brandstäter, Die Gallizismen in der deutschen Schriftsprache. Leipzig 1874.

König bei dieser impresa (ital.: Unternehmung) gewaltig die Hörner abgestoßen, indem er allen zu verstehen gegeben, er wolle sich des Lagers bemächtigen oder kein König sein; er hat auch sein Volk über die Maßen discouragiret (frz.: entmutigt), daß er sie so hazardosamente (span.: auf gut Glück) angeführt, daß sie in vorfallenden Occasionen (lat.: Gelegenheiten) ihm desto weniger trauen werden.' Die von Fremdwörtern strotzenden Erlasse und Verordnungen der Behörden verspottet schon Moscherosch († 1669).[1]) Die Poesie schielte wie zur Zeit des Rittertums nach Frankreich; hier wie dort bildete Frauenverehrung den Hauptstoff der Lyrik, aber der Idealismus jener Zeit war einer rohsinnlichen und lüsternen Auffassung gewichen, und die liebliche Naturempfindung der Minnesänger lag den 'engbrüstigen, an den Salon oder an die Studierstube gefesselten Dichtern' vollständig fern. Selbst für die Schönheit des erwachenden Lenzes hatten sie kein Verständnis. Ein Pröbchen der damaligen Dichtung geben folgende Verse: 'Reverierte Dame, Phönix meiner Ame (âme), gebt mir Audienz, Eurer Gunst Meriten machen zu Falliten meine Patienz. Ach, ich admiriere und consideriere Eure Violenz; wie die Liebesflamme mich brennt sonder Blame gleich der Pestilenz. Ihr seid sehr capable, ich bin peu valable in der Eloquenz, aber mein Servieren pflegt zu dependieren von der Influenz.'[2]) Man nannte dies alamodische Schreibweise und tat sich viel darauf zugute. Natürlich sickerte auch manches davon nach unten durch und fand beim Volke freundliche Aufnahme; selbst der gemeine Mann putzte fortan seine Rede gern mit allerhand erborgten Flicken auf, ja die unglücklichen Zeitläufte des dreißigjährigen Krieges, die fremdes Kriegsvolk aus aller Herren Ländern in unser Vaterland führten, leisteten dieser Richtung bedeutenden Vorschub.[3]) Auch

---

1) 'Da stecken sie voller Distinktionen, Divisionen, Konziliationen, Extravagantien, raisons d'état, Seditionen, Rezesse' u. s. f.

2) Vgl. Neumark, Der neusprossende deutsche Palmbaum S. 138 f.; ferner v. Perger, Der deutsche Stil in seiner Entwickelung. Wien 1861. S. 48 und H. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. 4. Aufl. Braunschweig 1893. S. 21 f.

3) So hat denn auch Schiller in seinem Wallenstein mit Absicht

die Begrüßung wurde jetzt unnatürlicher. War in der Blütezeit des Rittertums das einfache, gemütliche 'Du' durch das romanische 'Ihr' aus einem großen Teile seines alten Besitzes verdrängt worden, so entwickelte sich im 17. Jahrhundert aus der dem französischen Monsieur nachgeahmten Anrede mit Herr das steife 'Er' (z. B. Er kann gehen: du kannst gehen), das dann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch noch in die Mehrheit gerückt wurde (Sie sind: Ihr seid).[1]) Während so der Geist der Sprache so undeutsch wie nur möglich war, hörte man beständig über den 'Glanz der Haupt- und Heldensprache des auf diesem großen Fußschemel Gottes wallenden Japhetischen Geschlechts der Deutschen' sprechen.

Dem Barockstil folgte das Rokoko[2]), das auf allen Gebieten der Kunst, aber auch in Kleidung und Schrifttum zur Geltung kam. Galant und artig, zärtlich und scherzhaft waren neben kuriös und politisch[3]) die Hauptschlagwörter der Zeit. Unter diesem Zeichen standen die Anakreontiker, die Hagedorn, Jakobi, Uz und Gleim; auch Goethe in seiner Leipziger Studienzeit huldigte dieser Richtung, die das Rahmenwerk für wichtiger als die Sache selbst erachtete. Empfindung und Form waren gekünstelt, zwar zierlich, aber unnatürlich und gemacht. Aus-

---

zahlreiche Fremdwörter eingemischt, um der Sprachmengerei der Zeit des 30jährigen Krieges Rechnung zu tragen, gleichwie er im Tell durch den Gebrauch von schweizerischen Ausdrücken uns Land und Leute näher bringen wollte. — An die trostlosen Zustände jener Kriegszeit erinnern Wörter wie abgebrannt = arm, worüber Philander v. Sittewald sagt: 'Er war abgebrannt, das ist nach der Feldsprach soviel als: er war umb alles kommen und erarmet.'

1) G. Ehrisman, Duzen und Ihrzen im Mittelalter, Zeitschr. f. deutsche Wortforsch. I, S. 117 ff.; A. Denecke, Zur Geschichte des Grußes, Lyons Zeitschr. VI, S. 317 ff.

2) G. Steinhausen, Lyons Zeitschr. IX, S. 22 ff.; Rokokostudien. Grenzboten 1891. S. 571 ff.

3) Politisch und galant kommen erst seit Ende des 17. Jahrhunderts in allgemeineren Gebrauch; aber Galan ist schon 1600, galanisieren 1611 bekannt und vermutlich von Wien aus verbreitet worden. Vgl. M. v. Waldberg, Die galante Lyrik. Straßburg 1885. S. 3 und Kluges Zeitschrift f. d. Wortf. II, S. 238.

drücke wie muntere Mädchen, schöne Triebe, Weihrauchnebel, seufzen, küssen, Tal, Hain und Bach kehrten in diesen Dichtungen immer wieder. Wie ein Schönheitspflästerchen saß hier und da ein französisches oder italienisches Wort. Rokokohaft, wie die gepuderten Schäfer und Schäferinnen, die unter allerlei griechischen Namen (Corydon, Damon, Arist, Chloe, Phyllis, Doris, Daphne, Galatea u. a.) auftraten und durch ihre Tändeleien zu ergötzen suchten, war die ganze Naturbetrachtung, war auch der besonders beim Schäferspiel beliebte Alexandriner.

92. Aber eine Gegenströmung blieb nicht aus. Sie begann im Norden unter dem Einflusse König Friedrich Wilhelms I. von Preußen, der aller Schnörkelei und allem Übermaß abhold war und in seiner Abneigung gegen das Fremdländische 'die Deutschheit überdeutschte'. Er hatte in der Dichtkunst Gesinnungsgenossen an einer Reihe vorwiegend norddeutscher Männer: Christian Weise, Wernicke, Canitz u. a., die, statt zu überladen, das Einfache und Natürliche zur Richtschnur ihres Schaffens erhoben, wobei sie freilich vielfach ins Platte und Nüchterne verfielen. Aus diesem Geiste wurde die Aufklärung[1]) geboren, die sich zur Aufgabe machte, die breiten Schichten des Volkes über Irrtümer aller Art aufzuklären, und gerade im Norden, wo Mendelssohn und Nikolai wirkten, ihre festesten Stützen und ihre eifrigsten Anhänger fand. Zu ihr bekannte sich auch Lessing, der Dichter des Nathan, der mit seiner klaren und bestimmten, kurzen und gedrungenen Ausdrucksweise den schärfsten Gegensatz zu Leuten wie Hoffmannswaldau und Lohenstein bildete. Er ging streng mit den Franzosen ins Gericht, verwarf ihre Ansichten von den drei Einheiten im Bühnenstück und machte sie in der Minna von Barnhelm durch die Figur des aufgeblasenen und großsprecherischen, aber dabei feigen Riccaut de la Marlinière lächerlich. Gleichzeitig verherrlichte er den großen König, der zwar noch in dem Wahne lebte, deutsche Sprache und deutsches

1) Das Wort 'aufgeklärt' als Ausdruck einer vorurteilsfreien, geistig unbefangenen Denkart wird schon 1748 von Zinzendorf bespöttelt. Vgl. Kluges Zeitschr. f. d. Wortf. II, S. 59 f. und R. M. Meyer, Vierhundert Schlagworte, Leipzig 1900, Nr. 9.

Schrifttum seien dem französischen nicht gewachsen[1]), der aber gleichwohl Lessing in seinem Kampfe gegen welsche Sprache und Art unterstützte. Denn indem er auf den Feldern von Roßbach den französischen General Soubise aufs Haupt schlug, half er den welschen Geist bannen, der bisher mit seinem Regelzwange auf dem künstlerischen und sprachlichen Leben Deutschlands gelastet hatte.[2]) So war es denn auch eine der ersten Taten Herders, gegen den Gebrauch der französischen Sprache an Stelle der deutschen zu eifern und zu betonen, 'wer in einer fremden Sprache schreibe, gleiche dem, der sein eigenes Haus verlasse und in einem fremden wohne'.[3]) Darum 'weckten Klopstocks Preisgedichte auf das deutsche Vaterland und die deutsche Sprache einen mächtigen Widerhall'.

93. In der kerndeutschen Art, die Klopstock dadurch an den Tag legte, begegnete er sich mit Lessing, aber sonst wich er mit seinen Anschauungen und Empfindungen stark von ihm ab. Denn er war einer der hervorragendsten Vertreter der rühr-seligen und empfindsamen[4]) Richtung, die im Gegensatz zur Aufklärung weniger das Recht des Denkens und der freien Überzeugung betonte, als in einseitiger Hervorhebung des Gefühls das Heil der Dichtkunst erblickte. Durch die Pietisten Spener und Francke in Deutschland vorbereitet und durch die Schweizer Bodmer und Breitinger eingeleitet, griff diese Zeitstimmung außerordentlich um sich und fand nicht, wie die Aufklärung, namentlich bei den höheren Klassen Anklang, sondern

1) Friedrich hielt das Deutsche für einen jargon dépourvu d'agrément que chacun manie selon son caprice.

2) 'Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie' (Goethe, Dichtung und Wahrheit).

3) Vgl. Wackernell, Zeitschr. d. Sprachv. IV, S. 39. Am Anfange des 18. Jahrhunderts wurde auch in Deutschland zuerst nach dem Muster des Boileauschen goût das Wort 'Geschmack' in übertragenem Sinne vom Schrifttum gebraucht, ein Zeichen, daß man sich jetzt der Unnatur Lohensteinschen Schwulstes bewußt wurde (vgl. Grimms Wörterb. IV, 2, 3928).

4) Empfindsam ist im 18. Jahrh. aus dem englischen sentimental übersetzt worden. Vgl. Gombert, Großstrehlitzer Progr. 1897 S. 16.

bei den niederen. Gemäß dieser Anschauung des Dichters zeigte Klopstocks Sprache Erhabenheit und Überschwänglichkeit, Feuer und Leidenschaft. Hehre Bilder und Vergleiche, großartige Wortgebilde und kühne Wortstellung waren ihr eigentümlich. Die Beiwörter flossen reichlich, durch Beseelungen wurde der Ausdruck gern belebt. Da winkt der Wein, gebiert die Flur, blüht die Brust, lockt des Ruhmes Silberton. Und da der Dichter auch ein feines Gefühl für musikalische Wirkungen hatte und an Biegsamkeit und Weichheit der Sprache viele hinter sich ließ, so kam es damals manchem vor, als ob er mit Engelzungen redete. Natürlich wurde in jener Zeit die Sprache des Gefühls wesentlich bereichert und für Stimmungen und Empfindungen mancher neue Ausdruck gefunden. Man sprach von sanften Schauern wehmütiger Küsse, von Süßigkeiten der Freundschaft, von Tränen der Wehmut und des Dankes, von Strömen keuscher Liebe, die das Herz erfüllen.[1]) Empfinden und fühlen, jauchzen und jubilieren waren Lieblingswörter jener Zeit. Man besang sein 'englisches' (engelgleiches) Mädchen, womöglich mit 'englischen' Versen und 'schmolz hin' in stillen Schmerzen.[2]) Die Messiade läßt selbst Gott in einem Augenblicke höchster Seligkeit eine Träne vergießen. Diesem Gefühlsdrange entspricht auch die große Vorliebe für Namen wie Traugott, Fürchtegott, Gottlieb, Gottlob, Gotthelf, Gotthold, Christlieb u. a.

94. Aber es war nicht anders möglich, als daß 'die Gewöhnung, den Blick in sich selbst zu kehren und die inneren Regungen zu belauschen, zur Schauspielerei und die Bewunderung edler Affekte zur Affektation' verführte.[3]) So kommt es,

1) Gellert schreibt, als er den Abschied Grandisons und Klementinas in Richardsons Roman gelesen hat: 'Heute, diesen Morgen zwischen 7 und 10 Uhr (Gesegneter Tag!) habe ich geweint, teurer Graf, mein Buch, mein Pult, mein Gesicht, mein Schnupftuch durchgeweint', und in Herders Briefen an seine Braut sind 'bei weinender Seele, Ihre empfindungsvolle Seele' u. a. ganz geläufige Wendungen. Klopstock bildet von weinen die Zusammensetzungen: herweinen, hinweinen, zuweinen, nachweinen, erweinen.

2) Über den Gebrauch des Wortes Engel in Goethes Clavigo vgl. G. Schmidt, Clavigo, Gotha 1893. S. 33.

3) Vgl. G. Freitag, Bilder a. d. deutsch. Vergangenheit IV, S. 142 f.

daß uns häufig, wo wir den einfachen Ausdruck eines innigen Gefühls erwarten, ein Aufwand von Betrachtung abstößt; bei allem Häufen poetischer Anschauung vermochten die Dichter oft keine gehobene Stimmung hervorzubringen, noch weniger den vollen Einklang eines schönen Gefühls in dem Hörer zu erzeugen. Diese innere Unwahrheit des Stils machte schließlich der grenzenlosen Freiheit und Zügellosigkeit Platz, die in der Zeit des **Sturmes** und **Dranges** herrschte.

Wie man jetzt auf dem Gebiete des Glaubens eine Vernunftreligion aufstellte und im Erziehungswesen die Rousseauschen Grundsätze verbreitete, so verließ auch die Sprache dieser Zeit das gewohnte Bett der ordnenden Regel.[1]) In der Sucht, durchaus Neues und Ursprüngliches zu schaffen, verstiegen sich die Schriftsteller zu Ungeheuerlichkeiten aller Art. Während sie möglichst natürlich sprechen wollten, wurden sie ganz unnatürlich; namentlich trieben sie das Streben nach Kürze zu weit. Beschränkte sich doch die erste Begegnung Goethes und Lavaters auf die Worte: 'Bist's?' 'Bin's'. Dabei war der Stil oft grausig und verzerrt, gleich den in den Schriften dargestellten Menschen, die Sätze zerklüftet und zerfahren, aber durchwogt von hoher Glut der Leidenschaft und gewaltigem Feuer der Begeisterung. An der kühnen Sprache Klopstocks, der überschwenglichen Ossians, der markigen Shakespeares bildeten die 'Original- und Kraftgenies' ihren Stil. Das ist die Zeit der 'Übermenschen' (zuerst 1775 im Urfaust) und der 'ganzen Kerle'. Auch Goethe machte, angeregt von Herder, während seiner Straßburger, Wetzlarer und Frankfurter Schaffenszeit diese Schule durch.[2]) Niemals ist er so kühn und fruchtbar in neuen

---

1) Goethes Orthographie in der Genieperiode war äußerst urwüchsig. Den früheren Stil warf er beiseite, weil dieser den Inhalt hemmte. Es ward aber daraus ein gelehrtes Versuchen in allen Stilen aller Zeiten und Völker, wie die Baukunst jetzt in allen Stilen baut und dabei keinen Stil hat. Vgl. R. Hildebrand im Goethejahrbuch XXII (1901), S. 215 f.

2) Über Goethes Verhältnis zu Klopstock schrieb O. Lyon, Leipzig 1882. Vgl. ferner St. Wätzoldt, Die Sprache des jungen Goethe, Zeitschrift d. Sprachv. I, S. 265 ff.; K. Burdach, Die Sprache des jungen

Wendungen und Wortbildungen gewesen wie damals. Klopstockſche Art verrät er durch Ausdrücke wie 'des ſchauernden Himmels öde Geſtade, wehende Zweige des dämmernden Hains, in heiliger Wonne ſchweben'. In dem 1774 entſtandenen kurzen Gedichte 'Mahomets Geſang' bildet er die zuſammengeſetzten Wörter: ſchlangenwandelnd, freudebrauſend, Gipfelgänge, Schattentale, Führertritt, Felſenquell, Sternenblick, Flammengipfel, Bruderquellen, Liebesaugen, Zedernhäuſer; hier ſpricht er auch vom rollenden Triumphe und vom ſilberprangenden Fluß. In kühner Weiſe verbindet er Zeitwörter mit dem Akk. des inneren Objekts. Wie Klopſtock geſagt hatte 'Rache funkeln, Anbetung flammen, Gnade lächeln, Wonne ſchauern', ſo Goethe Rettungsdank glühn, ekles Schwindeln vor die Stirne zögern u. a.

95. Doch ſchnell, wie dieſe Sturm- und Drangzeit gekommen war, ſchwand ſie wieder dahin. 1781 war Voſſens Überſetzung der Odyſſee erſchienen, bald folgte die der Ilias und anderer klaſſiſcher Dichtungen nach. Damit hatte man gezeigt, daß die deutſche Sprache fähig ſei, neben genauer Wiedergabe des Inhalts griechiſcher Dichter auch deren Ton und Ausdrucksweiſe richtig zu treffen. Nun begann ſich Friedrichs des Großen (Brief an Voltaire, 1775) Äußerung zu bewahrheiten: 'Le goût ne se communiquera en Allemagne que par une étude réfléchie des auteurs classiques. Deux ou trois génies rectifieront la langue.' Unter dem Einfluſſe Homers wurde damals der deutſchen Sprache manches neue Pfropfreis eingeſetzt und ihre Gefügigkeit erhöht.[1]) Manche ſchmückenden Beiwörter wurden neu geprägt, die Mittelwörter ſeitdem häufiger und in freierer Weiſe gebraucht, auch gern Zuſammenſetzungen

Goethe. Vortrag auf der Philologenverſ. zu Deſſau. Leipzig 1885. S. 166 ff.; M. Bernays, Einleitung zum jungen Goethe S. LIV ff.

1) Das Eigenſchaftswort, der Genetiv der Beifügung u. a. Satzteile wurden nach Homeriſchem Gebrauche in viel freierer Weiſe geſtellt, als dies bisher üblich geweſen war, Eigenſchaftswörter im ſächlichen Geſchlecht zu Hauptwörtern erhoben, der Artikel vielfach weggelaſſen und Biegungsfälle nach griechiſchem Muſter verwendet ('Sachen keines Gebrauches, wäre mir jetzt nur Geld in der Taſche' u. a.

mit ihnen gebildet; z. B. sind 'wolkenberührende Tannen, weitumschauende Gegend und rebenschenkende Erde' Vossische Neubildungen. Auch Goethe und Schiller wandten sich jetzt dem klassischen Altertum zu und vervollkommneten ihren Stil an großen Meistern wie Homer, Sophokles, Euripides und Pindar[1]); Faust vermählte sich mit Helena. Gleichwie die römischen Dichter oft nicht nur stofflich, sondern auch sprachlich das griechische Vorbild vor Augen hatten und nachahmten, so haben sich Schiller und Goethe nach Klopstocks Vorgange bemüht, ihre Sprache an den klassischen Dichtern zu bilden, und damit den Grundsatz Gottscheds zunichte gemacht, daß in Gedichten nur das zulässig sei, was man auch in Prosa sagen könne. Unter dem Einflusse Homers schrieb Schiller in der Jungfrau von Orleans: 'Den frohen Tag der Heimkehr sehen, löwenherzige Jungfrau, tränenvoller Krieg, bleiche Furcht' u. a.; ebenso glättete Goethe unter Anregung griechischer Dichter die Verse seiner Iphigenie und lernte den Worten Anmut und Wohllaut einhauchen, den Sätzen Gleichmaß, den Gefügen Rundung geben; aber auch in Wortbildung, Wortstellung und Gebrauch der Figuren war er ein gelehriger Schüler der Alten.[2]) Schon im Werther braucht er Homerische Wendungen wie das Licht der Sonne sehen (horān phaos ēelioio) und es zerreißt mir meine Eingeweide (daietai ētor), und noch im zweiten Teile des Faust spricht er vom hohlen Schiff (koilē naus), der ehernen Stimme (ops chalkē) u. a., ja man kann ruhig behaupten, daß er seine Gleichnisse und Bilder

1) Sie mischten selbst heidnisch-griechische Religionsvorstellungen unter christlich-germanische. So spricht Schiller in der Maria Stuart von dem Schwerte der Themis, den Furien der Zwietracht und der Ate, ja er läßt strenggläubige Christen wie Johanna die Götter anrufen. Vgl. auch K. Bruchmann, Psycholog. Studien z. Sprachgesch. S. 73 f.; J. Schlurick, Schiller und die Bibel S. 6.

2) Vgl. auch H. Morsch, Goethe und die griechischen Bühnendichter. Berlin 1888; Lücke, Goethe und Homer, Ilfelder Programm. Nordhausen 1884; K. Olbrich, Goethes Sprache und die Antike. Leipzig 1891. In einem Briefe Brentanos vom 18. März 1806 heißt es: 'Ich lese in diesem Augenblicke den Briefwechsel zwischen Heinse, Gleim u. Müller. Darin kommen unzählig oft die Worte Elysium, Grazien, Charitinnen vor.'

nächst der Bibel mit besonderer Vorliebe gerade dem Homer entlehnt.[1])

96. Aber als Greis kehrte Goethe zu den Neigungen der Jugend in gewissem Sinne zurück. 'Wir sind vielleicht zu antik gewesen, nun wollen wir es moderner lesen' gestand er selbst. Wie er den kerndeutschen Faust wieder vornahm und vollendete, so lenkte auch seine Sprache wieder in die Bahnen des Deutschtums ein. Wohl entbehrte sie nun der Kraft und des Feuers der Jünglingszeit, aber dafür ist in ihr, z. B. in den Balladen, die Einfachheit und Natürlichkeit, die Gemütstiefe und Innigkeit des deutschen Volkes trefflich zum Ausdruck gekommen. Die herrlichen Gedichte gleichen den Veilchen, die in sich gebückt den wonnigsten Duft verbreiten.[2])

Zeugnisse desselben Geistes, des sich wieder auf seine Art besinnenden Deutschtums, sind die Lieder der Freiheitssänger in der Zeit der Napoleonischen Kriege und die Werke der Romantiker. Diese Dichter ergingen sich gern auf den Fluren des Mittelalters und entdeckten dabei manchen köstlichen Edelstein, der nun neue Fassung erhielt und wieder seinen wunderbaren Glanz entfaltete. Waren Wörter wie Hort, Halle, Hain, Gau, Minne, Kämpe, Fehde, lobesam schon früher, besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch Klopstock, Wieland[3]), Hagedorn, Mylius u. a. aus dem alten Wortschatz hervorgesucht worden, so geschah jetzt, namentlich auf Uhlands Anregung, ein Gleiches mit Ger, Gadem, Wat usf. Die besondere Neigung aber, welche die romantische Schule für das Wunder-

---

1) Vgl. auch Wendungen wie mit fliegenden Worten, im ehernen Busen, ferner Zwiespalt war mir im Herzen, die rasche Kraft der leichthin ziehenden Pferde (Herm. u. Doroth.), die unermüdete Sonne (Röm. Eleg.), die sanften Pfeile des Gottes (Iphigen.) u. a.

2) Über Goethes Sprache u. Stil im Alter vgl. P. Knauths gleichnamige Schrift, Leipzig 1898 (über J. Paul als Sprachschöpfer J. Müller, J. Paul und seine Bedeutung für das deutsche Volk. München 1894.)

3) Wieland hatte schon in seiner Abhandlung: 'Was ist hochdeutsch?' den Vorschlag gemacht, die ältern deutschen Mundarten als eine Fundgrube anzusehen, aus der man den Bedürfnissen der allgemeinen Schriftsprache zu Hilfe kommen könnte.

bare hatte, kommt in den zahlreichen Zusammensetzungen mit 'Wunder' zum Ausdruck, die wir bei Novalis und seinen Zeitgenossen zuerst finden, z. B. Wunderkind.

97. Auch politisch lenkte nun Deutschland in andere Bahnen ein. Seit dem Sturze Napoleons war mit dem Geiste der französischen Staatsumwälzung gebrochen worden, Metternich wachte sorgfältig darüber, daß das Bestehende in Staat und Kirche gehütet und jede unliebsame Bewegung unterdrückt wurde. Die Schwingen der Dichtkunst erlahmten; die Wissenschaft hielt ihren Einzug. Hatte im 18. Jahrhundert das Herz den Kopf in Fesseln geschlagen, so blickte nun der Kopf verächtlich auf das Herz herab. Auf allen Gebieten regte sich großer Forschungstrieb. Wie nach Luthers Tode verlor die Sprache ihre urwüchsige Kraft, sie verknöcherte allmählich wieder unter den Händen der Gelehrten.[1]) Fremdwörter strömten aus allen Gebieten zu oder wurden mit griechisch-römischen Wortbildungsmitteln neu geschaffen. Der Kanzleistil gewann zusehends an Boden. Langstielige, nüchterne Fürwörter wie 'derjenige' griffen um sich, unnütze Wendungen und Flickwörter wie 'gewissermaßen, einigermaßen', denen schon Fichte nach Goethes Mitteilung[2]) den Krieg erklärte, flossen in die Rede ein. Je stärker die Jagd nach Geld und Gut alle edleren Regungen zurückdrängte, je mehr der Hang zur Prunksucht und Völlerei zunahm, desto mehr wuchs die Liebe zu eitlem Wortgepränge. Man nannte neue Kirchen oder Straßen nicht mehr Annenkirche und Augustenstraße, wie man noch im vorigen Jahr-

1) Paul Heyse in der „Tägl. Rundschau" 1902, Nr. 251: „Die Dichtung der 40ger und 50ger Jahre litt an den Gebrechen einer abgelebten, saftlosen Korrektheit. Wer sich überzeugen will, wie weit die Schriftsprache von ihren Quellen getrennt durch Röhrenleitungen vielfach filtriertes Wasser mit sich führte, prüfe nur statt aller des einen Gutzkow armselige literarische Tätigkeit. Nie wird ihm ein bodenwüchsiger, quellfrischer Ausdruck begegnen, überall nur ein scharfer, unsinnlicher Hauch dialektisch destillierter Gedankenarbeit, die sich der Sprache als des gemeinnützigen Mittels zur Verständigung bedient. Mit der Verssprache des jungen Deutschlands stand es nicht besser."

2) Goethes Werke Bd. 32, 224 Cotta, Bd. 39, S. 117 Reklam.

hundert getan hatte, sondern Annakirche, Augustastraße; Örtlichkeiten wie Klause, Zelle, Pforte, Eckartsberge wurden nun zu Klausa, Zella, Pforta, Eckartsberga, weil dies vornehmer klang.[1]) Schwulst und Ziererei im Ausdruck nahmen zu und mit ihnen grammatische Fehlerhaftigkeit. Französische Wortverbindungen wie 'in 1866, Günther Nachfolger, Sammlung Weidmann, Ankunft von Frau Y, gefeierte Sängerin aus Wien', wurden in Zeitungen und Büchern immer häufiger. Unmaß trat in der Wortbildung (Sichentäußerung, Zurannahmebringung, Inanklagestandversetzung), im Satzbau (das Vorkommen von Erkrankungen an der Cholera unter den Schiffern auf der Elbe bei Hamburg) und in der Beziehung der Wörter (Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen) ein. Wo man früher gesagt hatte: 'Die Augen vom Weinen getrübet' oder 'mit tränengeröteten Augen', hieß es nunmehr 'mit von Tränen geröteten Augen'. Breitspurige Wendungen, namentlich Umschreibungen von einfachen Zeitwörtern durch Hauptwörter auf -ung und die Zeitwörter bringen, erfolgen, stattfinden (zur Aufführung bringen: aufführen, die Aufführung des Stückes findet statt: das Stück wird aufgeführt) flossen unwillkürlich in die Feder. In dieser Zeit des sprachlichen Niedergangs befinden wir uns noch gegenwärtig. Statt der richtig gesprochenen Sprache, die als die beste Richtschnur eines guten Stils gelten kann, nimmt man sich oft nur die gedruckte, p a p i e r n e[2]), zum Muster, und gar mancher redet jetzt 'wie ein Buch'. In unserem tintenkleckſenden Jahrhundert gilt der Laut gar nichts, der Buchstabe alles. Das lebendige Wort ist ohnmächtig, die Zeitungen sind eine Großmacht ersten Ranges. Mit der Zunahme des Umfangs wird der Inhalt des Schrifttums minderwertig. So war es im 14. Jahrhundert, so ist es wieder im 20.; auf die höchste

1) Über die Sucht der Gegenwart, klangvolle, aber unverstandene Namen zu wählen, äußert sich R. Hildebrand Lyons Zeitschr. XI, S. 306: 'Es ist wie ein Stückchen goldig beleuchteten Bergnebels ohne feste Form, ohne Halt.'

2) Sätze wie 'In „Die tägliche Rundschau" steht' sind gar nicht für das Ohr, sondern nur für das Auge geschrieben; auch können die

Erhebung folgt der tiefste Fall. Wohl ragen aus der Masse der Tagesschriftsteller einzelne Gestalten hervor, die bestrebt sind, echt deutscher Art in Gesinnung und Sprache wieder zum Siege zu verhelfen, wohl hat auch der Krieg von 1870/71 mit dem höheren Fluge des Volksbewußtseins den Wunsch nach einer Besserung im sprachlichen Ausdruck rege gemacht; aber eine solche wird nur allmählich und nach langem, ernstem Ringen eintreten.

Gänsefüßchen die sprachliche Unrichtigkeit nur verschleiern. Daher sagt Grimm, Wörterbuch IV, 1 Sp. 1269: 'Jetzt wuchern die Gänsefüße bis zu gedankenloser Lächerlichkeit und in einer Weise, daß auch schon dem Sprachgefühl Schaden geschieht.' — Zu vergleichen sind: O. Schröder, Vom papiernen Stil. 5. Aufl. Leipzig 1902; O. Lyon, Das Schrifttum der Gegenwart, in seiner Zeitschrift I, S. 14; 143; 230; 347; Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. 2. Aufl. Leipzig 1897; Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. 3. Aufl. Leipzig 1903 und die dadurch angeregten Schriften von Erbe, Minor, Schmits, Blümner, Kärger u. a.; K. G. Keller, Deutscher Antibarbarus. 2. Aufl. Stuttgart 1886; A. Heintze, Deutscher Sprachhort. Leipzig 1900; Ders., Gut Deutsch. 11. Aufl. Berlin 1903; v. Sosnosky, Sprachsünden. Breslau 1890; Brunner, Schlecht Deutsch. Wien und Leipzig 1895; G. Rümelin, Über die neuere deutsche Prosa, Deutsche Rundschau Bd. 59 (1889) S. 36 ff.; Rothe, Über den Kanzleistil. 11. Aufl. Berlin 1902; G. Ehrlich, Hochwohlderselbe. Hannover 1892; L. Günther, Recht und Sprache, Berlin 1898; J. Erler, Die Sprache des bürgerlichen Gesetzbuches. Berlin 1896; H. Daubenspeck, Die Sprache der gerichtlichen Entscheidungen. Berlin 1893; W. Gensel, Die Sprache des Entwurfs zu einem bürgerl. Gesetzbuch. Leipzig 1893; K. Bruns, Gerichtsdeutsch, Zeitschr. d. Sprachv. X, S. 25 ff., 41 ff., 121 ff.; J. Sabin, Die Sprache der Presse und des Parlaments. Kiel u. Leipzig 1893; A. Demmin, Zeitungs-, Landtags- und Reichstagsdeutsch. Wiesbaden 1893; Halatschka, Zeitungsdeutsch. Wien 1883; Hullmann, Die Wissenschaft und ihre Sprache. Leipzig 1894; Hirschberg, Über die Sprache der Ärzte, deutsche medizinische Wochenschrift 1892 Nr. 10 S. 215 ff.; W. v. U., Vom militärischen Stil. Berlin 1899; O. Brenner, Über neue Wörter, Beilage z. Allg. Zeitung 1900, Nr. 78. 'Moderne Schlagworte' behandeln Richard M. Meyer, A. Gombert, und O. Ladendorf (vgl. Zeitschr. für deutsche Wortforsch. V, S. 105 ff.). Die Errichtung eines Reichsamts für deutsche Sprachwissenschaft oder einer Akademie der deutschen Sprache befürworten F. Kluge (Zeitschr. d. allg. d. Sprachv. Beiheft 20 S. 317 ff.), O. Behaghel (ebenda S. 323 ff.), St. Kekulé v. Stradonitz, Voss. Zeitung, Sonntagsbeilage vom 10. März 1901.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
M. v. Schenkendorf.

6. Lautwandel.[1]

98. Wörter und Wortbedeutungen, ja auch Eigentümlichkeiten des Satzgefüges wandern häufig aus einem Lande oder Gebiete ins andre, Laute dagegen werden selten von auswärts beeinflußt. Denn wie die körperliche und geistige Anlage des einen Volkes von der des andern stark abweicht, so auch die Klangfarbe und Tonstärke der Laute, so daß man anderswo oft nur mit Schwierigkeit nachzuahmen vermag, was an Ort und Stelle spielend hervorgebracht wird. Lautgebung und Volksart stehen eben im engsten Zusammenhange. Das schließt freilich nicht aus, daß sich der Lautkörper einer Sprache im Laufe der Jahrhunderte innerhalb gewisser Grenzen verschiebt. Denn durch äußere und innere Einflüsse aller Art können sich die drei bei der Lauterzeugung zusammenwirkenden Kräfte, die auf der Muskeltätigkeit beruhende Bewegung der Sprachwerkzeuge, das im Verein damit auftretende Bewegungsgefühl und die in den Hörern hervorgerufenen Tonempfindungen, allmählich verändern und so auch in der Aussprache leise Ver-

1) Vgl. W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. 2. Aufl. Straßburg 1897 Bd. I; K. Weinhold, Mhd. Grammatik. 2. Aufl. Paderborn 1883; K. v. Bahder, Grundlagen des nhd. Lautsystems. Straßburg 1890; O. Behaghel in Pauls Grundriß d. germ. Philol. 2. Aufl. Straßburg 1901. S. 690ff.; Fr. Blatz, Nhd. Grammatik. Karlsruhe 1895 f.; Noreen, Abriß der urgermanischen Lautlehre. Straßburg 1894; W. Streitberg, Urgermanische Grammatik. Heidelberg 1896; O. Brenner, Grundzüge der geschichtlichen Grammatik der deutschen Sprache. München 1896; derselbe, Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. Leipzig 1902.

schiebungen hervorrufen, die häufig durch die Schrift gar nicht ausgedrückt werden.

99. Da sich nämlich die schriftliche Darstellung gewöhnlich mit verhältnismäßig wenigen Zeichen begnügt und bei ihrem Bestreben, das Althergebrachte festzuhalten, mit dem Gange der Lautentwickelung nicht gleichen Schritt hält, so entsteht ein Zwiespalt zwischen der gesprochenen und geschriebenen Sprache, zwischen Laut und Lautzeichen. Wir verfügen über 25 Buchstabenzeichen wie die Römer, denen wir sie verdanken; wollten wir aber, wie es zu wissenschaftlichen Zwecken erforderlich ist und tatsächlich geschieht, jeden besondern Laut mit einem eigenen Zeichen wiedergeben, so würde die Zahl um mehr als das Doppelte wachsen; besitzen wir doch z. B. mehrere grundverschieden gesprochene Laute, die wir durch das eine Zeichen ch (ich, ach), b, g, n, s, e u. s. w. zum Ausdruck bringen. Mitunter haben wir die Unterscheidungsmittel in unserem Alphabete, machen aber davon keinen Gebrauch, sondern halten die frühere Schreibweise fest. So schreiben wir jetzt noch Fuchs, sprechen aber Fuks, Fux, und bei Wörtern wie Lob, Bad, lang verzeichnen wir abweichend von der gewöhnlichen Aussprache und dem mhd. Brauch im Auslaute b, d und g statt p, t und k. Doch wichtiger als diese Abweichungen zwischen Schriftsprache und mündlicher Rede sind die Lautübergänge, von denen wir hier einige herausheben wollen.

100. Im allgemeinen haben die Mitlaute weniger Beweglichkeit als die Selbstlaute; doch ist dies je nach ihrer Stellung verschieden. Im Wortbeginn sind sie viel widerstandsfähiger als in der Mitte und am Schluß, in festen Verbindungen weniger dem Wandel unterworfen als einzeln. Haben doch p und t, wenn sie mit s zu sp und st verwachsen waren, in der Regel sogar der Lautverschiebung getrotzt.

Abfall eines anlautenden h vor l können wir bei den Wörtern Ludwig (Chlodwig) und Lothar (Chlotar) beobachten, Verlust eines auslautenden w bei fahl (= falb aus ahd. falo, falwes), gehl (in Gehlhaar, Gehlberg; vgl. gelb), Mehl (vgl. Milbe und süddeutsch Melberei), gar (vgl. Gerber), Herling (vgl.

herb); Unterdrückung anderer Laute im Wortinnern bei Mädchen (Mägdchen), Marstall, Marschall (Marchstall, Marchschalk von ahd. marah, Mähre), Blitz (von blicken), schmatzen (mhd. smackezen), Tinte (lat. tincta), steil (mhd. steigel von steigen); fodern steht neben fordern und Welt neben engl. world (mhd. wërlt, ahd. wëralt).

101. Die entgegengesetzte Erscheinung, daß ein Laut hinzutritt, beobachten wir vor allen Dingen bei d und t. Wie im Französischen bei gendre, tendre, moindre (lat. gener, tener, minor) entwickeln sich diese Zungenlaute öfter auch im Deutschen zwischen n und r, ebenso zwischen n und l, z. B. bei Fähndrich (Fähnrich), minder (vgl. minor), Spindel (vgl. spinnen), namentlich, ordentlich, eigentlich, öffentlich, wöchentlich. Ein Lippenlaut drängt sich zwischen n und t bei Ankunft (ankommen), Vernunft (vernehmen), Ranft (Rand), Zunft (zëmen, ziemen), ein s bei Gewinst (gewinnen), Gespinst (spinnen), Kunst (können), Brunst (brennen). Am Wortende finden wir t und d als Anhängsel bei einer Reihe teils entlehnter, teils echt deutscher Ausdrücke wie Papst, Pergament, Palast, Morast, Dechant, Dutzend, Sekt (ndl. sek: it. vino secco); Obst, Axt, Saft, einst, jemand, niemand, weiland u. a. Selten sind sie aus Anlaß volkstümlicher Umdeutung angetreten, z. B. in Mailand (Milano) und zu guter Letzt (von Letze, Abschiedsschmaus). Bisweilen bestehen die des Schmarotzerlautes ermangelnden Formen noch daneben, so in Zusammensetzungen wie Doppelgänger, Doppeladler (frz. double, aber doppelt), Mon-tag (mhd. mântac, aber Mond) oder in unzusammengesetzten Wörtern der jetzigen Schriftsprache (mittels: mittelst, -icht in Spülicht, Kehricht neben -ich in Fittich, Kehrich), ferner in den Mundarten (gewône: gewohnt) oder im altertümlichen Stil (jetzo: jetzt).

102. Aneinander angeglichen werden zwei verschiedene Laute entweder nach rückwärts oder nach vorwärts. Der zweite fügt sich dem ersten, wenn krumb, tumb, kamb, lamb zu krumm, dumm, Kamm, Lamm oder Mül(l)ner (mhd. mülnaere) zu Müller und verdamnen (damnare) zu verdammen wird; das Umgekehrte geschieht, wenn aus Hochfahrt und lactuca Hoffahrt

und Lattich, aus Hindbeere (Beere der Hinde) und Lintburg (Lindenburg) Himbeere und Limburg, aus Barlast (bare, bloße Last) und entfangen Ballast und empfangen hervorgeht. Ebenfalls eine Art Annäherung ist darin zu suchen, daß man zuweilen hinter l und r den harten Verschlußlaut t zu d erweicht: daher Geld neben gelten, Herde neben Hirt.

Auf Angleichung verschiedener Biegungsformen des Hauptworts aneinander beruht der Wandel von mhd. tac, tages und rêch, rêhes zu nhd. Tag, Tages und Reh, Rehes, wobei die übrigen Biegungsfälle für die Gestaltung des ersten den Ausschlag gaben, und von marc, marges zu Mark, Markes (vgl. ausmergeln), wërt, wërdes zu Wert, Wertes (vgl. Würde: mhd. wirde), wolf, wolves zu Wolf, Wolfes, sê, sêwes zu See, Sees, wobei der 1. Fall für die übrigen bestimmend war. Auch bei Eigenschafts- und Zeitwörtern liegen die Dinge ganz ähnlich: aus rûch, rûhes ist rauh, rauhes geworden, aber in Rauchwerk und Rauchfrost hat sich das ch erhalten.

Die Neigung, von gleichen Lauten zweier sich folgender Silben der leichtern Aussprache wegen einen zu ändern (Dissimilation), tritt uns entgegen bei Knoblauch (Kloblauch: von klieben, spalten, dem Stammwort von Kluft, also Lauch mit spaltbarer Zwiebel), Turteltaube (turtur), Marmelstein (marmor), Kartoffel (it. tartufolo; vgl. Trüffel) u. a. Bei Gambrinus (= Jân primus, Johann I., vlämischer König) ist n dem b assimiliert und dann m in der Endung zu n dissimiliert worden. Anders liegt die Sache, wenn das t oder n einer tieftonigen Endsilbe mit dem gleichen Laute der vorangegangenen Silbe zusammenfällt, z. B. in der Wortbiegung bei er ficht: ficht(e)t, schilt: schilt(e)t, hält: hält(e)t, wird: wird(e)t und im Wemfall der Mehrzahl bei n-Stämmen: den Zeichen, den Wagen = den Zeichen(e)n, den Wagen(e)n.

103. Unter dem Einfluß des Tons steht der sogenannte grammatische Wechsel, d. h. der Übergang von f in b (Kufe: Kübel, schnaufen: schnauben), h in g (hoch: Hügel, ziehen: Zug, Schwäher: Schwager), d in t (schneiden: Schnitt, sieden: sott), s in r (kiesen: Kurfürst, gewesen: waren, Frost: frieren,

Verlust: verlieren)[1]). Gleichfalls in den Tonverhältnissen ist es begründet, wenn schließendes m hinter Selbstlauten vielfach in n übergeht. Denn dies geschieht meist in tieftonigen oder unbetonten Silben[2]); so heißt es jetzt 'mit Besen', während Luther Luc. 11, 25 noch schreibt 'mit Besemen gekehret'; ferner gehen Busen, Faden, Boden, Brassen u. a. auf ahd. buosam u. s. w. zurück, Alaun, mhd. alûn, auf lat. alumen; und während sich bei Atem, Odem, Bräutigam, Eidam, Bochum, arbeitssam und in den Wemfällen der Einzahl (einem, großem) schriftsprachlich das m behauptet hat, verwandelt es das Volk auch hier meist in n; daher mundartlich Aten, auf weichen Boden u. s. f.

104. Stärker als die Mitlaute sind die Selbstlaute in ihrer Form verändert worden durch Umlaut, Erhöhung und Brechung, Verlängerung und Verkürzung, Rundung und Entrundung.[3]) Beim Umlaut wurde durch ein in der Endung stehendes i vorangegangenes a, o und u zu e (ä), ö und ü (älter, mhd. elter, ahd. altiro) umgewandelt, bei der Erhöhung vorausgehendes ë zu i (Berg, Feld: Gebirge, Gefilde, ahd. gibirgi, gifildi) und bei der Brechung stammhaftes u durch ein folgendes a (e, o) in o verändert. Daher heißt es Gold (= golda), aber Gulden (mhd. guldîn); siech (ahd. sioh = siuka), aber Seuche (ahd. siuhhî); er gebeut, kreucht, fleucht (ahd. biutit u. s. w.), aber bieten, kriechen, fliegen (ahd. biotan u. s. w.). Nur

---

1) Dies ist eine Nachwirkung des von K. Verner entdeckten indogerm. Betonungsgesetzes, demzufolge harte Verschlußlaute (k, t, p) unmittelbar hinter dem Wortton zu h, th, f, dagegen unmittelbar vor dem Wortton zu g, d, b wurden: got. brôthar, Bruder = altind. bhrâ'tar, aber got. fadar = altind. pitár; dem lat. dico entsprechen ahd. zîhan (zeihen) und zeigôn (zeigen). Vgl. Verner in Kuhns Zeitschr. XXIII, S. 97; Paul in Paul u. Braunes Beitr. VI, S. 538; H. Hirt, Der indogermanische Akzent. Straßburg 1895.

2) In den Fuldaer Urkunden aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. ist das Verhältnis zwischen den Endungen des 3. Falls der Mehrzahl: 11 om: 10 on, 34 um: 13 un, 4 im: 7 in. Vgl. auch Weinhold, Alemannische Gramm. S. 172 f. und Kauffmann, Geschichte der schwäb. Mundart S. 264.

3) Die Zerdehnung und Zusammenziehung ist bereits oben S. 15 und S. 16 behandelt worden.

gewisse Nasenlautverbindungen verhindern die Brechung; daher heißt es gebunden, geschwungen, aber gesprochen neben Spruch, geworden neben sie wurden.

105. **Die Verschiebungen in der Tondauer oder Tonstärke** der Laute erklären sich größtenteils durch die Wirkung des Hochtons. Beim Übergange des Mhd. ins Nhd. sind nämlich die kurzen Selbstlaute meist nur in geschlossener Silbe erhalten (z. B. in Gott, mhd. got), in offener Silbe dagegen in der Regel gedehnt worden; bloß wenn ein Konsonant folgt, an den sich die Silben -en, -er oder -el anschließen, finden wir Kürze oder Länge (gesötten, mhd. gesöten neben gebôten, mhd. geböten), mitunter sogar in demselben Stamme (Vater: Gevatter = Mitvater).[1]) Die Vokaldehnung machte man oft auch für das Auge sichtbar. Bald verdoppelte man in der Schrift den einfachen Buchstaben (Aar, Meer, Moos, mhd. ăr, mĕr, mŏs), bald gebrauchte man das e als Dehnungszeichen, indem man nach dem Vorbilde von Wörtern wie mhd. tier, tief (ahd. tior, tiof), in denen ie berechtigt ist[2]), auch viel, Spiel, Sieg, Biene, Friede, mhd. vil, spil, sige, bin, vride schrieb und sogar Bedeutungsunterschiede schuf (wider und wieder, Stil und Stiel, Mine und Miene). Auch h wurde zu diesem Dienste, die Dehnung für das Auge kenntlich zu machen, herangezogen. Wenn es nämlich zwischen zwei Vokalen im Wortinnern stand, wie in mhd. zëhen (ahd. zëhan, lat. decem), so war es, besonders in md. Mundarten, allmählich so stark beeinträchtigt worden, daß man es kaum noch als selbständigen Laut empfand; da es nun

1) Vgl. Paul in den Beiträgen IX, S. 101 ff.; Wilmanns, Deutsche Grammatik § 144. Im Alemannisch-Schwäbischen fielen schon Ende des 13. Jahrhunderts t und tt, m und mm zusammen, so daß wir seitdem beide Schreibweisen dort nebeneinander finden; im Mitteldeutschen läßt sich die Erscheinung seit dem 15. Jahrhundert nachweisen.

2) Berechtigtes ie steht a) für iu, io (lieb = ahd. liob = got. liufs); b) für die alten Doppelungssilben (Reduplikation) in schlief, fiel, rief = got. saislêp u. s. f.; c) bei Fremdwörtern = ē (in Zieche, thēca, Ziegel, tēgula) oder = griech. ia, frz. ie (Harmonie, Theorie) oder = frz. -oir (bei Zeitwörtern auf -ieren).

aber innerhalb des Nhd. nur in langen Silben verstummte, so konnte dadurch die Annahme entstehen, daß man es gebraucht habe, um die Vokaldehnung zu kennzeichnen. Infolge dieser Auffassung drang es nun auch in Wörter ein, in denen es gar nichts zu suchen hatte. Namentlich oft erscheint es so vor den Lauten r (bohren), l (Zahl), n (Zahn) und m (zahm), minder häufig bei t (Thať), wo es jetzt wieder beseitigt worden ist.[1])

Der umgekehrte Fall, daß lange Stammsilben gekürzt werden, tritt vorwiegend unter folgenden Umständen ein: 1. vor Mitlautverbindungen wie cht (Fichte, mhd. viehte), ng (hing, mhd. hienc) und nd (Pfründe, mhd. pfrüende, praebenda); 2. vor mhd. einfachen Mitlauten, wenn die ableitenden Silben -el, -er und -en folgen, z. B. Troddel, mhd. trâdel, Mutter, mhd. muoter, Linnen neben Leinen, mhd. lînîn.[2])

106. Während so die hochtonigen Silben im Nhd. meist verstärkt werden, sind die tieftonigen häufig geschwächt worden. Dies gilt in gleicher Weise von den Vorsilben wie von den Endungen. Neben bi- in bijihte, bîhte, Beichte und biderbe, bieder steht be- in beschreiben, neben Friedreich (= -rîche) Friedrich, neben ahd. -lîh (êrlîh) nhd. -lich in ehrlich. Alle möglichen Selbstlaute haben am Wortende erst dem farblosen e Platz gemacht und sind schließlich oft ganz abgefallen. Aus fastô ist zunächst ahd. fasto, dann mhd. vaste, endlich nhd. fast geworden, aus got. daupeins, ahd. toufî(n), mhd. toufe, Taufe; mhd. bane, koste, huote lauten jetzt Bahn, Kost, Hut.[3]) Nur Dichtersprache und Mundart haben nicht selten wenigstens das -e gerettet (Herze). Doch nicht bloß die Laute der Endungen haben sich diese Verstümmelung gefallen lassen müssen, sondern auch die der Wortstämme, wofern sie den 2. Teil von Zusammen-

---

1) Nach J. Lattmann (Zeitschr. f. Gymn. 1895 S. 3) haben wir jetzt im Deutschen 43 solche Wörter mit hl, 52 mit hr, 14 mit hm und 40 mit hn; außerdem 23 mit 2 gleichen Selbstlauten vor einfachen Mitlauten.

2) Andere Beispiele bei Paul, Beiträge IX, S. 122.

3) Vgl. K. v. Bahder, Die e-Abstoßung d. deutsch. Nomen. Indog. Forsch IV, S. 352ff.

setzungen bilden: Viertel ist gekürzt aus Vierteil, Grummet aus gruonmât (Grüngemähtes), Adler aus adel ar (edler Aar), Wimper aus wintbrâ (Windbraue), Ohm aus Oheim, Rübsen aus Rübsamen (vgl. mundartl. Weibsen aus Weibsname). Nur Erstarrung (Heiland) oder Umdeutung (Einöde, Zierat, Armut wie von öde, Rat und Mut)[1]) haben in der Regel den vollern Laut gestützt, während bei Jungfer neben Jungfrau die Doppelform zur Begriffsspaltung benutzt worden ist.

107. Mehrfach hat sich auch im Nhd. ein mit runder Mundöffnung gesprochener Laut an Stelle eines weniger runden gesetzt und umgekehrt. So ist bei verschiedenen Wörtern zumal vor n und hinter w ein â zu ô geworden (Mond: mâne, Woge: wâc), wobei mehrfach noch die ursprüngliche Form daneben besteht, sei es in der Schriftsprache (Argwohn: Wahn; Ohm: nachahmen, d. h. mit dem Ohm nachmessen, Odem: Atem, Brombeere: Bram, Besenginster) oder in der Mundart, z. B. in der Salzunger (Mahn: mâhen, mân für Mohn, ahne: âne für ohne). Diese Aussprache des â als ô, die jetzt in den meisten Mundarten des südlichen und mittlern Deutschlands anzutreffen ist, tritt seit dem 13. Jahrhundert im bayrisch-schwäbischen Gebiete und seit dem Anfang des 14. auf md. Boden auf.[2]) Um dieselbe Zeit begegnen wir in den nämlichen Gegenden der Neigung, i zu ü und e zu ö zu runden, wovon die Schriftsprache noch deutliche Spuren bewahrt hat in Wörtern wie flüstern (älter flistern), Würde (wirde), Rüffel (Riffel), Pfefermünze (Minze, mentha); Hölle, löschen, wölben, Löffel, Schöffe, Schöpfer, schröpfen = mhd. helle, lëschen, leffel u. s. w.[3]) Die entgegengesetzte Vorliebe, runde Vokale zu entrunden, hat sich namentlich in neuerer Zeit geltend gemacht und ist nicht bloß aus den Mundarten, sondern auch durch Beispiele der Schriftsprache zu

1) Doch auch Arbeit, Heimat, Monat, Kleinod und -lein = -lîn.

2) Vgl. Wülcker, Vokalschwächung im Mittelbinnendeutschen S. 41 f.

3) Nach K. v. Bahder a. a. O. S. 170 ist dieser Lautwandel seit dem 13. Jahrhundert besonders im Alemannischen zu Hause, viel seltener dagegen im östlichen Mitteldeutschland, weshalb sich auch Luther des jüngeren ö fast ganz enthält.

belegen wie bei Findling, Kissen, Gimpel, Schlingel, kirre, die ursprünglich mit ü geschrieben wurden, ferner bei Schleife, Kreisel, streifen, spreizen und ereignen, die nach ihrer Ableitung (z. B. Kreisel: Kräusel von Krause, Krug und ereignen: eröugen, zeigen, vor die 'Augen' führen) ein äu oder eu erwarten ließen.[1])

Fragen wir nun zum Schluß nach dem Beweggrunde all dieser Veränderungen, so ergibt sich, daß als Haupthebel des Lautwandels der Hang der Menschen zur Bequemlichkeit, der Trieb, an Kraft zu sparen und sich die Aussprache zu erleichtern, betrachtet werden muß. Andre Ursachen treten an Wirkungskraft und an Umfang der Betätigung sehr zurück.

---

1) Auch Übergang offener Laute in geschlossene und umgekehrt läßt sich in den Mundarten vielfach nachweisen. Das durch Umlaut entstandene e wird in der mhd. Zeit genau von dem altüberlieferten ë geschieden und in Reimen selten damit gebunden, ja noch heutigen Tages werden beide, wenigstens in Ober- und Mitteldeutschland, meist durch die Aussprache auseinander gehalten, jenes geschlossen, (wetten aus got. wadjan), dieses offen (Wetter = mhd. wëtter; vgl. Gewitter) gesprochen.

Alles ist im Fluß.
Heraklit.

7. Wortbiegung.[1])

108. Leben heißt vergehen. Wie die Menschen nach kürzerer oder längerer Erdenlaufbahn dahinsterben, so auch die Laute, Silben und Wörter; ja ganze Gebiete der Wortbiegung sind durch Verluste stark geschädigt worden. Von der Zweizahl (Dual), die im griechischen Schrifttum wenigstens noch ein kärgliches Dasein fristet, ist im Deutschen bis auf ein paar mundartliche Formen kaum noch eine Spur wahrzunehmen, von den acht Biegungsfällen der Grundsprache sind drei, der Lokativ, Ablativ und Instrumental, bis auf geringe Reste dahingeschwunden, von den altüberlieferten Zeitformen aber haben sich nur noch zwei am Leben erhalten, die Gegenwart (ich singe) und die Vergangenheit (ich sang) des Aktivs; endlich von den Redeformen ist die des Wunsches (Optativ) mit der der Vorstellung (Konjunktiv) zusammengeflossen.

109. Doch hat unsere Sprache, zumal in der Abwandlung des Hauptworts, gar manches gerettet, was den romanischen verloren gegangen ist, und besitzt noch Schönheiten genug, an denen sich das Herz des Sprachforschers erfreuen kann. Sie

---

1) Vgl. J. Grimm, Deutsche Grammatik I, S. 596 ff.; W. Braune, Althochdeutsche Grammatik. 2. Aufl. Halle 1891; Weinhold, Mhd. Grammatik S. 305 ff.; H. Paul, Mhd. Grammatik. 5. Aufl. Halle 1900; O. Brenner, Grundzüge der geschichtl. Grammatik d. deutschen Sprache. München 1896; Cl. Bojunga, Die Entwickelung der nhd. Substantivflexion. Leipziger Dissert. 1890; O. Bender, Die Analogie, ihr Wesen und Wirken in der deutschen Flexion. I. 1893, II. 1894; W. Friedrich, Die Flexion des Hauptworts in den heutigen deutsch. Mundarten, Zeitschr. f. d. Philolog. Bd. XXX.

verfügt über zwei grundverschiedene Biegungsarten, die Jakob Grimm mit den Namen der starken und schwachen bezeichnet hat. Die nicht abgeleiteten Zeitwörter folgen jener, die abgeleiteten und entlehnten dagegen dieser; daher heißt es gab, gegeben, aber knechtete, geknechtet, regierte, regiert; die ohne Geschlechts- oder Fürwort verwendeten Eigenschaftswörter schließen sich jener, die damit versehenen dieser an, z. B. guter Männer, aber der guten Männer, dieser guten Männer.[1])

In alter Zeit tritt die mächtigere Triebkraft der starken Biegungsart noch in der größern Mannigfaltigkeit der Abwandlungsformen und Endungen hervor. So hat z. B. der a-Stamm Arm im Ahd.[2]) noch 6 verschiedene Biegungsformen:

arm, armes, arme, arm; armâ, armo, armum, armâ,

der -ôn (-ân)-Stamm zunga dagegen nur 4:

zunga, zungûn, zungûn, zungûn;
zungûn, zungôno, zungôm, zungûn,

und im Nhd. hat jener noch 4 (Arm, Armes, Arme, Armen), dieser nur 2 (Zunge, Zungen) bewahrt.

Noch größer ist der Unterschied beim Zeitwort. Nicht nur klingen die einsilbigen starken Präterita sank, quoll, schlug entschieden kräftiger und voller als die zweisilbigen schwachen labte, lebte, lobte, liebte mit ihrem nachhinkenden e, sondern sie weisen auch eine reichere Mannigfaltigkeit der Bildung auf. Denn der Ablaut[3]) mit seinen drei Stufen (werde, binde; ward, band; geworden, gebunden) schafft reiche Abwechselung im Wortinnern. Überdies verfügt das starke Zeitwort über sieben verschiedene Biegungsklassen:

---

1) Einst wurde ein solcher Unterschied auch bei den Personennamen beobachtet, indem die Koseformen (Thilo, Diozo, Diotilo = Thiele, Dieze, Dietel, Ableitungen von Dietrich) schwache, die Vollnamen dagegen (Dietrich, Hermann) starke Biegung hatten.

2) Abgesehen von dem Instrumental, der nur noch bei den starken Stämmen vorhanden ist: armu, tagu, wortu, gast(i)u, sun(i)u.

3) Dieser ist schon in der indogerm. Grundsprache durch den Wechsel in der Betonung ausgebildet worden.

1.	trinke, trank, getrunken.	5.	scheine, schien, geschienen.
2.	stehle, stahl, gestohlen.	6.	biege, bog, gebogen.
3.	gebe, gab, gegeben. bitte, bat, gebeten.	7.	halte, hielt, gehalten. laufe, lief, gelaufen. rufe, rief, gerufen.
4.	fahre, fuhr, gefahren.		

Bei dem schwachen dagegen bleibt der Stamm fast durchweg unverändert (labe, labte, gelabt), und die Unterschiede zwischen den drei einst vorhandenen Biegungsklassen haben sich jetzt so gut wie ganz verwischt: ahd.: legita, salbôta, sagêta = nhd. legte, salbte, sagte.

110. Wollte man freilich glauben, die Grenzen zwischen der starken und der schwachen Abwandlungsart wären ein für allemal festgestellt, so würde man irren, vielmehr finden zahlreiche Übergänge aus der einen in die andre statt. Held und Hirt waren noch im Mhd. starke Stämme[1]), aber schon bei Luther ist jenes ausschließlich, dieses fast durchweg schwach geworden. Andre stark biegende Wörter haben nur in der Mehrheit das -en der konsonantischen Stämme angenommen, so weibliche und sächliche auf -e wie Freude, Bitte, Gabe, Klage; Ende, Auge, Bett(e), Hemd(e) u. s. w., ferner alle weiblichen auf Schmelzlaut mit folgendem Konsonanten wie Art, Furt, Burg, Gewalt, Schuld, ebenso die auf -heit (-keit), -ung und -schaft[2]), die im Mhd. ihre Mehrzahl noch stark abwandeln, z. B. gâbe, ende, manunge. Offenbar ist das -en hier nach dem Vorbilde schwach biegender Ausdrücke wie Glocke, Muhme, Amme eingetreten. Wieder andere haben, wenigstens im ältern Nhd., beim 2. und 3. Falle der Einzahl schwache Formen. In Niederfranken läßt sich die erwähnte Erscheinung schon im 9. und 10. Jahrhundert beobachten, in Mitteldeutschland tritt sie besonders in mhd. Zeit häufig auf; auch Luther zeigt große Neigung dazu, z. B. bei Gnade und Sache. Vielfach sind in Zusammensetzungen noch derartige Formen vor dem Untergange gerettet worden, z. B. in Erdenrund, Ehrengabe, Höllenlärm, Kronenbräu, Gnadenfrist, Seelenpein, Sorgenkind,

---

1) Nur hirte wird öfter schwach abgewandelt.

2) Von den männlichen Wörtern nur Mast, Staat, Stachel, Lorbeer, Dorn, Forst, See und einige andere.

Stundenplan, Straßenpflaster u. a., deren erstes Glied ursprünglich stark abgewandelt wurde.

Aber auch der umgekehrte **Übergang aus der schwachen in die starke Biegung der Hauptwörter** ist nicht selten. Junker (= Jungherr) wird noch zu Luthers Zeit schwach gebildet wie Herr, im 17. Jahrhundert schwankt es, im 18. ist es stark geworden. Mehrfach ist die starke Abwandlung gänzlich durchgedrungen, z. B. bei Hahn, Greis, Schwan, Aar; hätten wir daher nicht Zusammensetzungen wie Hahnenfuß, Greisenalter, Schwanenhals, Arnstadt, so würden wir kaum noch erkennen, daß jene Wörter einst schwach gebogen worden sind.[1]) Noch häufiger aber kommt es vor, daß sich die starke Biegung nur in einzelnen Formen festgesetzt hat; dies gilt namentlich vom Wesfall der Einzahl bei Wörtern wie Glaube, Glaubens, deren Endung -ens sich an starkbiegenden Wörtern wie Wagen, Wagens herausgebildet hat gleich dem -en des Werfalls in Glauben.[2]) In einzelnen Fällen ist auch der Umlaut der starken Abwandlung bei von Haus aus schwachen

1) Besonders stark sind bei diesem Übertritt einsilbige Wörter beteiligt, z. B. Salm, Schelm, Stör, Golf, Mond, Keim, Brei, Kern, Lenz, Stern u. a., die ihre mhd. Nominativendung -e abgeworfen haben.

2) Herder schreibt noch Balke, Garte, Knoche, Schatte, Balle, Daume (vgl. Preuß. Jahrb. 1894, S. 257). Bis jetzt hat sich die n-lose Form des 1. Falls erhalten in der Wendung 'es ist schade' (vgl. Schaden) und in den Ortsnamen Stuttgart (= Stutengarte-n) und Schönbrunn. Ab und zu hat der Sprachgeist mit jeder der beiden Formen einen besondern Sinn verbunden und so Doppelwörter geschaffen wie Ball: Ballen, Tropf: Tropfen, Lump: Lumpen. Auch läßt sich beobachten, daß Wörter, mit denen lebende Wesen bezeichnet werden, die Endung -e bewahrt, dagegen Ausdrücke für Gegenstände, die sich meist leidend verhalten, also wenig im 1. Falle gebraucht werden, die Form -en angenommen haben; zu jenen gehören: Bote, Erbe, Jude, Ferge, Genosse, Gatte, Bürge, Buhle, Drache, zu diesen Bogen, Braten, Brunnen, Lappen, Garten u. a.

Bojunga zählt a. a. O. S. 71 f. 99 Wörter auf, die im Werfall der Einzahl -n angenommen haben wie Dukaten, Schinken, Schlitten, Zapfen, Zinken, Stollen, Spaten. Dazu gehören auch einige ursprünglich starke Stämme wie Nutzen (vgl. Eigennutz, zu Nutz und Frommen, sich etwas zu nutze machen), Rücken (vgl. Hunsrück, zurück = zu Rücke), Haufen (vgl. zu Hauf).

Wörtern eingetreten, z. B. bei Garten und Graben (vgl. Gärten und Gräben).

Manche Wörter schwanken noch zwischen starker und schwacher Bildung hin und her: wir sagen gleich richtig des Nachbarn und des Nachbars; des Bauern, Vorfahren, Untertanen und des Bauers, Vorfahrs, Untertans; des Augurn, Prätoren, Tribunen und des Augurs, Prätors, Tribuns. Ja bei einigen Tiernamen haben gewisse Mundarten, besonders im Südwesten Deutschlands, beide Biegungsarten zu Bedeutungsunterschieden benutzt. Man liest auf Wirtshausschildern 'zu den drei Schwanen', nennt aber die Vögel sonst Schwäne, man trinkt seinen Schoppen im Bären, Pfauen, Ochsen, Hirschen, erzählt aber vom Bär, Pfau, Ochs, Hirsch, die man im Tiergarten gesehen hat.

111. Wie beim Hauptwort kommt auch beim Zeitwort Übergang aus der starken in die schwache Abwandlungsart vor und umgekehrt. Wer sieht es jetzt noch den Ausdrücken walten, bannen, nagen, waten, bellen, kneten, hinken, ziemen, schmiegen, schweifen, gleißen, kauen, brauen, reuen an, daß sie von Haus aus ablauteten? Von andern Zeitwörtern sind uns nur vereinzelte Reste starker Bildung erhalten, z. B. verworren (verwirrt), verschollen (zerschellt), unverhohlen (verhehlt); und schrieben nicht Goethe (Hermann und Dorothea IV, 164) und andre Schriftsteller gerochen (= gerächt), so würde auch rächen nicht mehr seine einst starke Art erkennen lassen.[1]) Vermischung beider Biegungsweisen zeigen salzen, falten, spalten, schroten und mahlen, bei denen das starke Mittelwort (gesalzen, gefalten, gespalten, geschroten, gemahlen) in lebendigem Gebrauche geblieben ist, aber die starken Formen der Vergangenheit (ich sielz, fielt, spielt, schriet, muol) den schwachen das Feld geräumt haben. Auch bei triefen, sprießen, sieden, stieben, saugen hat sich die schwache Form erfolgreich neben die starke gesetzt; bei schreien, speien, hauen dagegen ist sie trotz langen Wett-

1) Spalteformen starker Biegung sind gediegen und gediehen, bescheiden und beschieden, erhaben und erhoben.

bewerbes[1]) bis jetzt auf den mundartlichen Gebrauch beschränkt geblieben (schreite, speite, haute).

Den entgegengesetzten Fall des Übergangs der schwachen Biegung in die starke treffen wir selten an. Weisen, preisen[2]), schweigen und gleichen biegen jetzt wie bleiben, dingen wie ringen, einladen wie beladen. Bei andern Zeitwörtern streiten sich schwache und starke Formen noch um die Herrschaft, z. B. fragte: frug; auch hing und wog (transitiv) entziehen den Formen hängte und wägte immermehr an Boden. Zu einem Mittel der Unterscheidung zwischen transitiver und intransitiver Form ist die Abwandlungsart geworden bei erschreckte: erschrak, schwellte: schwoll, löschte: erlosch, verderbte: verdarb. Wob und gor werden meist in sinnlicher, webte und gärte in bildlicher Bedeutung gebraucht; andre Abschattungen des Wortsinnes zeigen pflog (ließ mir angelegen sein) und pflegte (tat gewöhnlich, wartete Kranke), schuf (durch Schöpferkraft) und schaffte (arbeitete), schliff (glättete) und schleifte (zog hin), gesonnen und gesinnt.

112. Doch die Veränderungen, die Haupt- und Zeitwörter im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben, beschränken sich nicht auf den Wechsel zwischen starker und schwacher Abwandlungsart; auch sonst hat sich die ausgleichende Tätigkeit des Sprachgeistes in gar mannigfacher Weise geäußert. Das gilt zunächst vom Hauptwort. Die u- und a-Stämme wurden seit ahd. Zeit vielfach der i-Deklination zugeführt, nahmen also Umlaut an. So heißt es jetzt Hände[3]), Söhne, Lüfte; während man ferner noch ahd. von Darm und Hals die Mehrheit darmâ und halsâ und mhd. von Wolf und Hof wolve und hove (daher Königshofen) bildete, ist jetzt nach dem Muster von Gäste, Bälge u. a. daraus Därme, Hälse, Wölfe, Höfe geworden. Frühzeitig finden wir diesen Übergang auch bei den

1) Sie tritt schon im 13. Jahrh. auf obd. und md. Boden auf.

2) Aber vgl. die Stelle des Kirchenliedes: 'Nun sei gepreist zu aller Zeit, du heilige Dreieinigkeit!'.

3) Der alte u-Stamm zeigt sich noch in den nicht umgelauteten Formen zu Handen, vor-handen, aller-hand.

konsonantischen Stämmen muoter, bruoder, tohter, vater, naht[1]), wie denn überhaupt der Umlaut immer weitere Kreise zieht. Vielfach sind dabei lautliche Gründe von Einfluß gewesen. Nach mhd. Lautgesetze mußten Wörter wie mantel das e im Werfall der Mehrheit verlieren. Da man diesen also nicht mantele bilden konnte, so wäre er mit dem der Einheit zusammengefallen, wenn man ihn nicht durch den Umlaut (mentel, Mäntel) geschieden hätte. Dasselbe Gesetz trat in Kraft, als beim Übergang des Mhd. ins Nhd. die kurzen Stammsilben gedehnt wurden. Von mhd. vögel, nägel heißt die Mehrzahl vögele, nägele, von nhd. Vôgel, Nâgel: Vȫgel, Nǟgel. Bei manchen schwankt der Sprachgebrauch; Kaisersberg schreibt Schäden und Schaden, und noch jetzt hört man Läden und Laden nebeneinander sagen. So ist der Umlaut, der ursprünglich nur berechtigt war, wenn ein i in der Endung folgte, ein selbständiges Mittel der Mehrheitsbildung geworden und keineswegs mehr an diese Voraussetzung geknüpft.

Der umgekehrte Vorgang, daß ein von Haus aus vorhandener Umlaut wieder beseitigt wird, ist weit seltener. Doch läßt er sich schon in mhd. Zeit bei den weiblichen i-Stämmen wie Macht, Kraft, Haut, Not, Maus beobachten; nicht in der Mehrheit, die regelrecht mehte (Mächte), krefte (Kräfte) bildet, wohl aber im Wes- und Wemfall der Einheit, die ahd. auf i ausgingen (vgl. brûti in Bräutigam) und daher Umlaut verlangten. So treten bereits im Mhd. neben den Formen des 2. und 3. Falls krefte, megede die neuen kraft und maget (Magd) auf, und jetzt sind die ältern fast ganz außer Gebrauch und nur noch in Zusammensetzungen üblich: Mägdesprung, Bürgemeister, Händedruck, behende (bei der Hand). Wahrscheinlich haben dabei die übrigen starken Stämme weiblichen Geschlechts wie zal, gerte, brâwe, die im Mhd. nur eine Form für alle Biegungsfälle der Einzahl aufweisen, bestimmenden Einfluß ausgeübt, so daß der 2. und 3. Fall dem 1. und 4. angeglichen wurden.[2])

1) Vgl. Weihnachten mit Nächte.

2) Im Nhd. ist die ganze Einzahl dieser weibl. Stämme erstarrt.

113. Hatten wir es bisher ausschließlich mit männlichen und weiblichen Stämmen zu tun, so gilt es jetzt, eines Sprachgesetzes zu gedenken, das für die Biegung der sächlichen Hauptwörter von hervorragender Wichtigkeit geworden ist, nämlich des Gebrauchs der Mehrheitsendung -er. Von Haus aus ein Teil des Wortstammes, ist sie schließlich wie das -en der schwachen Deklination[1]) zur Geltung eines Biegungsmittels gekommen. Gleich dem Griechischen und dem Lateinischen hatte auch unsere Muttersprache einstmals Stämme auf -es-; griech. genos, lat. genus und deutsch rind sind auf gleiche Weise gebildet. Der Wesfall lautete in den genannten drei Sprachen ursprünglich genesos, genesis, rindisis. Das tönende s zwischen den beiden Selbstlauten mußte sich im Griechischen verflüchtigen, im Lateinischen und Deutschen aber in r übergehn, so daß wir die Formen geneos (zusammengezogen genûs), generis und rindiris erhalten. Da nun aber der Wer- und Wenfall, wie bei allen sächlichen Wörtern, den reinen Stamm zeigt (rindis) und dieser nach altdeutschem Lautgesetze zu rind wurde, da ferner auch sächliche Stämme andrer Bildung wie gebeine, knie, vihe (Vieh) vor den Endungen des 2. und 3. Falls der Einheit die Silbe -ir- (-er-) nicht aufwiesen, so gewöhnte man sich daran, die Formen der Einzahl ohne -ir- zu bilden, dieses dagegen in der Mehrzahl, wo es meist beibehalten wurde, als wesentlichen Bestandteil zu betrachten. Von hier aus hat es sich dann in einen großen Teil der sächlichen a-Stämme eingeschlichen. Im Mhd. finden wir pluralisches -er regelmäßig nur bei den Wörtern ei, huon, kalp, lamp und rint; bei Luther hat es schon weitere Ausdehnung gewonnen, indem auch Volk, Haus, Gut und Kleid diese Mehrheitsform ausschließlich und andere wie Dorf, Kind, Haupt, Land häufig aufweisen; jetzt aber hat es sich in etwa 100 Wörtern festgesetzt.[2]) Weil nun auch ver-

1) Vgl. H. Paul, Mhd. Gramm. § 129. Weil -er keine Biegungssilbe ist, steht es bei Kinderchen, Kinderlein u. a. vor der Verkleinerungsendung.

2) Manchen Wörtern, die früher -er aufwiesen, ist es jetzt wieder verloren gegangen, z. B. Scheit, das nach Ausweis von scheitern (zu Scheiten werden) einst auch Scheiter (schîter) bildete.

schiedene Wörter sächliches und männliches Geschlecht nebeneinander hatten (daz ort, dër ort, daz lîp, dër lîp[1]), ahd. daz tuom und dër tuom, nhd. -tum in Irrtum), so war es möglich, daß die Endung -er auch bei männlichen Stämmen auftrat. So liest man geister schon in mhd. Zeit; bei Luther finden sich außerdem zuweilen Därmer, Männer, Bösewichter, erst nach Luther Leiber, Wälder, Würmer, Ränder, Sträucher. Ohne Zweifel haben dabei mehrfach begrifflich nahestehende Wörter ihren Einfluß geltend gemacht, z. B. Weiber und Kinder auf Männer, Gespenster auf Geister; ebenso formelhaft verbundene wie Felder auf Wälder. Ferner gibt es andre, die sich bis zur Gegenwart von diesem Anhängsel frei gehalten haben. Zu ihnen gehören zunächst die, deren Stamm schon auf -r ausgeht (Jahr, Haar, Ohr, Tor, Meer, Heer u. a.) oder bei denen die Mehrheitsform auf -er mit Personennamen gleichlauten würde (Seil: Seiler, Schiff: Schiffer, Schaf: Schäfer, Spiel: Spieler); ferner alte Ortsnamen wie Baden, Frankenhausen, Rheinfelden, Unterwalden, während die zugehörigen Sachnamen Bad, Haus, Feld und Wald jetzt -er aufweisen, ebenso Gewichts- und Maßbezeichnungen, wie Lot, Maß, Pfund, bei denen der Werfall der Mehrzahl noch die ursprüngliche endungslose Form hat, sobald sie in bestimmtem Sinne gebraucht werden, z. B. drei Pfund, fünf Lot.[2]) Ähnlich liegt die Sache bei Paar, Stück, Glas, Gramm, und von diesen sächlichen Wörtern ist die Form auch auf männliche wie Fuß und Zoll übertragen worden.[3])

---

1) Vgl. auch die Schilde und die Schilder nebst Schilderhaus und schildern (ursprünglich Schilde bemalen).

2) Aber die Gewichtstücke nennt man Pfunde, Lote, wobei das Mehrzahlzeichen -e von männlichen Wörtern wie Fische, Tage, Hunde übernommen worden ist. Auf diese Weise sind Spalteformen mit Bedeutungsunterschieden entstanden wie Lande und Länder, Bande und Bänder, Lichte und Lichter, Worte und Wörter.

3) Mhd. heißt es siben füeze lanc; Gottsched, Deutsche Sprachkunst, S. 436 gestattet zehn Mann, hundert Fuß, verlangt aber noch hundert Pfunde, sechzehn Lote, fünf Zolle, und wir unterscheiden zwischen '3 Gläser' und '3 Glas Wein', '2 Pfunde' (Gewichtstücke) und 'zwei Pfund Fleisch'.

114. Während bei den zuletzt besprochenen Wörtern die Form der Mehrzahl ganz das Aussehen, aber nicht die Geltung der Einzahl hat, so gibt es andrerseits Einheiten, die von Haus aus wirklich Mehrheiten sind, aber nicht mehr als solche gefühlt und behandelt werden. Aus lat. litterae wurde frz. la lettre, aus pecora it. la pecora, das Schaf und aus frz. les gens d'armes le gendarme, der Gendarm. Dem got. Plural bôkôs entspricht nhd. 'das Buch' und dem ahd. turi (valvae, fores, die Türflügel) die Tür. Lat. berylli (die Berylle) wurde zu Brille und nervi zu die Nerve (aber der Nerv = nervus); die Mehrheiten von mhd. zaher und trahen (Zähre, Träne) verwenden wir jetzt im Sinne der Einheiten; neben mundartlichem Tuck steht schriftsprachlich die Form Tücke; bei Grat und Gräte, Zweck und Zwecke sind die verschiedenen Formen zu Bedeutungsabschattungen benutzt worden.[1])

Auf einem ähnlichen Vorgange beruht es, wenn jetzt die Wörter Preußen, Hessen, Sachsen u. s. w., die eigentlich Wemfälle der Mehrheit von den entsprechenden Völkernamen (der Preuße, Hesse, Sachse) sind, als Länder die Geltung von Einheiten erhalten und im Wesfall -s annehmen (Preußens, Sachsens). Sind doch auch aus den alten Volksbezeichnungen Parisii, Remi, Suessiones u. a. die Städtenamen Paris, Reims, Soissons hervorgegangen.[2])

115. Noch haben wir die unvollkommenen Wörter zu erwähnen, die ihre Mehrheit aus einem andern Stamme ergänzen. Zu Bau gehört Bauten, zu Unbill Unbilden; Vergnügen wird ergänzt durch Vergnügungen, Friede durch Friedensschlüsse, Lob, Verdruß, Ärger durch Lobsprüche, Verdrießlich-

---

1) Ähnlich wurden die in der Form der Mehrheit entlehnten sächlichen Wörter praemia, tropaea, biblia, milia zu weiblichen der Einzahl gemacht: die Prämie, Trophäe, Bibel, Meile; bei manchen, wie z. B. den Obstnamen Pfirsiche, Pflaume läßt sich der Geschlechtswechsel schon im Spätlatein nachweisen.

2) Vgl. O. Schrader, Reallexikon der indogerm. Altertumskunde. Straßburg 1901. S. 791 f. und Ausdrücke wie 'in Schotten, da er gebürtig war', d. h. in Schottland, im Gebiete der Schotten, Simplizissimus herausg. v. Keller I, S. 132.

keiten, Ärgernisse u. a. Auf Grund ihrer Bedeutung haben Strand, Blut, Atem, Tand u. a. keine Mehrzahl entwickelt, Eltern keine Einzahl; bei Mund und Bann ist jene (mhd. münde, benne, jetzt Bannflüche), bei Trümmer und Leute diese (mhd. drum, liut) in der Schriftsprache verloren gegangen.

116. Wie beim Hauptwort sind auch beim Zeitwort abweichend gebildete Formen vielfach ausgeglichen worden. Öfter ist der Stammvokal der Einheit in Austausch mit dem der Mehrheit getreten. In der Vergangenheit vieler ablautender Zeitwörter hatten beide noch im Mhd. verschiedenen Selbstlaut, weil hier die ursprünglich verschiedene Betonungsweise nachwirkte: ich band, wir bunden, ich streich, wir strichen, ich krouch, wir kruchen, ich läs, wir lâsen. Jetzt aber hat sich die Einzahl in Färbung und Quantität der Selbstlaute meist nach der Mehrzahl gerichtet (ich strich nach wir strichen u. s. f.), nur im erstgenannten Falle ist das Umgekehrte geschehen (wir banden nach ich band). Doch lassen einzelne Sprachreste das frühere Verhältnis noch erkennen. Neben ich ward steht noch wir wurden[1]), und im Sprichwort: 'Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen' hat der Reim die altertümliche Form mit u vor dem Untergange bewahrt. Besonders die Möglichkeitsform der Vergangenheit zeigt große Übereinstimmung mit dem mhd. Vokalbestand. Galt es doch hier ein Unterscheidungszeichen von der Gegenwart zu schaffen. Weil sterbe und stärbe in der gesprochenen Sprache zusammenfielen, behielt man das alte u (natürlich mit dem durch das i der Endung erzeugten Umlaute) bei und sagte lieber stürbe; dasselbe gilt von verdürbe, würfe, hülfe. Daneben aber setzte sich das md.[2]) ö für ü fest in gewönne, schwömme, entrönne, erklömme, mölke.[3])

---

1) Daraus ist dann auch 'ich wurde' zurecht gemacht worden.

2) Vgl. E. Wülcker, Vokalschwächung im Mittelbinnendeutschen S. 22ff.; Weinhold, Mhd. Grammatik § 46, 56, 63.

3) Doch auch die Formen mit ä sind mehrfach in Gebrauch, mitunter aus Deutlichkeitsrücksichten. Da sünge und singe in der Aussprache mancher Mundarten gleich lauten, sagt man lieber sänge.

Eine andere Ungleichheit hat man in der Einzahl der 2. und 3. Person des Präsens auszumerzen gesucht. Das Ahd. bildet diese auf -is und -it, während die Mehrheit auf -amês, -et (-at) und -ant ausgeht. Vor dem i der Endung wurde nun ë zu i gehoben und iu bewahrt, vor a jenes beibehalten und dieses zu io gebrochen. Man sagte also nimis, ziuhis, aber nëmet, ziohet. Im Nhd. hat man diese Verschiedenheit oft beseitigt. Denn neben er flicht, ficht, sie gebiert (ahd. gibëran), erlischt (mhd. erlëschen) steht er melkt, webt, pflegt, bewegt; Wendungen aber wie 'was da kreucht und fleugt' (Tell III, 1) oder 'Zeuch ein zu deinen Toren' sind nur noch im höhern Stil möglich. Und während starke Zeitwörter mit umlautbarem Stammvokal in der 2. und 3. Person der Einzahl Umlaut annehmen (z. B. er schlägt, stößt, läuft), sind rufen und hauen desselben verlustig gegangen, selbstverständlich auch die, welche jetzt schwach gebogen werden, wie schalten, walten, bannen, spannen, wallen u. a.

117. Eine weitere Ungleichheit hat man in der Bildung der Vergangenheit des schwachen Zeitworts ausgeglichen. Die Verba auf -jan entfernten im Ahd. nach einem langen Selbstlaut das i vor der Endung, nach einem kurzen aber nicht; daher trat hier Umlaut ein, dort unterblieb er; man sagte quelita (von mhd. queln), aber lôsta (Grundform lôsjan). Jetzt aber sind diese Unterschiede aufgehoben worden, man sagt also nicht mehr ich höre: ich hôrte, sondern ich höre, ich hörte; ebenso für mhd. wânte, lôste, kuolte, zurnte, racte: ich wähnte, löste, kühlte, zürnte, reckte. Nur bei wenigen Zeitwörtern auf -ennen hat sich die alte Biegungsweise erhalten, z. B. bei kennen, nennen, rennen: kannte, nannte, rannte, während senden und wenden Doppelformen aufweisen: sandte und sendete, wandte und wendete; auch erinnern noch altertümliche Mittelwörter wie getrost (getröstet), bestalt (bestellen), erbost (von einem verloren gegangenen erbösen) an die mhd. Zeit.

Überblicken wir noch einmal das durchwanderte Gebiet, so finden wir, daß überall das Bestreben sichtbar ist, möglichst zu vereinfachen. Die Endungen des Hauptworts sowohl wie

des Zeitworts sind ziemlich einheitlich gestaltet und die Unterschiede in einzelnen Biegungsfällen, Zeitformen u. s. w. oft durch Analogie beseitigt worden. So ist also diese ein Sprachgesetz von durchgreifender Wichtigkeit geworden, und es läßt sich nicht leugnen, daß durch sie wieder größere Übersichtlichkeit, Klarheit und Durchsichtigkeit in die durch die Tonwirkung und andre Einflüsse stark zersetzten Biegungsverhältnisse gebracht worden ist.

Unsre Sprache ist an mannigfalter Uranlage zu immer neuer und doch deutscher Bildung reich. Klopstock.

8. Wortbildung.[1]

118. Außer der Wortentlehnung und Bedeutungsübertragung benutzen die einzelnen Völker hauptsächlich zwei Mittel, um Gegenstände, die zuerst in ihren Gesichtskreis treten, zu benennen: sie leiten entweder Wörter aus bereits vorhandenen Stämmen ab oder setzen mehrere Wortstämme miteinander zusammen. Doch verfahren nicht alle in gleicher Weise. Die Romanen neigen entschieden mehr zur Ableitung gleich den Römern, deren Sprache sie weiter gebildet haben.[2]) Die Deutschen aber haben seit langer Zeit die Zusammensetzungen vorgezogen und darin Erstaunliches geleistet. Im Grimmschen Wörterbuche sind 730 Komposita mit Land verzeichnet, 615 mit Krieg, je 613 mit Hand und Kunst, 510 mit Geist, 434 mit Mensch, 287 mit Liebe; und daß in diesem Werke der einschlägige Wortvorrat unserer Sprache noch lange nicht erschöpft

1) Vgl. J. Grimm, Grammatik II, S. 405—985; W. Wilmanns, Deutsche Grammatik, II. Bd. Straßburg 1896; Weinhold, Mhd. Grammatik § 229—325; F. Kluge, Nominale Stammbildungslehre der altgerm. Dialekte. 2. Aufl. Halle 1899; K. v. Bahder, Die Verbalabstrakta in den germanischen Sprachen. Halle 1880; K. Brugmann, Über das Wesen der sogenannten Wortzusammensetzung (Berichte der kgl. sächs. Gesellsch. d. Wissensch., philol.-histor. Klasse, Nov. 1900); K. Scheffler, Deutsche Wörter, undeutsche Endungen, Zeitschrift d. Sprachv. V, S. 121 ff.; Trautmann, Der S-Unfug, Beiheft d. Sprachv. I, S. 4—25.

2) 'Le procédé qui a le plus enrichi le francais c'est la dérivation' (Lecoultre a. a. O. S. 16).

ist, zeigt z. B. Gombert an dem Worte Liebe, zu dem er noch etwa 600 dort fehlende Zusammensetzungen nachweist.[1]) Welche andere Sprache der Welt könnte sich eines solchen Reichtums auf diesem Gebiete rühmen?[2])

Natürlich ist die Verschiedenheit zwischen romanischer und deutscher Wortbildung tiefer begründet und durch die Unterschiede in der Volksart bedingt. So haben denn schon mehrere Sprachforscher seit Jakob Grimm darauf hingewiesen, daß einfache Ausdrücke mit größerer Kürze meist auch größere Bestimmtheit des wesentlichen Begriffsinhalts verbinden, d. h. mehr verstandesmäßiger Auffassung entsprechen, zusammengesetzte aber dadurch, daß sie eine Vorstellung an die andre reihen, die Anschaulichkeit und Sinnfälligkeit des Begriffs erhöhen, also der Einbildungskraft reichere Nahrung geben und das Gemüt mehr anregen.[3]) Wenn daher jene im allgemeinen für die Prosadarstellung angemessener sind, so leisten diese der Dichtung wertvollere Dienste. Und wer wüßte nicht, daß dort im großen und ganzen den Franzosen, hier den Deutschen die Krone zuerkannt werden muß?

119. Im Grunde genommen ist freilich die Verschiedenheit beider Wortbildungsmittel nur in unserem Sprachgefühle, also nur scheinbar vorhanden. Verfolgt man die Entstehungsgeschichte der Wörter bis in die älteste Zeit zurück, so findet man, daß die Ableitung eigentlich nichts weiter als eine Zusammensetzung ist. Denn meist waren diese kleinen Anhängsel, mit deren Hilfe man in den indogermanischen Sprachen Wortstämme aus Wurzeln und später auch aus bereits geprägten Stämmen bildete, von

---

1) Dunger, Die Sprachreinigung u. ihre Gegner. Dresden 1887, S. 59; Gombert, Nomenclator amoris oder Liebeswörter. Straßburg 1883.

2) Hehn, Italien S. 226: 'Daß den romanischen Sprachen die Kompositionsfähigkeit abgeht, die dem Deutschen in so hohem Maße innewohnt, ist ein Vorwurf, der in der Tat nicht unbegründet erscheint.'

3) J. Grimm, Grammatik II, S. 965 erklärt die Zusammensetzung für äußerlich schleppender und anmaßender und hält 'den Überfluß abstrakter Kompositionsformeln auf Kosten untergegangener einfacher Wörter für einen Nachteil'. Vgl. auch Tobler, Zeitschr. für Völkerpsychol. und Sprachwissensch. V, S. 228 ff.

Haus aus selbständige Wörter, wenn es auch mit den zu Gebote stehenden Mitteln nicht überall gelingt, ihre Grundbedeutung genau festzustellen. Wie die Schmarotzerpflanzen eines lebenden Stammes bedürfen, um darein ihre Wurzeln zu senken, so haben diese zarten Wörter sich gleichfalls an festere Gebilde angeschmiegt, ohne die sie meist nicht mehr zu leben vermögen. So ist aus den lateinischen Wortverbindungen lenta mente, forti mente schließlich frz. lentement, fortement hervorgegangen, und nach diesem Muster hat man nach und nach eine solche Masse ähnlicher Formen geschaffen, daß -ment im Französischen geradezu als Ableitungssilbe für Umstandswörter betrachtet werden konnte, um so mehr als das (lateinische) Hauptwort (mens=) ment nicht mehr daneben bestand, also die ursprüngliche Geltung und Bedeutung viel leichter verblassen konnte. Ähnlich liegen die Verhältnisse im Deutschen. Zwar sind in den Ausdrücken allerhand, mannigfach, mannigfalt, jederzeit, derart, mittlerweile, einigermaßen, einerseits, allerdings, einstmals (eines mâles) die Ausgänge -hand, -fach, -falt u. s. w. noch ziemlich weit davon entfernt, zu bloßen Endungen herabzusinken, eben weil sich der Zusammenhang mit den noch daneben bestehenden Hauptwörtern Hand, Fach, Falte u. s. f. nicht so leicht verwischen läßt; aber schon bei haufenweise, pfundweise können wir einen Fortschritt nach dieser Richtung wahrnehmen, weil hier die beiden Bestandteile nicht bloß zusammengerückt, sondern auch des begleitenden Verhältnisworts verlustig gegangen sind (in Haufen Weise, d. h. nach Art eines Haufens; mhd. in rëgenes wîs, regenartig); endlich bei den Bildungen auf -lich, -bar, -haft, -sam; -heit, -tum, -schaft, -rich ist der Vorgang abgeschlossen. Denn da hier in der Schriftsprache keine selbständigen Wörter mehr daneben bestehen, sind diese einsilbigen Gebilde so weit entwertet, daß wir in ihnen jetzt nur Ableitungsendungen sehen. Das Sprachgefühl hat jeglichen Anhalt verloren, etwas andres dabei zu empfinden.[1])

1) In ähnlicher Weise verfährt noch jetzt die Sprache der Chemie, in der das griechische Wort hylē, Stoff zum Suffix -yl, das lateinische oleum, zu -ol wird.

120. Forschen wir nun nach der Herkunft dieser Wortausgänge, so ergibt sich folgendes: -lich = got. leiks enthält den alten germanischen Stamm lîka, Körper, den wir noch in Leichdorn (Dorn im Körper), Leiche (corpus) und gleich (got. galeiks, von übereinstimmender Gestalt) vorfinden.[1]) Setzte man nun diesen z. B. mit kind zusammen, so erhielt man ein Wort (ahd. kindlîh), das zunächst Kindesgestalt bedeutete, dann aber durch Übertragung nach Art von Blaustrumpf, Gelbschnabel den Sinn 'Kindesgestalt habend' annahm, woraus die jetzige Bedeutung hervorgegangen ist. Weil aber das Wort -lîka sehr häufig in ähnlicher Weise mit einem andern Hauptworte verschmolzen wurde, verblich der ursprüngliche Inhalt schließlich so, daß es allgemein zur Bildung von Eigenschafts- und Umstandswörtern verwendet werden konnte. Ähnlich steht es mit -bar, mhd. -baere, ahd. -bâri, das aus dem Zeitwort bërn[2]) (lat. ferre), tragen gebildet ist. Demnach heißt frucht-bar und ehr-bar eigentlich Frucht tragend, Ehre bringend, ebenso wie salu-ber = salut(em) fer(ens) Heil bringend oder candelabrum = candelas fer(ens) Lichter tragend. -haft wird auf doppelte Weise erklärt; die einen halten es für die dem lat. captus entsprechende deutsche Form und übersetzen got. auda-hafts 'behaftet mit Glück', die andern sehen darin eine Ableitung von der Wurzel hab, haben im Sinne von 'habend', erklären also schmerzhaft: 'Schmerz habend'. Die Bedeutung läßt die zweite Annahme glaubwürdiger erscheinen. -sam in sittsam ist das got. sama, derselbe und verwandt mit engl. the same (vgl. lat. sim-ilis und nhd. sammeln, samt); sittsam läßt sich daher übersetzen 'gleich wie die Sitte, der Sitte gemäß'. Das Grundwort von -heit liegt im got. haidus, Eigenschaft vor und besteht noch in Hessen (z. B. lediger Heit = ledigen Standes), -tum entspricht dem ahd. tuom, Stand, Verhältnis, und -rich dem got. reiks (lat. rex), König. Demnach bezeichnet Schönheit von

---

1) Das î ist hier zu ei zerdehnt worden wie in mîn (mein), während es in tieftonigen Endungen (kind-lich) verkürzt wurde.

2) Desselben Stammes sind gebären, Gebärde, Bahre, Bürde.

Haus aus die schöne Eigenschaft, Königtum den Stand eines Königs und Wegerich den Beherrscher der Wege (vgl. Waldmeister). Endlich die Endung -schaft ist verwandt mit einem alten Stamme skapi in der Bedeutung 'Art und Weise', so daß Freundschaft zu erklären ist 'nach Art der Freunde'.[1])

121. Wir sehen also, daß sich diese Ableitungssilben erst während des Sonderlebens der germanischen, ja zum Teil sogar der deutschen Sprache herausgebildet haben, d. h. verhältnismäßig junge Schöpfungen sind. Sobald wir weiter rückwärts schreiten, verlieren wir den sichern Boden unter den Füßen und sind meist auf bloße Vermutungen angewiesen. Wohl finden wir verschiedene solche Anhängsel in andern Sprachen wieder, z. B. griech. -teros = lat. -ter (in sinister) = deutsch -der (in vorder) und kennen deren Gebrauchsweise, wohl wissen wir, daß weibliches -ung gewöhnlich eine Handlung oder deren Ergebnis ausdrückt, männliches -ung und -ing (Nibelung, Edeling) vielfach die Abstammung, -el das Mittel (Flügel, Schlüssel), -er[2]) die tätige Person (Färber, Schreiber), -en den Stoff (eichen, irden), -ig das Versehensein, Behaftetsein mit etwas (steinig, hungrig), -isch die Abstammung und Eigentümlichkeit (jüdisch, läppisch von mhd. lappe, Laffe, also gleich einem Laffen), -ern bei Zeitwörtern die Wiederholung und Verstärkung (zögern von ziehen), -eln die Verkleinerung (säuseln von sausen) bezeichnen. Was aber diese Ableitungssilben einst bedeutet haben, ist meist schwer zu ergründen. Dazu kommt, daß sie sich oft im Laufe der Zeit verändert haben. Namentlich ist bisweilen ein Schlußlaut des Wortstamms, an den die Endungen häufig angefügt wurden, so fest mit diesen verwachsen, daß er sich nicht mehr davon trennen läßt. So erklärt sich das n der Endung -nis daraus, daß -ass, -iss (z. B. in got. ufar-assus, Übermaß) be-

1) Vgl. ahd. fîantscaf, an. fjandskapr und ags. freondscipe.

2) Allerdings wird diese Endung (= ahd. -âri) vielfach beeinflußt von den lateinischen Wörtern auf -ârius, ja Sütterlin, Nomina agentis im Germanischen, Straßburg 1887, S. 77, glaubt sogar, sie sei daraus erwachsen und von ahd. Bildungen wie mulinâri = molinarius ausgegangen. Vgl. auch Kluge, Nominale Stammbildungslehre § 8ff.

sonders oft bei Wörtern mit dem Stammauslaut n auftrat[1]), diese aber ganz den Eindruck machten, als ob sie mit -nassus oder -nissa gebildet wären. Ebenso hat die aus -ing entwickelte Nebenform -ling in Frühling, Fremdling, Häuptling ihren Ausgang von Wörtern wie edel-ing, der Edle (zu mhd. edele, ahd. edili) genommen[2]), ferner -ner neben -er in Schuld-ner, Harfner, Rent-ner, Huf-ner von Wörtern wie Gärtn-er, Schrein-er (zu Garten, Schrein). Ähnlich ist die Endung -ern bei Stoffbezeichnungen wie steinern, hölzern an r-Stämmen erwachsen: îserîn und silberîn erklären sich leicht aus îser, silber, Eisen, Silber, und nach diesem Muster schuf man hulzerîn, hölzern neben hülzîn u. a. Endlich hat sich -keit als Ableger von -heit an Eigenschaftswörtern wie einec, einig, schuldec, schuldig, herausgebildet (einec-heit, schuldec-heit). Da bei der Aussprache c und h zusammenflossen und wie k mit nachstürzendem Hauchlaute gesprochen wurden, so glaubte man schließlich in der Form -keit eine berechtigte Ableitungssilbe vor sich zu haben, die auch beibehalten wurde, als die mhd. Endung -ec, -ic die Form -ig erhielt. Daß in Einigkeit, Schuldigkeit u. a. der ursprünglich einfache k-Laut auf diese Weise doppelt geschrieben und gesprochen wurde, tritt jetzt kaum noch ins Bewußtsein.

122. So erwuchsen nach und nach neue Ableitungsendungen, die vielfach die alten ganz oder teilweise verdrängten. Denn auch hier schwankt der Sprachgebrauch in den verschiedenen Zeiträumen, Gegenden und Gebieten des Schrifttums.[3]) In dem auf uns gekommenen Sprachschatze der got. Bibel des Ulfilas, der sich auf etwa 2300 Wörter beläuft, tritt bei abgezogenen Begriffen die Endung -ei(n) am häufigsten auf (über 90 mal), auch im Ahd. und Mhd. ist sie in der Form

1) Vgl. got. ibnassus von ibns, eben und ahd. farloran-issa, Verlorenheit.

2) So stehen nebeneinander mhd. engerinc und engerlinc = ahd. engirinc als Ableitung von angar, Engerling.

3) Ebenso ist es in andern Sprachen: von den lateinischen Endungen für abgezogene Begriffe ist -itia besonders in Italien (-ezza), -ura in Spanien und -tas in Frankreich (-té z. B. charité = caritas) beliebt. Vgl. Archiv für lateinische Lexikographie VIII, S. 336.

-î und -e (ahd. scônî, stâtî, mhd. schoene, staete, Schönheit, Stätigkeit) noch ziemlich häufig, allmählich aber haben ihr -ung, -heit und -nis den Vorrang streitig gemacht. Im Got. kommt -ung gar nicht, -nis selten[1]), -heit nur als Hauptwort (haidus) vor. Bei den mhd. Dichtern ist von diesen dreien -heit am stärksten vertreten, -nis am schwächsten. Im Nibelungenliede und im Tristan findet sich -nis gar nicht, in Wolfram v. Eschenbachs Schriften nur bei zwei, in Hartmann v. Aues Iwein nur bei einem Worte. Dagegen war es in Urkunden nicht selten und nahm besonders im md. Gebiete bei theologischen und philosophischen Schriftstellern des 14. und 15. Jahrhunderts sehr überhand; jetzt ist es am Niederrhein außerordentlich beliebt, so daß wir z. B. bei Heine Begabnis, Beglaubnis, Beklagnis, Erschaffnis, Störnis, Quälnis u. a. finden.[2]) Von den einst sehr zahlreichen Wörtern auf -de sind jetzt schriftdeutsch nur noch acht gebräuchlich: Gebärde, Gemeinde, Beschwerde, Zierde, Freude, Begierde, Behörde und Liebde in Titeln; Gefährde ist noch aus gefährden und sonder Fährde zu erschließen, andre wie lengede, wermde, tiurde (Länge, Wärme, Teuerkeit) haben sich wenigstens noch mundartlich erhalten. Ferner sind die Verkleinerungsendungen -el (in Ärmel: Arm; Schwertel: gladiolus, Knöchel: Knochen) und -în (in Füllen: ahd. fulîn) durch die zusammengesetzten -lein = l + în und -chen = k + în (Blümlein, Blümchen) fast ganz aus dem lebendigen Gebrauche verdrängt worden. Die stärkste Einbuße aber haben die Wortbildungsmittel erfahren, die jetzt keine Silbe mehr für sich ausmachen und deshalb nicht mehr als selbständig empfunden werden. Die in der ältesten germanischen Zeit mit Vorliebe zu Abstraktbildungen verwendeten Endungen -i (in Wahn, Flug, Sprung, ahd. wân, Grundf. wâni u. a.) und -ti (in Glut, Blut, Naht) sind schon längst nicht mehr zu Neu-

---

1) Bei Ulfilas -nassus etwa in 12 Wörtern. Über das Zurückweichen von -î vor -unga schon im Ahd. vgl. Braune, Ahd. Grammatik S. 168; K. v. Bahder, Verbalabstrakta S. 89 ff.

2) G. Zillgenz, Rheinische Eigentümlichkeiten in H. Heines Schriften. Warener Programm 1893.

schöpfungen lebensfähig; und wenn -s im Nhd. noch gebraucht wird, um Umstandswörter zu bilden wie durchgehends, zusehends, vergebens, unversehens, so ist es nicht eigentlich Ableitungssilbe, sondern Genetivzeichen (vgl. flugs von Flug).

123. Auch die deutschen Mundarten haben ihre Besonderheiten. Sammelnamen auf -ch (ahd. -ahi in eichahi, Eichicht, rôrahi, Röhricht), Bezeichnungen des Mittels auf -l (ahd. -il in zugil, Zügel, gurtil, Gürtel) und Eigenschaftswörter auf -haft (ahd. sigihaft, siegreich, êrhaft, züchtig) sind im nd. Sprachgebiete selten oder so gut wie nicht vorhanden. Als Verkleinerungsendung tritt im Norden -ken (-ke: Reineke von Reinhard), im Süden -lein (-li, -le) stärker hervor. Niederdeutsch sind die Liebkosungsformen auf -ing (Vatting, Mutting), oberdeutsch, besonders alemannisch, die auf -i (Ätti, Büebi); hier wird -eln (rieseln), dort -ern (schaudern) bevorzugt. Auch im Gebiete der Eigennamen weichen Nord und Süd stark von einander ab; jener bildete im Ahd. die Koseformen meist auf -iko, dieser auf -izo. Unter den von Dietrich abgeleiteten Namen sind Tieck, Tiedge u. a. eigentlich im Norden, Diez im Süden zu Hause. Im deutschen Oberlande begegnet man zahlreichen Personennamen auf -ing (Henning, Schelling), im Niederlande solchen auf -s (Ebers = Ebers Sohn) oder -sen = son (Jansen = Jahns Sohn). In Dänemark gibt es fast gar keine andern Familiennamen; im Kopenhagener Einwohnerverzeichnis des Jahres 1896 füllt der Name Hansen mehr als 38 Spalten zu 84 Zeilen (also 3192 Träger dieses Namens), Petersen 34, Jensen 33, Nielsen 31, Andersen 18. Im Norden sind die Ortsnamen auf -hude, -büttel, -brink, -flath, -kuhl, -rode, -rade, im Süden die auf -ingen (schwäbisch), -ing (bayrisch), -wang, -weil, -weiler, -stetten, -ried, -reut heimatsberechtigt.[1]) Mitteldeutschland schlägt, wie überall, auch hier einen Mittelweg ein. Die md. Schriftsteller des 12. und 13. Jahrhunderts ziehen von den beiden genannten Verkleinerungsformen -lîn (-le) vor, doch

1) Am Rhein finden sich zahlreiche Ortschaften auf -scheid und -ohl (-auel), in Thüringen viele auf -leben; jene werden auf ampsivarische, diese auf anglisch-werinische Besiedelung zurückgeführt.

ist daneben -chen seit dem 13. Jahrhundert in fast allen md. Landschaften verbreitet. Auch Luther bietet beide Endungen. In seiner Bibelübersetzung schreibt er meist -lein (Scherflein, Kämmerlein), aber sonst finden sich bei ihm oft Formen wie Lenichen, Hänsichen, Sönichen, Megdichen (Mädchen). In der besonders auf md. Sprachgebrauch beruhenden nhd. Schriftsprache ist es üblich geworden, -lein mehr in der Dichtung (Vöglein, Blümlein), -chen mehr in der ungebundenen Rede (Schriftchen, Lämpchen) zu verwenden.

124. Bisweilen haben die einzelnen Endungen ihr eigentliches Gebiet überschritten und sind in den Wirkungskreis andrer eingedrungen. So ist -bar seiner Grundbedeutung nach nur bei Hauptwörtern berechtigt, z. B. wunderbar = Wunder bringend. Erst als das Bewußtsein des ursprünglichen Sinnes von -bar geschwunden war, konnte man es auch an Stämme von Zeitwörtern fügen und tragbar, anfechtbar, kündbar sagen. Die gleiche Beobachtung machen wir bei andern Endungen. So sind rührig, ausfindig, freigebig; mürrisch, neckisch, wetterwendisch; empfindlich, erträglich, unbeschreiblich; empfindsam, folgsam, lenksam; naschhaft, bettelhaft, schwatzhaft; Helfer, Berater, Trinker sämtlich von Zeitwörtern gebildet (rührig von rühren u. s. f.), während die Wortausgänge -ig, -isch, -lich, -sam, -haft, -er eigentlich nur bei Ableitung von Haupt(und Eigenschafts)wörtern am Platze waren, z. B. bei sonnig, diebisch, höflich, ehrsam, tugendhaft, Förster. Wenn ferner im Mhd. die Wörter billig, völlig, unzählig und adlig die Endung -lich hatten (billîche u. s. w.), so hat man ihnen jetzt nach dem Muster von selig, gleichschenklig u. a., deren Stamm auf ein l- endigt, den Wortausgang -ig gegeben. Auch läßt sich die Beobachtung machen, daß bedeutungsverwandte Wörter es lieben, sich im Auslaute einander anzugleichen. Wie die Farbenbezeichnungen im Lateinischen und Deutschen vielfach übereinstimmend gebildet sind (vgl. lat. flavus, helvus, fulvus, ahd. grâwêr, blâwêr, gëlawêr, falawêr), so hat man Senne und Einsiedel später nach dem Muster von Jäger zu Senner und Einsiedler umgeschaffen.

125. Zu den deutschen Wortbildungsmitteln gesellten sich im Laufe der Zeit noch Eindringlinge aus der Fremde, die infolge ihres häufigen Vorkommens großenteils das Heimatsrecht erworben haben.[1]) Nur die undeutsche Betonung verrät in der Regel noch die fremde Abkunft. Zunächst gilt dies von -lei = afrz. ley (Art und Weise) in Verbindungen wie allerlei, vielerlei, dann von -ei in Fischerei, Jägerei = frz. -ie, lat. -ia, das aus Fremdwörtern wie Partei (Partie), Melodei (Melodie) übernommen ist und seit dem 12. Jahrhundert unter dem Einflusse des französischen Schrifttums an Boden gewinnt (mhd. jagerîe, ketzerîe, kamerîe u. a.), besonders zahlreich aber in den kölnischen Schriften des 14. und 15. Jahrhunderts auftritt. Andre Zwitterbildungen der Art sind Wörter auf -ieren, frz. -oir und -ir (hausieren, schattieren, buchstabieren, halbieren, stolzieren, drangsalieren), -ier (Paukier, Wichsier, Kneipier), -ös, frz. -eux (statiös, schauderös, pechös), -age, frz. -age (Stellage, Takelage), -iade (Hanswurstiade, Jobsiade, Jeremiade), -ette (Stiefeletten), -ant (Bummelant, Lieferant, Paukant), -ist (Hornist, Flötist, Blumist), -ismus (Berlinismus, Baunscheidtismus), -ikos (burschikos), -ikus (Pfiffikus, Luftikus, Schwachmatikus), -äner (Lutheraner, Wagnerianer, Weimaraner)[2]), -at (Hanseat), -enser (Jenenser, Hallenser), -ur (Glasur), -al (Futteral, Lappalien, Randal neben bayr. Rand, lustiges Treiben, Pauschalsumme neben 'in Bausch und Bogen'), -ium (Sammelsurium von nd. sammelsûr, d. h. 'saures' Gericht aus 'gesammelten' Fleischresten): Wörter, die ein untrügliches Zeugnis

---

1) Whitney, Leben und Wachstum der Sprache. 5. Aufl. S. 131: 'Kommt eine bestimmte Ableitungsendung einmal in einer hinreichenden Anzahl von Formen vor, um im Gefühl der Sprechenden mit einem bestimmten Bedeutungswandel verknüpft zu werden, so wird sie weiter gebraucht, wenn das Bedürfnis, einen solchen auszudrücken, eintritt.'

2) Vgl. auch humanistische Bildungen wie Grobian (im 16. Jahrh. grobianus) und Schlendrian (Ende des 15. Jahrh. Schlentrianus). Bei andern wie Urian, Dummrian scheint Zusammensetzung mit Jahn = Johann vorzuliegen. Im übrigen verweise ich auf die Abhandlung von Kluge in seiner Zeitschr. I, S. 60ff. und auf seine Deutsche Studentensprache S. 31 u. S. 63ff.

von dem großen Einflusse ablegen, den einerseits das Französische im Zeitalter der Kreuzzüge und Ludwigs XIV., andererseits das Lateinische und Griechische seit der Wiedergeburt des klassischen Altertums auf unsere Sprache ausgeübt haben.

126. Neben der Wortabteilung steht die Zusammensetzung. Auch sie hat sich erst allmählich entwickelt und verschiedene Stufen der Ausbildung durchlaufen. Zunächst wurden die Wörter bloß nebeneinandergestellt (vgl. jammerschade aus Jammer und Schade), dann fester zusammengerückt, endlich innig miteinander verschmolzen. Ziemlich lose ist die Anreihung bei standhalten, stattfinden, wahrnehmen, wertschätzen, hochhalten, freigeben; denn hier verknüpft fast nur der gemeinschaftliche Ton auf der ersten Silbe; sobald diese Ausdrücke in einem Hauptsatze das Prädikat bilden, tritt sofort die umgekehrte Wortfolge ein (ich halte stand, gebe frei u. a.), während lockere Fügungen mit Mittelwörtern wie hochfliegend, hohnlachend, wutschnaubend diese Freiheit nicht mehr kennen. Enger wird das Band, wenn das erste Wort ein Wesfall (Adelsstolz, Königskerze, Frankenland, Kinderschuhe, Ländertausch, Nibelungenlied) oder ein Eigenschaftswort ohne Biegungsendung ist (der Alt-meister, Gelbschnabel, Rot-wein, die Jung-frau, Ober-hand, das Eichen-holz, Seiden-band, Tief-land, Wild-schwein).[1]) Die festeste Verknüpfung entsteht aber dann, wenn das erste Glied in der Stammform auftritt. Denn Mühlgasse, Erdbeere, Kirchspiel, Elbbrücke, Fechtmeister, Schwimmlehrer sind nach unserem Sprachgefühle enger verbunden als Mühlendamm, Erdenrund, Kirchenbuch, Muldenbrücke, Maurermeister, Kindergarten; in einigen Fällen wird sogar ein Unterschied zwischen beiden Arten der Zusammensetzung gemacht, z. B. bezeichnen Landmann und Wassernot etwas andres als Landsmann und Wassersnot.[2])

---

1) Luther schreibt: der christen Mensch, das schweinen Fleisch; das Volkslied: einen wankelen Mut; noch 1733 heißt es: die tolle Wut.

2) Ebenso besteht in der Zahl der miteinander zusammengesetzten Wörter ein Unterschied zwischen den verschiedenen Zeiträumen. Mehr als drei zusammengefügte Wörter lassen sich abgesehen von Partikeln in der alten Sprache gar nicht nachweisen. Erst nhd. finden sich Kompo-

War es in den bisher erörterten Fällen leicht, die beiden Bestandteile des zusammengesetzten Wortes voneinander zu scheiden, so fällt dies schon schwerer, wenn sie irgendwie verändert worden sind. Durch Angleichung der Laute wurde aus Hohenburg Homburg, aus Wintbrâ (Windbraue) Wimper, aus en(t)finden, en(t)fehlen: em(p)finden, em(p)fehlen; durch Entfernung des e in den Vorsilben be-, ge- und ver- entstanden bleiben (be-leiben), binnen (be-innen), Gnade (Ge-nade), Gleis (Ge-leis), Glaube[1]) (Ge-laube), Gunst (Ge-unst), fressen (= ver-essen), eine Erscheinung, die, wenigstens bei den erstgenannten Wörtern, wohl auf oberdeutschen Ursprung zurückzuführen ist. Ebenso wird die Erkenntnis der Zusammensetzung erschwert, wenn der zweite Bestandteil durch den Hochton der ersten Silbe lautlich beeinträchtigt ist. Denn nicht auf den ersten Blick sieht man es den Wörtern Zwilch, Drilch (dem lat. bilex, trilex nachgebildet), Junker (mhd. junc-hêrre), Binse (bi-naz, bei dem Nassen), heuer (hiu jâru, in diesem Jahre), heute (hiu tagu, an diesem Tage), Kiefer (Kienföhre), elf (ein-lif), Samt (griech. hexa-mitos, sechsfädnig), Arzt (arch-iatros) an, daß sie zusammengesetzt sind.

127. Auch über die deutsche oder fremde Herkunft der beiden Bestandteile geben sich heuzutage die wenigsten Menschen Aufschluß; die Mehrzahl denkt gewöhnlich nicht daran, daß in unserer Sprache viele Zwitterbildungen vorhanden sind, die entweder ganz deutsches Gepräge angenommen haben oder nur noch am fremden Tone die ausländische Abkunft des einen Teils erkennen lassen. Zu jenen gehören Schuster (Schuh: sûtaere, lat. sutor), Zentgraf (centum: Graf), Erzschelm (griech. archi: Schelm), zu diesen Apfelsine = Apfel von China (de Sine) und Friedrichsdor (-d'or). Wesentlich anders liegt die Sache bei Buchsbaum (ahd. buhsboum), Domkirche, Turteltaube, Flaumfeder, Maultier, Lorbeer, Gallapfel, in denen der zweite Teil

sita wie Erdbeerkaltschale, Kirschlorbeerwasser, Oberberghauptmann, Generalfeldzeugmeister, Oberhofmarschallamt, geschmacklose Unformen, deren die Poesie und reine Prosa enträt.' Grimm Gramm. II, S. 933.

1) Vgl. auch Glied, Glück, Glimpf, gleich, begleiten und Bloch.

nur zur Erläuterung des im ersten enthaltenen Fremdworts buxus, domus, turtur, pluma, mulus, laurus, galla hinzugefügt ist. Doch hat man diesen verdeutlichenden Zusatz auch bei deutschen Wörtern gemacht, wenn der Sinn nicht mehr klar erkennbar war oder Verwechslung befürchtet wurde: so bei Femgericht (mhd. vëme), Sennhirt (ahd. senno), Weichselkirsche (mhd. wîhsel, ahd. wîhsila), Lurleifelsen (mhd. lei, der Fels), Lindwurm (mhd. lint, die Schlange), Kieselstein, Walfisch, Mastbaum.

128. Ergibt sich schon daraus eine gewisse Vorliebe unserer jetzigen Sprache für zusammengesetzte Wörter, so noch mehr aus dem Umstande, daß viele einfache Ausdrücke früherer Zeit zusammengesetzten haben weichen müssen, z. B. mhd. glîme, bracke, biler, gran den nhd. Johanniswürmchen, Spürhund, Zahnfleisch, Schnurrbart, und daß bei der Übersetzung von Ausdrücken fremder Sprachen Wörter wie Jahrhundert (= saeculum), bei der Bildung von Namen für neue Erscheinungen Komposita wie Windmühle, Eisenbahn, Fernrohr, Meerschweinchen bevorzugt wurden. Noch Luther sucht solche bei den Hauptwörtern auf -ung zu vermeiden und sagt daher Sorgen der Nahrung, Geld der Versöhnung, Tag der Erlösung für Nahrungssorgen u. s. w., ebenso sind der ältern Sprache Gebilde wie Begräbniskosten, Geheimniskrämerei, Gefängniswesen zuwider; jetzt bedenken wir uns höchstens noch Füßleintritt, Vögleinsang, Königinkrone oder Spitzbübinstreich zu sagen. Besonders dann trennen wir die Worte gern, wenn wir uns feierlicher ausdrücken wollen; denn die Stunde der Erbauung erscheint uns gewählter als die Erbauungsstunde.

129. Bisweilen sind bei der Zusammensetzung Unregelmäßigkeiten mit untergelaufen. Sehen wir uns das eben erwähnte Wort etwas genauer an, so finden wir einen spätern Eindringling in dem -s-. Man spricht mit Recht von einem Kindesalter, Tagesgestirn, Mannesmut, weil man richtig sagt: das Alter des Kindes, das Gestirn des Tages, der Mut des Mannes; aber bei weiblichen Wörtern hat das -s- im Wesfalle nichts zu suchen. Wenn es jetzt gleichwohl in gewaltigem Umfange bei weiblichen Stämmen auftritt, so beruht dies

hauptsächlich auf Formübertragung von Zusammensetzungen wie Vaterlandsliebe, Friedensschluß, Lobeserhebung u. a. Möglich ist, daß auch Wörter mit Doppelgeschlecht wie Armut (einst des Armuts neben der Armut) und lateinische Wesfälle auf -is wie universitatis, religionis (Universitätsbuchhandlung, Religionsunterricht) diesen Sprachgebrauch begünstigt haben. Ausgegangen aber ist er, wie durch die eingehenden Untersuchungen Trautmanns[1]) festgestellt worden ist, vom Nordwesten; denn dort war er schon in mnd. Zeit ziemlich weit verbreitet. Gleichwie durch Vermittelung Flanderns das französische Mehrheits-s in die Formen Kerls, Mädels, Uhus u. a. eingedrungen ist, so stammt aus jener Gegend auch das -s- der Wortfuge bei weiblichen Hauptwörtern wie Freiheitsstrafe, Hoffnungsstrahl, Liebesdienst, Hilfslehrer. In Mitteldeutschland läßt es sich noch zu Luthers Zeit nur in mäßigem Umfange nachweisen; denn dieser kannte noch keine -heits, -schafts, -ungs, -ions und -täts, brauchte überhaupt -s so gut wie gar nicht bei weiblichen Wörtern und selten bei männlichen wie Donnerskind. Doch nahm der Eindringling im 17. Jahrhundert stark überhand und hatte im Anfang des 19. so mächtig um sich gegriffen, daß Jean Paul 1817 dagegen zu Felde zog und Goethe 1827 schrieb: 'Befrei uns, Gott, von -s und -ung, wir können sie entbehren!' Am längsten hat sich Oberdeutschland von 'der -s-Seuche' frei gehalten. Zwar verwendet schon Hugo v. Montfort († 1423) dieses Wortbildungsmittel, aber an Ausdehnung seines Gebrauchs sind die Schriftsteller[2]) des Südens meist hinter denen des Nordens zurückgeblieben. Die nhd. Schriftsprache meidet das Binde-s in der

1) Beihefte d. Sprachv. I, S. 4 ff., III, S. 130 ff. Vgl. auch Grimm, Gramm. II, S. 934 ff. u. O. Sarrazin, Beiheft d. Sprachv. XIX, S. 285 ff.

2) 'Über den Gebrauch Vischers, Scheffels und Scherrs vgl. Trautmann a. a. O. III, S. 132 f. Formen wie Frühlingstag neben Sommer-, Winter-, Herbsttag, Mittags-essen neben Abendessen und Morgenbrot u. a. scheinen darauf hinzudeuten, daß durch das eingeschobene s den Sprachorganen der Übergang vom 1. zum 2. Teil der Zusammensetzung erleichtert werden soll.' (Zwitzers in Lyons Zeitschr. X, S. 132 f.)

Regel noch bei Stoff- und Flußnamen wie Schilfrohr, Goldstück, Tuchrock, Rheingau, Maininsel, Neckartal, bei den auf betonten Selbstlaut oder auf Doppellaut endigenden Ausdrücken (Schuhsohle, Kniegelenk, Haifisch, Bauschutt, Schlepptaufahrt, Hirsebreiumschlag) und bei den meisten Wörtern, die auf -el oder -er ausgehen (Vogelnest, Säbelscheide, Panzerschiff, Wetterkarte).

Andrer Art ist die Unregelmäßigkeit der Zusammensetzung bei den Hauptwörtern Eßlust, Schreibfeder, Wartesaal, Trinkgelage. In ihnen enthält der erste Bestandteil den Stamm eines Zeitworts, der sich wohl so erklärt, daß man in Gebilden wie Spielmann, Bethaus, Fasttag, in denen tatsächlich die Hauptwörter ahd. spil, bëta, fasta vorlagen, die Stämme der entsprechenden Zeitwörter erblickte und nun unter dieser Voraussetzung solche zu neuen Wortschöpfungen gebrauchte.[1])

130. So finden wir denn im Bereiche der Wortbildung eine außerordentliche Mannigfaltigkeit und Abwechslung, Fülle und Kraft in unserer Muttersprache, eine Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, wie sie uns sonst nur im Altgriechischen begegnet. Von diesem hat das Deutsche auch mannigfache Anregung erfahren. Zusammensetzungen aus Hauptwörtern und Mittelwörtern der Vergangenheit waren in alter Zeit ziemlich selten. Ulfilas bietet dafür nur einen Beleg, indem er cheiropoiētos mit handuwaurhts wiedergibt. In den ahd. Quellen sucht man vergeblich darnach, selbst bei Dichtern wie Otfried; auch im Mhd. finden wir nur wenige Beispiele wie wintschaffen (windschief), lobetrunken, goltgewunden; dagegen ist Fischart reich an derartigen Gebilden[2]), noch mehr die großen Dichter des vorigen Jahrhunderts. Dies war eine Folge der Vertiefung in griechische Sprache und Literatur. Nach griechischem Muster formt Voß in seiner Homerübersetzung Wörter wie hauptumlockt, kriegerschlagen, rossebespannt, gottbeseligt[3]) und Goethe neid-

1) Solche Bildungen treten schon ziemlich früh auf, z. B. mhd. suochhunt, leitesterne, wallestap.

2) Vgl. Kehrein, Gramm. der deutsch. Spr. d. 15.—17. Jahrh. 2. Aufl. II. § 109.

3) Nach Herbst, J. H. Voß, II, S. 84f. bildet Voß schon in seiner

getroffen, siegdurchglüht, wellenbespült, schneebehangen; angehaucht von der belebenden Kraft des griechischen Geistes spricht Schiller von säulengetragenen Dächern und giftgeschwollenen Bäuchen, Klopstock von donnergesplitterten Wäldern und ruinenentflohenen Griechen, Lenau von dem felsentstürzten Bache und der duftverlornen Grenze. Haben daher viele Dichter den Griechen das Geheimnis abgelauscht, wie man neue Wortgebilde klang- und sinnvoll prägen kann, so kam ihnen doch die deutsche Sprache mit ihrer Gefügigkeit und gelenkigen Art auf halbem Wege entgegen[1]); nur eine biegsame Gerte läßt sich zum Reifen verwenden, nur flüssiges Metall fügt sich den Händen der Sprachbildner zu neuen, schönen Formen.

---

ersten Odyssee 1781 etwa 80 solche zusammengesetzte Wörter; ähnliche Bildungen Bürgers verzeichnet H. Crämer in Lyons Zeitschr. XII, S. 180ff.

1) Klopstockische Bildungen der Art in reicher Zahl bei F. Petri, Krit. Beitr. z. Gesch. d. Dichterspr. Klopstocks S. 12ff., Heinische bei M. Seelig, Heines Dichterspr. S. 25ff.; vgl. auch K. Macke, Friedrich Rückert als Übersetzer. Siegburg 1896.

Das einz'ge Mittel, deutsch zu bleiben,
Ist deutsch zu sein.

R. Hamerling.

9. Fremdwörter.[1])

131. Mit Recht nennt man Deutschland das Herz Europas. In dessen Mitte gelegen, ist es von alters her das Bindeglied zwischen Süd und Nord, West und Ost gewesen. Oft heiß umstritten und bekämpft, hat es gar manchen Feind an seinen Grenzen, auf seinen Fluren gesehen. Einigen Nachbarn gelang es auch, von der Wanderlust unserer Ahnen dauernden Nutzen zu ziehen und sich in ihrem Lande häuslich niederzulassen; so haben sich die Slawen zur Zeit der Völkerwanderung in den Gebieten östlich von Elbe und Saale festgesetzt und in den Ortsnamen, Sitten und Gebräuchen der besiedelten Landschaften ein dauerndes Andenken hinterlassen. Doch wichtiger als die Einwirkung von dieser Seite wurde für Deutschland der Einfluß, den die Handelsbeziehungen und die überlegene Gesittung südlicher Völker hier ausübten. Was Griechenland den Römern war[2]), wurde Rom den Galliern und Germanen. Italische Kaufherren und römische Soldaten haben unsere Heimat nach und nach nicht

---

1) Vgl. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 5. Aufl. Leipzig 1896; P. Pietsch, Der Kampf gegen die Fremdwörter. Berlin 1887; H. Dunger, Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Dresden 1887; H. Dunger, Wider die Engländerei in der deutschen Sprache, Zeitschr. d. Sprachv. 1899 S. 241—251; Sarrazin, Verdeutschungswörterbuch, 2. Aufl. 1889; H. Flaschel, Unsere griech. Fremdwörter. Leipzig 1901; W. Neumann, Die Betonung der Fremdwörter im Deutschen, Großstrehlitzer Progr. 1881.

2) Vgl. meine 'Griechischen Wörter im Latein', Preisschrift der Fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft. Leipzig 1882. VIII, 546 S.

nur mit allerhand Gerätschaften und andern Erzeugnissen des Gewerbfleißes beglückt, sondern auch mit Blumen und Früchten, Bäumen und Sträuchern, die in ihren Gärten gediehen, vor allem jedoch mit den geistigen Errungenschaften der Mittelmeerländer, die an höherer Bildung dem Norden um Jahrhunderte vorausgeeilt waren. Der regelnde Pulsschlag unseres Vaterlandes aber brachte fortan neues Blut und neues Leben in die nordwärts und ostwärts gelegenen Gebiete der skandinavischen Halbinsel und des sarmatischen Tieflandes.

Doch wie die Römer über zu wenig Einbildungskraft und geistige Regsamkeit verfügten, um für die vom Auslande übernommenen Dinge heimische Namen zu erfinden, und es in der Regel vorzogen, mit der Sache gleich die fremde Bezeichnung zu entlehnen, so legten auch die Germanen nicht entfernt die Fähigkeit der Griechen an den Tag, den meisten neu eingeführten Gegenständen heimische Namen zu geben[1]); nur die Holländer haben durch ihre erstaunliche Fertigkeit, fremde Ausdrücke zu übersetzen, ihre Sprache freier von ausländischen Zutaten gehalten. Daher bietet uns das Englische eine reiche Musterkarte von Wörtern, die es aus aller Herren Ländern aufgenommen hat, und das Deutsche zeigt von den ältesten Zeiten an die Spuren äußerer Einwirkung.[2]) So gibt uns der Wortschatz unserer Sprache die Mittel an die Hand, die Völker zu bestimmen, durch die Deutschland von außen her in seiner Gesittung beeinflußt worden ist.

132. Sehen wir ab von mehreren Ausdrücken, die uns schon früh von den Kelten (welsch, Reich, Amt) und einigen Völkern des Ostens[3]) zugeführt worden sind, so kommt der

---

1) Vgl. meine Abhandlung über Wortschöpfung und Wortentlehnung, Zeitschr. für Völkerpsych. und Sprachwissensch. XIII, S. 233ff.

2) In den erhaltenen Stücken der Bibelübersetzung des Ulfilas finden sich 116 griechische, lateinische, keltische und slawische Fremdwörter.

3) Von den Griechen wohl durch die arianischen Goten: Kirche, Pfinztag, Pfaffe, wahrscheinlich auch Bischof, Teufel, Engel, Pfingsten, Samstag; in ältester Zeit aus unbestimmbarer Gegend Hanf, Silber, wohl auch Affe, Pflug, Pfad u. a. Vgl. Lamprecht, Deutsche Geschichte I², S. 49.

Löwenanteil an altgermanischen Lehnwörtern der lateinischen Sprache zu. Den römischen Ansiedlern am Rhein und an der Donau und den italienischen Kaufleuten, die in deutschen Gebieten Handel trieben[1]), verdanken wir zunächst Gaben und Anregungen auf dem Gebiete des Pfanzenreichs. Aus dieser Quelle stammen von Garten- und Feldfrüchten die Kirsche, Pfirsiche, Pflaume, Pfebe, Maulbeere, Feige, Birne[2]); die Linse, Wicke, Zwiebel, Minze[3]); dann der Rettich, Kohl, Lattich, Fenchel, Eppich, Kerbel[4]); dazu kamen von Bäumen und Sträuchern die Lärche, der Lorbeer, der Buchsbaum[5]) und etwas später Blumen wie Rose, Lilie und Veilchen.[6]) Sie alle lehren, daß sich die Deutschen schon frühzeitig veranlaßt gesehen haben, den römischen Ansiedlern der Grenzgebiete die Geheimnisse des Gartenbaus abzulauschen und bei ihnen im Säen und Pflanzen von Gemüse, Obst, Blumen und Kräutern in die Lehre zu gehen. Auch der Weingott hielt jetzt seinen Einzug auf deutschen Fluren, und in seinem Gefolge erschienen Wein und Most, Kelter und Presse, Kelch und Becher, Ohm und Kufe, natürlich auch der Winzer und seine Kunst, Wein zu 'mischen' und Weingefäße mit 'Pech' dicht zu machen.[7])

Ferner wurden damals Tiere des Südens auf germanischen Boden verpflanzt wie der Esel, das Maultier (das Saumtier), die Katze, der Fasan und der Pfau oder wenigstens dort bekannt wie der Strauß.[8])

---

1) Bei den Sueben und Ubiern nach Caes. b. g. IV, 2, im Gebiete König Marbods nach Tacit. ann. II, 62.

2) cerasus, persicum, prunum, pepo, morum, ficus, pirum.

3) lens, vicia, cepula, mentha.

4) radix, caulis, lactuca, feniculum, apium, caerefolium.

5) larix, laurus, buxus. 6) rosa, lilium, viola.

7) vinum, mustum, calcitrare, pressa, calix, bicarium, ama, cupa, vinitor, miscere, pix. 'Zu Cäsars Zeiten schlossen die Germanen ihr Land noch gegen die fremden Weine ab (b. g. II, 15; IV, 2), aber schon nicht mehr, als Tacitus schrieb (Germ. 23); durch Kaiser Probus kam der Weinbau nach Deutschland' (Wackernagel, Zeitschr. f. deutsch. Altert. VI, S. 262).

8) asinus, mulus, sagma, cat(t)us, phasianus, pavo, struthio.

Doch dabei blieb es nicht. Denn wie hätten unsere Väter der Versuchung widerstehen können, die behaglich eingerichteten römischen Häuser nachzuahmen und die leichte Pfahlhütte ihrer Heimat mit dem festgefügten, gegen Wind und Wetter geschützten Steinhause zu vertauschen? Die steinerne Mauer verdrängte die Lehmwand, und mit dem Steinbau fanden auch dessen lateinische Bezeichnungen in unsere Sprache Eingang. Seitdem reden wir von Turm, Kammer, Söller, Keller, Pfeiler, Pforte, Fenster, Speicher, Kerker, Ziegel, Estrich und Schindel, sowie von Straßen, Plätzen, Weilern und Schleusen.[1]) Bald fanden sich auch Haus- und Küchengerätschaften aller Art ein, vornehmlich Tisch und Tafel, Spiegel und Schüssel, Pfanne und Trichter[2]), ebenso Bekleidungsgegenstände wie Socke, Sohle und Schürze.[3])

Hand in Hand mit der Ausbreitung des Warenaustausches ging die Zunahme der lateinischen Lehnwörter im Bereiche des Handels und Verkehrs: kaufen, eichen, Meile, Markt, Münze, Pfund tragen römische Namen, ebenso kosten, Zoll, Zins, Brief, Siegel[4]) u. a. An lateinischen Bezeichnungen von Warengefäßen treten uns frühzeitig entgegen: Sack, Korb, Kiste, Schrein und Arche.[5]) Deutsche Gänse wurden massenhaft nach Rom gebracht und mit ihren Federn weiche Lagerstätten für die Großen hergerichtet; bei dieser Gelegenheit lernten unsere Vorfahren von den römischen Händlern die Wörter Flaum, Kissen und Pfühl kennen.[6]) Auch wurde unter römischem Einflusse die Kochkunst vervollkommnet. Wie im Englischen die Ausdrücke für Rind, Kalb und Schaf (ox, calf, sheep) angelsächsischen, die Namen daraus bereiteter Gerichte (beaf, veal, mutton) aber romanischen Ursprungs sind, so weisen im Deutschen die einfachen

---

1) murus, turris, camera, solarium, cellarium, pilarium, porta, fenestra, spicarium, carcer, tegula, astricus oder ostrakon, scindula, strata, platea, villarium, exclusa.

2) discus, tabula, speculum, scutula, patina, tractarius.

3) soccus, solea, excurtus.

4) cauponari, aequare, milia, mercatus, moneta, pondo, constare, telonium, census, breve, sigillum.

5) saccus, corbis, cista, scrinium, arca.

6) pluma, culcitinum, pulvinus.

Verrichtungen des Siedens (z. B. der Eier) und Essens heimische Namen auf, dagegen die kunstvolleren des Kochens mit Gewürz und Schmälzung und des Speisens[1]) lateinische. Denn französische Normannen waren die Lehrmeister der Söhne Albions und Römer die der Deutschen. Mit der Kochkunst wurden endlich auch verschiedene neue Gewürze im Norden bekannt, namentlich Pfeffer, Kümmel und Senf.[2])

133. Zu diesen Gaben gesellten sich nach und nach Anregungen und Einflüsse höherer Art; die Namen alter Fabeltiere wie Drache und Greif[3]) wurden eingebürgert, die Heil- und Schreibkunst der Römer verbreitet (vgl. Fieber, Arzt, Pflaster, schreiben), sowie Ausdrücke des Rechts- und Staatswesens übernommen (vgl. sicher, Kaiser, Pacht).[4]) Von gewaltigem Einflusse war namentlich die Ausbreitung des Christentums; denn dadurch sind unserer Muttersprache von den lateinisch redenden und schreibenden Mönchen viele kirchliche Bezeichnungen zugeführt worden wie Pein, Plage, Marter; verdammen, opfern, predigen[5]); besonders Namen für geistliche Ämter und Würden (Priester, Propst, Abt, Mönch, Dechant)[6]), für kirchliche Gebräuche (Messe, Mette, Feier, Vesper, Segen)[7]); endlich für Gebäude und Geräte (Münster, Kloster, Klause, Tempel, Orgel, Altar, Kanzel, Kreuz).[8]) Es kann nicht meine Absicht sein, die gewaltige Fülle

---

1) coquere, expensa. 2) piper, cuminum, sinapi.

3) draco, mlt. gryphus = gryps.

4) febris, archiater, emplastrum, scribere, securus, Caesar, pactum.

5) poena, plaga, martyrium; damnare, operari oder offerre, praedicare.

6) presbyter, praepositus, abbas, monachus, decanus.

7) missa, matutina, feriae, vesper, signum.

8) monasterium, claustrum, clausa, templum, organum, altare cancelli, crux. Vgl. W. Wackernagel, Die lateinischen Lehnwörter im Altgermanischen, Kleine Schriften III, S. 252ff.; Kluge in Pauls Grundriß I², S. 327ff.; R. v. Raumer, Einwirkung des Christentums auf die ahd. Sprache. Stuttgart 1845; Fr. Seiler, Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. I Halle 1895, II Halle 1900; W. Franz, Die lateinisch-romanischen Elemente im Althochdeutschen, Straßburger Dissert. 1883; Fr. Kluge, Deutsche Studenten-

römischer Lehnwörter in der ahd. Sprache zu erschöpfen; vielmehr muß hier die Andeutung der Gebiete genügen, auf denen die Nachbarschaft des italienischen Volkes anregend gewirkt hat. Natürlich sind die fremden Bezeichnungen nicht mit einem Male, sondern nach und nach in Deutschland eingebürgert worden, manche bald nach der ersten Berührung der Germanen mit den römischen Soldaten oder Kaufleuten, viele aber erst während des Mittelalters, am spätesten selbstverständlich die geistigen Begriffe, deren Übernahme durch die herrschende Stellung der lateinischen Sprache im schriftlichen Gedankenaustausch begünstigt wurde. War doch diese fremde Zunge wegen des Mangels einer einheitlichen Verkehrssprache für Kirche und Staat bei Erlassen und Urkunden bis zum 13. Jahrhundert fast ausschließlich in Gebrauch.

Die Fremdlinge drängten nicht selten echt deutsche Wörter zurück (z. B. Insel, lat. insula die Ausdrücke Aue und Wert, Drache, lat. draco ahd. lint und wurm; vgl. Lindwurm), doch war ihre Übernahme in der Regel mit einem Kulturfortschritte verknüpft. So lernten die Deutschen von den Römern die Kunst, Butter und Käse besser herzustellen, und damit diese Wörter (butyrum, caseus) kennen. An die Stelle des altgermanischen 'Senkilsteins' trat der römische Anker, an die des unvollkommenen 'Schattenbehälters' der glänzende Metallspiegel (speculum)[1]; das Luftloch im hölzernen Hause (engl. window, Windauge, ahd. ougator, Augentor) wurde verdrängt durch das steinummauerte Fenster (fenestra), die Hauptbinde (ahd. houbitband) durch die Krone (lat. corona). Vielfach sind die Fremdlinge nur in dem Teile Deutschlands volkstümlich geworden, der von der römischen Gesittung zuerst berührt und beeinflußt wurde; so sind Speicher (spicarium) und Weiher (vivarium) fast nur

sprache. Straßburg 1895. S. 31 ff. S. 63 ff.; Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora. Gotha und Leipzig 1894; Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 6. Aufl. Berlin 1894.

1) Für Butter sagte man vor der Entlehnung der lateinischen Wörter ahd. ancho und chuosmëro (Kuhschmeer), für Spiegel ahd. scûkar, Schattenbehälter.

im Rhein- und Donaugebiet üblich für Boden und Teich, gleichwie das von den Slawen übernommene Wort Peitsche für Geißel nur im östlichen Deutschland tiefere Wurzel gefaßt hat.

134. Später machte sich, namentlich seit der Zeit der staufischen Kaiser, französischer Einfluß[1]) geltend; die romanische Tochter setzte das Werk der römischen Mutter fort. Hatten schon die alten Kelten Galliens eine ausgesprochene Neigung zu ritterlichen Übungen gehabt und unseren Altvordern vermutlich die Jagd mit dem Falken beigebracht, so hatte sich dieser Sinn für Verschönerung des äußeren Lebens bei ihren Nachkommen noch weiter entwickelt; so war Frankreich im 12. Jahrhundert die hohe Schule für Anstand und gute Sitte, das Mutterland und die Hochburg des feinen Rittertums und des höfischen Lebens. Als daher die Deutschen auf den Kreuzzügen mit den westlichen Nachbarn in engere Berührung kamen, wurden sie von diesen mannigfach angeregt und gefördert[2]), ja ließen sich als gelehrige Schüler auch angelegen sein, die fremden Ausdrücke für die gelernten Kunstfertigkeiten mit zu übernehmen. So zeigt alles, was in jener Zeit zur Belebung der Geselligkeit beitrug, wie Spiel und Tanz, Jagd und Turnier französischen Ursprung und Namen, z. B. Flöte, Schalmei und Posaune, As und Daus (die 1 und 2 auf Würfel oder Karte), Tanz, birschen, Koppel, Ziemer, Turnier, Plan, Preis, hurtig, fehlen; ebenso sind damals zahlreiche Ausdrücke für Waffen und Waffendienst aus Frankreich zu uns gekommen wie Lanze, Harnisch, Koller, Abenteuer, Banner, Sold, Rotte. Zeugnis für die Betonung

1) Vgl. O. Steiner, Die Fremdwörter in den mhd. epischen Dichtungen, Germanistische Studien, hrsg. v. K. Bartsch II, S. 239 ff. und J. Kassewitz, Die französ. Wörter im Mhd. Straßburger Dissert. 1890.

2) Zu beachten ist auch der Einfluß auf das Mönchswesen, der im 11. Jahrh. vom Kloster Cluny ausging, die Anregung in der Baukunst, die sich an den in Nordfrankreich ausgebildeten gotischen Stil knüpfte, die Bedeutung, die die Pariser Hochschule für deutsche Studenten hatte, und die nicht seltene Vermählung deutscher Fürsten mit französischen Prinzessinnen (z. B. Heinrichs III. mit Agnes von Poitiers). Über französische Einflüsse im Jagdwesen und in der Tafelordnung vgl. A. Schultz, Höfisches Leben I, S. 358 und S. 325 ff.

des Standesunterschiedes legen Prinz und Pöbel ab, für Verfeinerung der Umgangsformen Manier und Ade (Adieu). Und muß es nicht als eine eigentümliche Fügung des Schicksals betrachtet werden, daß gerade 'fein' (frz. fin) das nachweisbar älteste Lehnwort aus dieser Quelle ist? Fast selbstverständlich erscheint es, daß die Bezeichnung des neuen gesellschaftlichen Treibens selbst, die zu dem ältern Leben des landbauenden Adels einen Gegensatz bildete, damals dem Französischen entnommen wurde; denn hövesch und dörperlich (nach Art des Dorfes, tölpelhaft) sind nur Übersetzungen der längst ausgeprägten Begriffe courtois und vilain. Auch gute deutsche Wörter, die sich durch die Sprache der alten Franken auf gallischem Boden eingebürgert hatten, kamen damals mit neuem Gepräge wieder zu uns zurück. Erhalten doch auch jetzt noch deutsche Waren für viele unserer Landsleute einen höhern Wert, wenn sie den ausländischen Stempel tragen. So geht Herold (altfrz. héralt) zurück auf ein vorauszusetzendes altdeutsches heriwalt, der des Heeres Waltende = an. Harald, Banner (fr. bannière, it. bandiera) auf got. bandwa, Zeichen[1]), Wams (mhd. wambeis: afrz. gambais) auf ahd. wamba, Leib, Wamme. Wie sehr aber in jenen Tagen die höfischen Kreise unserer Heimat von Fremdwörtersucht und Ausländerei durchdrungen waren, das können wir recht klar an einer Äußerung des Dichters Thomasin von Zirkläre erkennen. Dieser sagt nämlich in der Vorrede zu seinem 'welschen Gast', wenn einer seine deutsche Rede mit der welschen 'streifele', so lerne der Hörer oder Leser der klugen Wörter viele.[2]) Und glaubte nicht der bayrische Bauernsohn Meier Helmbrecht, der sich eine Zeitlang außerhalb seines Geburtsortes aufgehalten und einige Bildung angeeignet hatte, bei der Heimkehr mehr Eindruck dadurch zu machen, daß er alle mög-

---

1) Später sind Balkon, Salon, Bankett, Boulevard, Fauteuil, Email u. a. zu uns zurückgewandert, die aus den deutschen Stämmen Balken, Saal, Bank, Bollwerk, Faltstuhl, schmelzen gebildet sind.

2) Von den großen Epikern ist Hartmann von Aue weitaus mäßiger im Gebrauche der Fremdwörter als Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Vgl. Steiner a. a. O. S. 245.

lichen fremdsprachlichen Begrüßungsformeln anwandte, nur nicht die zu Lande üblichen?[1]) So begreifen wir, daß der bayrisch-österreichische Tannhäuser schon um 1250 die Sprachmengerei seiner Zeit parodierte: Ein riviere ich dâ gesach, durch ein fôres gieng ein bach zetal über ein planiure.

135. Doch mit der einmaligen Anregung hatte es weder beim Lateinischen noch beim Französischen sein Bewenden. War jenes in ahd. und dieses in mhd. Zeit von großem Einfluß gewesen, so wurden jetzt beide in der nämlichen Reihenfolge die Quellen, aus denen die ndh. Sprache mehrere Jahrhunderte lang neue Wörter schöpfte. Als nämlich das Rittertum mit Maximilian I. zu Grabe getragen wurde, trat von Italien her der Humanismus auf, der im Norden wohl nirgends so weite Kreise zog und so tiefgehende Veränderungen schuf als in unserer Heimat. Wie deutsche Querköpfe noch am Ende des 19. Jahrhunderts bereit waren, für das unter dem Namen Volapük gehende Formen- und Wortgemisch zum Zwecke des Gedankenaustausches im Handel ihre heimische Sprache aufzugeben, so bedachten sich auch die Gelehrten einstmals nicht, im schriftlichen und mündlichen Verkehr untereinander die lateinische Sprache fast ausschließlich zu gebrauchen. Mit Eifer warf man sich auf die klassischen Sprachen, namentlich das Latein, das zu neuem Leben erweckt und zur Sprache der gebildeten Stände erhoben wurde. Es galt geradezu als Abzeichen der Gelehrten, die sich im Gegensatz zu der niedriger stehenden Volksmasse darauf viel zugute taten.[2]) Ihrem übertriebenen Eifer hat unsere Sprache die schändlichsten Mißhandlungen zu verdanken. Denn sie wurde nicht nur von oben angesehen und verächtlich beiseite geschoben, sondern auch durch die zahlreich eindringenden Fremdwörter in ihrem alten Besitzstande geschmälert. Hat doch Sim. Rothe 1572

---

1) Zu den Mägden und Knechten sprach er niederdeutsch, zur Schwester lateinisch, zum Vater französisch, endlich zur Mutter böhmisch.

2) Trotzendorf († 1556) verbot in seiner Schule zu Goldberg den Gebrauch der Muttersprache: atque ita Romanam linguam transfudit in omnes, Turpe ut haberetur Teutonico ore loqui. Vgl. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik I, S. 218 A.

ein Verzeichnis von etwa 2000 lat. Wörtern der deutschen Sprache aufgestellt. Infolge der Übernahme des römischen Rechtes entlehnte[1]) man die Ausdrücke Familie, Prozeß, Jura, die man für feiner hielt als die bisher dafür gebrauchten deutschen. Man redete seitdem von Klienten und Delinquenten, von Apellationen und Adoptionen, Agnaten und Magistraten, von Legalität und Majorität, Legislatur und Advokatur. Auch auf andern Gebieten der Wissenschaft zeigte sich derselbe Geist der Ausländerei. Was früher auf gut deutsch Geschwulst, Unwohlsein, Schnupfen geheißen hatte, wurde jetzt Abszeß, Indisposition, Katarrh genannt; Kausalnexus, Kardinaltugend, Kulminationspunkt traten an Stelle von Zusammenhang, höchste Tugend, Gipfelpunkt. Reformation und Konfession, Kommunion und Konfirmation wurden gang und gäbe, Namen für Ämter und Würden wie Kurator, Kommissar, Exzellenz, Majestät(von Karl V. eingeführt), Regent, Monarch kamen auf; die Grammatik, für die man schon in ahd. Zeit heimische Bezeichnungen einzuführen bemüht war, hatte jetzt fast nur noch lateinische Kunstausdrücke aufzuweisen, überhaupt machten sich auf dem Gebiete des gesamten Unterrichts die Fremdwörter in hervorragender Weise geltend; die Schulräume und ihre Einrichtung (Aula, Auditorium, Katheder, Repositorium, Podium), die Lehrmittel (Autor, Glossar, Kommentar, Kompendium, Vokabularium), die Schulzucht (Disziplin, Autorität, Zensur, Karzer), die Prüfungen und Festlichkeiten (Examen, Abiturienten, Tentamen, Prädikat; Aktus, Exkursion), die Unterrichtsgegenstände (Botanik, Dogmatik, Geographie, Stilistik) trugen fremde Namen, selbst die einfachsten Rechnungsarten wie Zusammenzählen und Abziehen wurden lateinisch benannt: Addieren, Subtrahieren u. a. So wirkten die Bestrebungen der Gelehrten auf unsere Sprache wie der Frost von Mainächten, der die Obstblüten vernichtet. Aber es genügte nicht, daß man die lateinischen Wörter übernahm, man ließ ihnen meist auch ihre lateinische Endung, ja wandelte sie

---

1) Einige der folgenden Wörter kommen schon ab und zu im Mhd. vor, jetzt aber wurden sie fester Besitz der deutschen Sprache.

sogar lateinisch ab, eine Sitte, die sich ungeschwächt bis ins 18. Jahrhundert und in Resten bis zur Gegenwart erhalten hat. Denn Lessing, Schiller und ihre Zeitgenossen sagten häufig der Praxi, dem Publiko, den Gradum, die Phrases, und unsere Gelehrten schreiben noch gegenwärtig Pensum, Studium, Exerzitia, Musici, Famuli, den Skriptis, Konkretis u. s. f.

Wohl wehte derselbe Hauch auch über den Ländern romanischer Zunge, aber diese waren insofern besser daran, als sie nicht vollständig fremdes Sprachgut erhielten, sondern ganz gleichartige Stämme, nur in neuerer, noch nicht an die heimischen Gesetze angeglichener Form. Lassen sich daher auch frz. frêle und fragile, meuble und mobile, sembler und simuler, dette und débit, it. netto und nitido, lindo und limpido[1]) an ihrer ganzen Art als Kinder verschiedener Zeit erkennen, so sind sie doch insofern gleichartig, als sie auf eine und dieselbe Grundsprache zurückführen.

136. Aber unsere Gelehrten gingen in ihrer Fremdwörtersucht noch weiter. Die Kluft, die sie zwischen sich und dem Volke geschaffen hatten, war noch nicht groß genug. Sie wollten sich auch in ihren Namen von der großen Masse unterscheiden. Darum wurden diese von den Humanisten schlankweg ins Lateinische oder Griechische übersetzt, und wenn sie sich nicht mehr klar auslegen ließen, willkürlich zurechtgestutzt: aus Schneider, Bäcker, Ölmann, Schmied wurde Sartor (Sartorius), Pistor (Pistorius), Olearius[2]), Faber; aus dem alten Wesfall Peters (Sohn) Petri (filius), aus Jacobs Jacobi, aus Heinrichs Henrici. Die Namen Schwarzert und Waltzemüller deutete man in Schwarzerd und Waldseemüller um und übersetzte sie dementsprechend mit Melanchthon (melan + chthōn) und Hylacomylus (hylē + lacus + mylē). Überdies breiteten sich jetzt in

1) Lat. fragilis, mobilis, simulare, debitum, nitidus, limpidus. Die Zahl der aus andern germanischen Sprachen übernommenen Lehnwörter ist im Deutschen unbedeutend. Dahin gehören z. B. Nickel, Tang, Walküre, Walroß, Flunder, Hummer, Eider(gans), Norne, Rune; am zahlreichsten sind die englischen Lehnwörter (vgl. § 138).

2) Vgl. Olearius-Ölmann in Goethes Götz von Berlichingen.

allen Kreisen mehr und mehr biblische, d. h. hebräische, griechische und lateinische Vornamen auf Kosten des heimischen Namenschatzes aus.[1]) Hatten sie in katholischen Gegenden schon vorher durch den Kalender und die Heiligenverehrung größere Verbreitung gefunden, so griffen sie nun durch die Bibelübersetzung auch in protestantischen Ländern immer weiter um sich, vorab bei den der Kirche am treuesten ergebenen Frauen.[2]) Lehrreich ist in dieser Hinsicht eine Zusammenstellung der Namen von Wernigeroder Bürgern, die uns der Archivar Jacobs gegeben hat.[3]) Er fand bis zum Jahre 1460 unter den Männernamen neben 1840 heimischen 974 ausländische und unter den Frauennamen neben 144 heimischen 145 ausländische; zwischen 1563 und 1682 aber gegenüber 974 deutschen 3017 nichtdeutsche Namen von Männern und neben 24 deutschen 456 nichtdeutsche Namen von Frauen. Zu ähnlichen Ergebnissen führt eine Durchmusterung der Studentenverzeichnisse von der Hochschule zu Bologna.[4]) Darnach befanden sich 1289—1300 unter 520 Mitgliedern deutscher Abkunft 415 mit germanischen, 105 mit fremden Vornamen, 1379—1391 bestand dagegen das Verhältnis 87:50, 1490—1500 117:206, endlich 1553—1561 87:236. Im 13. Jahrhundert kam also auf vier deutsche Vor-

---

1) G. Witzel sagt in seinem Onomasticon ecclesiae, worin er die Taufnamen der Christen behandelt: 'Denn es allzeit das (besser) laut(et) und dir die laut behaglicher macht, wenn du Anastasius oder Valerius oder Cyprianus oder Fabianus heißt, weder so du (= als wenn du) Wolf, Ebert, Henkel, Uz, Cunz oder Fritz hießest'.

2) In der Reformationszeit gab ein Graf Botho von Stolberg allen seinen Söhnen deutsche Namen (Wolfgang, Ludwig, Heinrich, Eberhard, Albrecht), während seine Gemahlin und alle Töchter fremde hatten (Anna; Anna, Katharina, Juliana, Maria, Magdalena).

3) Vgl. das Protokoll der Generalversammlung des Gesamtvereins der Geschichts- und Altertumsvereine 1889 S. 101ff., 1891 S. 105ff.

4) Vgl. W. Streit, Zeitschr. d. Sprachv. III, S. 66. Nach Weitbrecht, Allg. Zeit. 1887 Nr. 251 sind im 10. Jahrh. unter 240 Personen 211 (also 88 %) deutsch benannt, nach Angermann, Wissensch. Beilage d. Leipz. Zeit. 1887 Nr. 99 S. 604 1571—1580 unter 253 Meißner Fürstenschülern 32 (also 12 %).

namen ein fremder, im 16. Jahrhundert aber auf einen deutschen drei fremde.

137. Im 17. und 18. Jahrhundert trat an Stelle des Lateins das Französische. Die Siege Ludwigs XIV. über das durch den Dreißigjährigen Krieg geschwächte, in sich zerrissene Deutschland hoben dessen Ansehen so sehr, daß sich die deutschen Fürsten zur höchsten Ehre anrechneten, den Glanz seines Hofes nachzuahmen und seine Sprache zu sprechen. Sie lasen fast nur französische Schriften, ließen ihre Kinder von französischen Hofmeistern und Bonnen erziehen, hielten französische Diener und kleideten sich auch nach franzmännischer Art. Damals wurden wir mit Ausdrücken, die die Luft Frankreichs atmen, förmlich überschüttet, z. B. mit galant, nett, adrett, honett, kokett, charmant, brillant, nobel, Kabale, Schikane, Intrige, Malice, Courtoisie. Da die Gelehrten der Reformationszeit das Ansehen der Muttersprache bereits untergraben hatten, so wurde dadurch die Übernahme erleichtert. Mit der ausländischen Tracht kamen neue Bezeichnungen für Bekleidungsgegenstände, mit den fremden Köchen solche für neue Speisen und Gerichte. Kriegs- und Staatswesen, Künste und Kunstfertigkeiten wurden überreich an französischen Namen; einst hatten die westlichen Nachbarn nach Ausweis der deutschen Lehnwörter die Kriegskunst von den Germanen gelernt, jetzt drehte sich der Spieß um. Das Wort Heer war nicht mehr gut genug und wurde in Armee umgewandelt, Heerschau ging in Parade, Fähnlein in Bataillon, Fußvolk in Infanterie über. Durch den Dreißigjährigen Krieg sind, wie die Fremdwörterbücher jener Zeit erkennen lassen, bei uns eingebürgert worden: General, Adjutant, Brigade, Batterie, Garnison, Artillerie, retirieren, demolieren, montieren, chargieren u. s. w. Aber auch auf andern Gebieten ist der französische Einfluß handgreiflich, z. B. auf dem des Karten- und Würfelspiels; denn daher sind Trumpf (= Triumph, frz. triomphe), labet (la bête), kaput (capot), in die Schanze schlagen (chance = cadentia, Glücksspiel; vgl. einem etwas zuschanzen) entlehnt. Und haben nicht Amulett und Bureau die deutschen Wörter Anhängsel und Schreibstube verdrängt? Haben nicht Oheim und

Muhme dem Onkel und der Tante weichen müssen, wie schon früher, zuerst im Rheinlande, der urdeutsche Ahn (ahd. ano) dem aus grand-père übersetzten Großvater? Man fühlte sich erst wohl, wenn man ganze Ströme französischer Wörter und Wendungen über die Zunge gleiten lassen konnte. Da man Fremdländisches für besser hielt als Heimisches, wurde alles, 'was nicht weit her war'[1]), gering geschätzt. Daß infolge davon die Achtung vor unserer Muttersprache immer mehr sank, ist leicht begreiflich. Daher eifert der Rostocker Professor Lauremberg († 1658) in einem Scherzgedichte gegen die Verunzierung des Deutschen durch französische Brocken: 'Seht, sülk Schipbröck (solchen Schiffbruch) hefft de düdsche sprok geleden, De französche hefftet de Nese affgeschneden Und hefft ene fremde Nese wedder angeflicket, De sik by de düdsche Ohren nich wol schicket'; und Moscherosch († 1669) ruft entrüstet aus: 'Ich glaube, wenn man wollte eines neusüchtigen Deutschlings Herz öffnen, man würde augenscheinlich befinden, daß fünf Achtteile desselben französisch, ein Achtteil spanisch, ein Achtteil italienisch, ein Achtteil deutsch ist.'[2])

138. Seit dem 17. Jahrhundert regte sich aber auch das Bestreben, dem Unwesen Einhalt zu tun. Wohl hat in der Folgezeit unsere Sprache noch manches ausländische Wort übernommen, wie von Italien Ausdrücke der Tonkunst (Arie, Alt, Baß, Piano) und des Handels (franko, netto, brutto, bankrott, Giro, Agio), aus England Namen von Körperübungen (Turf, Sport, Handikap, Steeplechase, Cricket, starten, boxen), des Wirtschafts- und Staatswesens (Bill, Strike, Meeting), der Nahrungsmittel (Beefsteak, Pudding, Porter, Punsch), der Hundezucht

---

1) Schon 1673 in Grimmelshausens Teutschem Michel belegt.

2) Während Abraham a Santa Clara in seinen Schriften etwa 1100 Fremdwörter verwendet, finden wir bei dem Zittauer Rektor Christian Weise über 500, bei Grimmelshausen gegen 200, von denen $^2/_3$ noch jetzt in unserer Sprache fortleben, Lohensteins Arminius ist fremdwortrein. Vgl. Kl. Hechtenberg, Das Fremdwort bei Grimmelshausen. Heidelberger Dissert. 1901.

(Dogge, Mops, Pinscher) u. a.[1]); wohl haben auch Gelehrte in den letzten beiden Jahrhunderten noch eine große Zahl von neuen Ausdrücken aus griechischen und römischen Wortstämmen geformt; doch ist eine Besserung nicht zu verkennen. Langsam, aber sicher ist sie vor sich gegangen. Die Sprachgesellschaften[2]) und die Grammatiker des 17. Jahrhunderts, dann Gelehrte wie Leibniz, Chr. Wolff, Chr. Thomasius, Adelung, Gottsched und Campe, Dichter wie Klopstock, Lessing, Herder, Goethe und Schiller haben das ihrige getan, bessere Zustände herbeizuführen. Nicht nur suchten sie alte, durch fremde Bezeichnungen verdrängte Wörter wieder zu Ehren zu bringen, sondern führten auch oft selbstgeschaffene Namen für Begriffe ein, die von Anfang an fremde getragen hatten. Wer spricht noch von Plenipotenz, distrait, refraichieren, elargieren? Und doch sind die jetzt dafür üblichen Wörter Vollmacht, zerstreut, auffrischen und ausweiten erst von Zesen, Lessing, Bürger und Goethe gebildet worden. Haller hat uns mit Sternwarte (Observatorium), Jean Paul mit Morgenkleid (Négligé), Leibniz mit abgezogen (abstrakt), Campe mit Stelldichein, Gefallsucht, Flugschrift, folgerecht, altertümlich und andern heimischen Wörtern an Stelle der bis

1) Die slawischen Lehnwörter unserer Sprache beziehen sich hauptsächlich auf Handel und Verkehr (z. B. Dolmetsch, Zobel, Wildschur, Juchten, Droschke, Kalesche, Peitsche, Knute, Kummet), auf das Kriegswesen (Pallasch, Säbel, Dolch, Haubitze, Trabant) und auf das Gebiet der Nahrungsmittel (Quark, Schmant, Plinse, Schöps). Über hebräische durch die Juden verbreitete Wörter wie Gauner, Schacher, Kümmelblättchen, pleite, schofel vgl. Lenz, Jüdische Eindringlinge im Wörterschatz d. deutsch. Sprache. Münster 1895 und J. Gerzon, Die jüdisch-deutsche Sprache. Frankfurt 1902.

2) Unter den Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft waren die einen wie Schottel besonders darauf bedacht, wissenschaftliche Kunstausdrücke fremder Abkunft durch deutsche Begriffe zu ersetzen, die andern wie Moscherosch wendeten sich mehr gegen die im geselligen Leben namentlich aus Frankreich eingebürgerten Fremdwörter. H. Wolff, Der Purismus in der deutsch. Literat. d. 17. Jahrh. Straßburg 1888 S. 130ff. zählt etwa 114 noch jetzt erhaltene Verdeutschungen jener Zeit auf, von denen 58 Schottel, 27 Zesen und 25 Harsdörfer zugeschrieben werden.

dahin gebrauchten fremden beschenkt. Und wie nach den Befreiungskriegen 1817 in Frankfurt a. M. ein Gelehrtenverein ins Leben gerufen wurde, der für Reinheit und Einfachheit der deutschen Sprache wirkte, so hat auch der Krieg von 1870—71 das Gefühl für die Würde und Ehre des Deutschtums so weit erstarken lassen, daß Behörden und einzelne in sich gegangen sind und gute Vorsätze gefaßt haben. Am weitesten ist die Reinigung unserer Sprache von Fremdwörtern im Postwesen und in der Reichsgesetzgebung gediehen, langsam folgt die Presse nach, aber auch anderswo nimmt man das Streben nach Ausmerzung fremder Ausdrücke wahr, z. B. hat vor kurzem die deutsche Bühnengenossenschaft Premiere in Uraufführung, Garderobier in Gewandmeister, Requisiteur in Gerätemeister u. a. umgewandelt. Ferner brechen die Verdeutschungswörterbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins[1]) unserem Wort und unserer Art auf verschiedenen Gebieten allmählich Bahn. Die Anregungen, die durch diesen Verein gegeben werden, finden bei einsichtigen, deutschgesinnten Männern freudigen Widerhall und willige Beherzigung. Gar viele halten es schon für Ehrensache, ihre Gedanken möglichst frei von Fremdwörtern vorzubringen und der Feder anzuvertrauen, d. h. alles deutsch auszudrücken, was sich auf Deutsch gut sagen läßt.

139. Doch gehen leider noch manche ihre altgewohnten Pfade ungestört weiter; die einen aus Bequemlichkeit, die andern aus Gleichgültigkeit, wieder andere aus Berechnung oder aus Eitelkeit. Der Bequemlichkeit leisten allerdings die Fremdwörter insofern großen Vorschub, als sie meist vieldeutig sind und sich leicht allen möglichen Färbungen des Gedankens anpassen, während gute deutsche Ausdrücke häufig nur für einen Begriff verwendbar sind, diesen aber um so bestimmter und klarer wiedergeben. So erspart das Fremdwort das Denken,

---

1) Es sind bis jetzt erschienen: 1. Die Speisekarte. 2. Der Handel. 3. Das häusliche und gesellschaftliche Leben. 4. Das deutsche Namenbüchlein. 5. Die Amtssprache. 6. Das Berg- und Hüttenwesen. 7. Die Schule. 8. Die Heilkunde. 9. Tonkunst, Bühnenwesen und Tanz. Vgl. ferner F. W. Eitzen, Die Fremdwörter der Handelssprache. Leipzig 1894..

es ist der bequeme Schlafrock, den viele lieber anziehen als den knapp anliegenden Oberrock. Von Gleichgültigkeit zeugt der Gebrauch der Fremdwörter, weil sie beweisen, daß dem Schreibenden an der Würde, Schönheit und Reinheit der Muttersprache herzlich wenig gelegen ist. Aus Berechnung sündigt, wer die fremden Ausdrücke wegen des oft nur eingebildeten schönern Klangs bevorzugt oder sie wie Schönheitspflästerchen zur Zierde der Rede verwendet. Wohl ist nicht zu bezweifeln, daß z. B. das Italienische angenehmer ins Ohr fällt als das Deutsche. Aber wird denn durch die Aufnahme einzelner italienischer Fremdwörter tatsächlich der Wohlklang wesentlich gefördert? Und ist es nicht ungerecht, wegen dieses scheinbaren Vorzugs der welschen Zunge die vielen Schönheiten der heimischen Sprache zu übersehen? Eitelkeit endlich ist mannigfach im Spiele, weil viele sich einbilden, sie könnten sich durch Einstreuen ausländischer Wörter den Anschein höherer Bildung geben und sich zu ihrem Vorteile vom großen Haufen abheben.[1]) So sind denn die gebildeten Stände von jeher die Hauptverfechter der Sprachmengerei und Ausländerei gewesen: erst die Mönche, dann die Ritter, darauf die Gelehrten und der Adel. Das Volk dagegen hat seine Sprache durchweg bedeutend reiner erhalten, wenn auch manches von oben her zu ihm durchgesickert ist.

140. Es gibt große Gebiete, auf denen die Empfindungen der Gesamtheit zum Ausdruck kommen, wo daher die ausländischen Gewächse keinen geeigneten Boden zum Fortkommen finden. Von diesen hebe ich besonders hervor M ä r c h e n und S p i e l d e r K i n d e r w e l t, P r e d i g t und G e b e t, G r a b s c h r i f t und S p r i c h w o r t. Allen gemeinsam ist, daß sie sich in erster Linie an das Herz, nicht an den kühlen, nüchternen Verstand wenden. Das Herz unsers Volkes aber schlägt echt deutsch. Das wußte Eicke v. Repgow, als er seinen Sachsenspiegel schrieb, ein für die großen Schichten der Bevölkerung bestimmtes Rechtsbuch.

1) Die Vorliebe für französische Namen von Gasthöfen, Kaffeehäusern, Geschäftsschildern u. a. wird besonders getadelt von A. Braumann in seiner Schrift: 'Berlin, eine französische Stadt.' Berlin 1895. Vgl. auch R. Baumgartner, Wiener Fremdenblatt 28. Mai 1898.

Wie könnte dieses herrliche Werk, das kaum mehr als 10 bis 15 wenig entbehrliche Fremdwörter zählt, so manchem Rechtsgelehrten der Gegenwart als leuchtendes Vorbild hingestellt werden! Das empfand auch Luther, als er die gewaltige Aufgabe seiner Bibelübersetzung löste. Sind ihm doch darin höchstens ein paar Dutzend leicht übertragbare fremde Bezeichnungen untergelaufen, von denen er seit 1522 noch einzelne durch deutsche zu ersetzen suchte.[1] In diesem Sinne schrieb er am 30. März jenes Jahres an Spalatin: 'Helft mir die Wörter zurechtsetzen, aber also, daß ihr keine Ausdrücke von Höflingen und Soldaten (simplicia verba, non castrensia nec aulica) an die Hand gebt'! Dessen war sich ferner Bismarck bewußt, als er in den von ihm verfaßten und gegengezeichneten Thronreden, amtlichen Erklärungen und Botschaften geflissentlich die Fremdwörter mied. 'Denn dem feierlichen und erhabenen Stile solcher weltgeschichtlichen Verkündigungen hielt er sie nicht für angemessen.' Dasselbe fühlte Schenkendorf, als er in seinem herrlichen Liede von der Muttersprache sang: 'Aber soll ich beten, danken, geb ich meine Liebe kund, meine seligsten Gedanken sprech ich wie der Mutter Mund.' Von dieser Empfindung sind endlich auch andre gottbegnadete Sänger im deutschen Dichterwald geleitet worden, als sie ihre Lieder in so reinen Tönen erklingen ließen. Die gehobene Sprache der Poesie hat ein gutes Recht dazu, den Heerführer und Feldherrn vor dem General, den Herrscher vor dem Regenten, die Kurzweil vor dem Amüsement, die Sitte vor der Mode zu bevorzugen; ja sie schätzt nicht ohne Grund den Gefühlswert von Roß, Mark und Truhe höher als den der Lehnwörter Pferd, Grenze und Kiste und erachtet es für

1) Z. B. benedeien und maledeien durch segnen und fluchen, Pforte und Firmament durch Tor und Himmel. K. Schulz, Zeitfragen des christlichen Volkslebens Bd. XIV, Heft 8 S. 29 berechnet die Zahl der biblischen Wörter fremden Ursprungs auf 200, Fehle, Beiheft des Sprachv. IV, S. 156 auf noch mehr, doch sind davon nur wenige wirklich entbehrliche wie Materie, Epistel, Exempel, Port, Rumor, Librarei, Historie, Poet u. a. Setzt doch Luther selbst für fremde Maße und Münzen gern deutsche Namen ein, z. B. Scheffel, Malter, Pfennig, Heller.

eitel Torheit, sich mit fremden Federn zu — verunzieren.[1]) Wie sollte also wohl das Gebet, das aus dem innersten Herzen kommt, anders als in rein deutscher Rede über die Lippen fließen? Und in der Tat so wenig im Gebetsliede der altrömischen Arvalbrüderschaft ein fremder Klang das andächtig gestimmte Gemüt störte, so wenig wird man in dem Vaterunser, das uns der Heiland der Menschen, unser Herr Jesus, gelehrt hat, eine unliebsame auswärtige Zutat wahrnehmen. Denn sowohl das griechische Lehnwort 'triumpe' als auch das keltische 'Reich' sind durch Jahrhunderte lange Gewohnheit so sehr des fremden Aussehens entkleidet worden, daß sie von den Betenden als heimisches Sprachgut empfunden werden. Man setze aber an die Stelle von Vater unser 'Papa unser', und man wird, wofern das Gefühl nicht ganz abgestumpft ist, sofort inne werden, daß der undeutsche Ausdruck das Gebet beeinträchtigt, um nicht zu sagen, entweiht. Darum reden wir wohl vom Landesvater, aber nicht vom Landespapa; vom heiligen Abendmahle, aber nicht vom heiligen Souper; von einem herzlichen Lebewohl, aber nicht von einem herzlichen Adieu; darum stehen Pardon, Merci und Malheur an Gehalt und Ernst viel tiefer als die deutschen Worte Verzeihung, Dank und Unglück. Und wäre es etwa so von ungefähr, daß Glaube, Liebe, Hoffnung, Treue und verwandte Begriffe im Deutschen wie im Englischen durchweg mit heimischen Namen bezeichnet worden sind? Hier duldet das Volk keinen fremden Tropfen in seinem Blute, weil es weiß, daß damit die heiligsten Güter des Volkstums angetastet würden. Die fremden Laute kommen ihm frostig und kalt vor wie die Strahlen der Wintersonne, die zwar ebenso hellen Glanz verbreiten mögen, denen aber die wohltuende Wärme der Sommersonne fehlt. Die heimischen Wörter dagegen sind ihm von früh auf in Fleisch und Blut übergegangen, sie allein ermöglichen ihm ein lebensvolles Erfassen des Gedankens.[2]) Und verfährt nicht das ger-

1) Heine wendet das Fremdwort oft in satirischem oder komischem Sinne an. Vgl. M. Seelig, Die dichterische Sprache in Heines Buch der Lieder. Hallische Dissertation 1891. S. 30ff.

2) Auch sonst finden wir im Volksmunde vielfach deutsche Aus-

manische Schwestervolk jenseits des Ärmelmeers ähnlich? Im Englischen, das seit der Normannenherrschaft so stark vom Welschtum durchsetzt ist, daß es geradezu als Halbschwester der romanischen Sprachen betrachtet werden kann, tritt überall, wo das Gemüt ins Spiel kommt, der angelsächsische Wortschatz hervor; z. B. im englischen Vaterunser sind von 69 Wörtern nur 5 nichtsächsischer Herkunft. Mit vollem Recht äußert daher Kington Oliphant, einer der besten Kenner des Englischen: 'Den teutonischen Bestandteil unserer Sprache kann man mit Gold, aber auch mit Kupfer vergleichen. Er wird von den besten aller Sachverständigen, von unsern Dichtern, als edelstes Metall der Gedankenmitteilung gewählt, und doch geht er zugleich auch beständig unter 70 Millionen unseres Stammes in ihrer täglichen Sprache als laufende Münze von Hand zu Hand.'[1])

141. Freilich haben der lebhafte Gedankenaustausch, wie er allzeit durch Handel und Verkehr, seit dem 19. Jahrhundert aber namentlich durch die Zeitungen hervorgerufen worden ist, ferner der große Einfluß der römischen Kirche und andre Umstände zur Folge gehabt, daß auch die Volkssprache nicht von äußern Einwirkungen verschont geblieben ist. Aber hier tritt sofort die gesunde Kraft des Volkstums in dem Bestreben

---

drücke, wo die Umgangssprache der Gebildeten fremde gebraucht; z. B. sagt man für Karussell im Elsaß Rösselspiel oder Ringelspiel, in Sachsen Reitschule oder Ringelreiten u. a. Vgl. K. Franke, Reinheit und Reichtum der d. Sprache gefördert durch d. Mundarten, Berlin 1890.

1) The Old and Middle English. London 1878, S. 588. Damit vergleiche man den Ausspruch Bosworths in seinem angels.-englischen Wörterbuche, London 1876, S. IV: 'Jeder Redner und Schriftsteller, der nicht nur den Verstand überzeugen, sondern auch das Herz ergreifen will, muß romanische Ausdrücke vermeiden und angelsächsische verwenden, die zu Herzen gehn.' Auch bei Chaucer und in Shakespeares Lustspielen beträgt der romanische Bestandteil des Wortschatzes nur 16 v. H., steigt dagegen im Schrifttum der Geschichtschreiber Macaulay und Gibbon auf 25 und 44 v. H. Endlich für Shakespeares Tragödien ist es bezeichnend, daß diejenige, die am meisten Heimatsduft verrät, König Lear, auch das sächsische Wortmaterial am meisten bevorzugt. Vgl. Fr. Kluge im Jahrb. d. deutsch. Shakespearegesellsch. 1893 S. 10.

zutage, alles Ungleichartige den Gesetzen der heimischen Rede anzupassen. Jakob Grimm sagt im Vorwort zu seinem deutschen Wörterbuche nicht ohne Grund: 'Alle Sprachen haben, solange sie gesund sind, einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten, und wo sein Eindringen erfolgte, es wieder auszustoßen, wenigstens mit den heimischen Elementen auszugleichen. Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es so lange darin umgetrieben, bis es ihre Farben annimmt und seiner fremden Art zum Trotz wie ein heimisches aussieht.' Wenn man im Wortschatz der deutschen Sprache alle mit dem Buchstaben k beginnenden Ausdrücke durchmustert und die von vornherein ausscheidet, die an Endung und Betonung sofort als ausländische Ware erkennbar sind (Katarrh, Katalog, Kastell, Kastanie u. a.) oder sich als junge, lautnachahmende Bildungen erweisen (knarren, knirschen, knattern u. a.), so bleiben 250 alte Stämme übrig, die zwar sämtlich echt deutsches Gepräge haben, von denen aber nur 139 unzweifelhaft deutschen Ursprungs sind, während bei 93 die Entlehnung sicher, bei 18 sehr wahrscheinlich ist. Aber die 111 letztgenannten haben das fremde Wesen derart abgestreift, daß sie in den Augen der Uneingeweihten das Aussehen heimischer Wörter besitzen: Katze, Kirsche, Kalk, Kelch, Kreuz, Kork, Kette, Keller[1]) u. a. Ferner hat die Wissenschaft ermittelt, daß viele deutsche Wörter auf -el lateinischer Abkunft sind; aber wer sieht dies den Ausdrücken Tafel, Dattel, Bibel, Stiefel, Flegel, Makel, Fenchel, Gurgel, Pinsel, Esel, Fabel,

---

1) Zu einem ähnlichen Ergebnisse gelangen wir, wenn wir die mit p beginnenden deutschen Wörter prüfen. Von den in Kluges Etymologischem Wörterbuche verzeichneten 194 Stämmen sind etwa 34 deutscher Herkunft, darunter 14 lautnachbildende Formen (wie plappern, poltern, pochen, plärren), bei weitern 12 ist Entlehnung zu vermuten, die übrigen 134 sind mit Sicherheit vom Auslande übernommen. Doch lassen nur 32 davon an Betonung und Aussehen (Pallisade, Pedant) auf den ersten Blick fremdes Gepräge erkennen, während sich die übrigen 102, darunter alle mit pf beginnenden (Pfahl, Pflaster, Pfeil, Pfründe u. a.), wie echt deutsche ausnehmen.

Titel, Fackel u. s. w. noch an? Haben sie nicht das fremde Kleid vollständig abgelegt?

Man vergleiche außerdem Teppich und Tapete, Meister und Magister, Münzen und Moneten, Elfenbein (Elefantenbein) und Elefant, Spittel und Spital (Hospital), Brief und Breve, Trumpf und Triumph, Kerker und Karzer, Dorsch und Thyrsus, Silbe und syllabisch[1]) oder die Ortsnamen Kassel und Kappel mit Kastell und Kapelle, und man wird erkennen, in wie verschiedener Weise das Volk und die höhern Stände bei der Übernahme eines und desselben Fremdworts verfahren sind. Das Volk bleibt in sprachlichen Dingen immer kindlich, es steht den Fremdwörtern jetzt noch genau so harmlos gegenüber wie vor tausend Jahren, es gibt ihnen deutschen Ton[2]), deutsche Endung und deutsche Laute; die Gelehrten dagegen suchen möglichst das fremde Aussehen zu bewahren, 'außer dem Fleische des genossenen Apfels lassen sie sich auch den Griebs dazu wohl schmecken' (Grimm). Volkstümlich gebildet ist Franze, Franzmann, Franzbranntwein, Franzbrötchen, nicht Franzose (= Français), bei dem die Endung (-ais) mit übernommen ist; volkstümlich ferner prüfen, ordnen, dichten, nicht probieren, ordinieren, diktieren, die wir gelehrter Entlehnung verdanken. Ist dort die fremde Endung (lat. -are, -ere, -ire, frz. -er, -oir, -ir) durch die deutsche -en ersetzt worden, so hat man hier die ausländische Form mit Haut und Haar verschlungen. Bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts sind in der deutschen Sprache nur ganz wenige Zeitwörter auf -ieren vorhanden, doch weist schon J. Grimm aus der mhd. Zeit 160 nach; seitdem ist ihre Zahl unabläßig gewachsen, so daß sie jetzt 'von den Regierenden oben bis zu den buchstabierenden und liniierenden Schülern hinab wie Schlingkraut den ebnen Boden unserer Rede überziehen'. So verzeichnet Dunger in seiner Schrift über die Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter nahezu 800; viel mehr aber sind unter den etwa 70000 aus-

1) Vgl. auch Orgel, Muschel, Pacht neben Organ, Muskel und Pakt.
2) Vgl. cellárium: Kéller, flagéllum: Flégel, consólida: Günsel.

ländischen Gebilden enthalten, die das Heysesche Fremdwörterbuch bietet.

142. Wie ganz anders verfährt das Volk mit solchen Fremdlingen! Weil es die Laute und Silben nicht für unantastbares Gut hält, so modelt es diese nach seinem Munde, bis sie ihm bequem liegen, ja es sucht ihnen sogar oft durch Umdeutung (Volksetymologie)[1]) einen gewissen Sinn abzugewinnen. Aus Tuch von Cambrai macht es Kammertuch, aus Stoff von Arras Rasch, aus Lombard(ische) Nüsse Lambertsnüsse, aus valise Felleisen, aus planchette Blankscheit, aus agrimonia Ackermennig oder Ackermännchen, aus abrotonum Eberraute, aus foenum Graecum Feingretchen; Liebstöckel hieß ursprünglich levisticum, Abseite absis, Abzucht aquaeductus, und wenn das Volk noch jetzt renovieren, massakrieren, absolvieren, radikal, famos, Gouvernante, Rouleau, gastrisches Fieber in reineführen, mordsakrieren, achselführen, rattenkahl (ratzenkahl), vermoost, Jungfernante, Rollo, garstiges Fieber umgestaltet, so stellt es sich auf den entgegengesetzten Standpunkt wie die Gelehrten, die in übertriebener Peinlichkeit jedes Wort nach der Art der Nation, von der es stammt, aussprechen und behandeln zu müssen glauben.[2]) So zeigt also das Volk in seiner Sprache weniger weltbürgerliche Neigungen, aber mehr Vaterlandsliebe und Sinn für Sprachreinheit, mehr Streben nach Wahrheit und Rücksicht auf den Nächsten als die Stände, denen ihre tiefere Geistesbildung auch hierin höhere Einsicht verleihen sollte.

---

1) Vgl. K. G. Andresen, Deutsche Volksetymologie. 6. Aufl. Leipzig 1899 und meine Abhandlung zur Charakteristik der Volksetymologie in der Zeitschr. f. Völkerpsych. und Sprachwissensch. Bd. XII, S. 203 ff.

2) Durch den Einfluß der Fremdwörter ist wohl auch die undeutsche Betonungsweise von Hermelin (vgl. Turmalin, Anilin), Walküre (vgl. frz. -ure) u. a. zu erklären, während der vom sonstigen Brauche abweichende Akzent in lebendig, allmächtig, leibhaftig, Forelle und Holunder anders zu deuten ist. Vgl. Lyons Zeitschrift VI, S. 642, VII, S. 91 und VIII, S. 762.

Viele der Wörter erblühn von neuem,
die schon gesunken;
Die jetzt in Ansehn stehn, sie sinken,
wenn's der Gebrauch will.
Horaz, über d. Dichtkunst V. 70f.

10. Heimische Wörter.[1])

143. Der Wortschatz einer Sprache hält nach Umfang und Inhalt mit der Bildung des entsprechenden Volkes gleichen Schritt. Je mehr sich dieses geistig vervollkommnet und seinen Gesichtskreis erweitert, um so reichhaltiger und bedeutungsvoller wird auch der Vorrat an Bezeichnungen, mit denen es die Summe

1) Vgl. J. u. W. Grimm, Wörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig 1854ff.; E. G. Graff, Ahd. Sprachschatz. Berlin 1834ff.; M. Lexer, Mhd. Wörterbuch. Leipzig 1872ff.; Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 6. Aufl. Straßburg 1899; K. Weigand, Deutsches Wörterbuch. 4. Aufl. Gießen 1881; M. Heyne, Wörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig 1889ff.; H. Paul, Deutsches Wörterbuch. Halle 1896; J. A. Eberhard, Synonym. Handwörterb. d. deutsch. Spr. 15. Aufl. Leipzig 1896; E. Wilke, Deutsche Wortkunde. 2. Aufl. Leipzig 1899; K. Schiller und A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch 6 Bände. Bremen 1875ff.; J. Andr. Schmeller, Bayrisches Wörterbuch. 2. Aufl. München 1872ff.; Staub und Tobler, Schweizerisches Idiotikon. Frauenfeld 1881ff.; E. Martin und H. Lienhart, Wörterbuch d. elsäss. Mundarten. Straßburg 1897ff.; G. Gödel, Etymol. Wörterb. d. d. Seemannsspr. Kiel 1903; Reling und Bohnhorst, Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen. 3. Aufl. Gotha 1898; E. Björkmann, Die Pflanzennamen d. ahd. Glossen, Kluges Zeitschr. f. d. Wortf. II, S. 202; H. Palander, Die ahd. Tiernamen. Darmstadt 1899; W. Meigen, Die deutschen Pflanzennamen. Berlin 1898; Fr. Kluge, Rotwelsch, Quellenbuch u. Wortschatz der Gaunersprache. Straßburg 1901; Derselbe, Deutsche Studentensprache. Straßburg 1895; E. v. Dombrowski, Die deutsche Weidmannssprache. Neudamm 1897; H. Klenz, Die deutsche Druckersprache. Straßburg 1900; P. Horn, Die deutsche Soldatensprache. Straßburg 1900; Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch. München 1899; R. M. Meyer, Wesen u. Entstehung künstlicher Sprachen, Indogerm. Forsch. XII, S. 1ff.; P. Abel, Veraltende Bestandteile des mhd. Wortschatzes. Erlanger Dissert. 1903.

seiner Begriffe und Vorstellungen zum Ausdruck bringt. Der Wortbestand, über den die alten Indogermanen verfügten, war gegenüber dem des Mittelalters oder gar der Neuzeit nicht sehr groß, zumal auf geistigem Gebiete. Wohl vermochte man für die hauptsächlichsten Gefühle, die das Herz bewegten, für Zorn und Neid, Furcht und Mut, Liebe und Haß, Namen zu finden; aber wie gering ist sonst bei den nur wenig von der Kultur beleckten Menschen die Zahl der abgezogenen Begriffe und vollends der Gattungsbezeichnungen! Doch für die mangelhafte Ausbildung höherer, geistiger Begriffe wird man bei ihnen entschädigt durch reiche Mannigfaltigkeit auf dem beschränkten Raume der Vorstellungswelt. Denn die Sprachen unentwickelter Volksstämme haben meist eine größere Zahl verschiedener Ausdrücke für Gegenstände, mit denen sie sich oft abgeben, und für die Verrichtungen des täglichen Lebens, um die mannigfachen Arten zu bezeichnen, auf die diese vorgenommen werden. K. v. d. Steinen erzählt[1]) von der Sprache eines brasilianischen Stammes, ihre eigentliche Armut bestehe in dem Mangel an übergeordneten Begriffen. Jede Papageien- und jede Palmenart hätten ihre besondern Namen, aber ein Gattungsbegriff für Papagei und Palme sei nicht vorhanden; ähnlich liegt die Sache bei andern Naturvölkern. So besitzen die Lappländer 30 Wörter für Renntier[2]) und die Madagassen gar 20 für das Wachsen von Ochsenhörnern.[3]) So gibt es ferner in manchen Sprachen sehr viele Ausdrücke für gehen, in andern wieder zahlreiche verschiedene Wörter in der Bedeutung schlagen, je nachdem der Schlag mit der flachen Hand oder mit dem Stocke, derb oder schwach, von vorn oder hinten versetzt wird, Unterschiede, die eine vorgeschrittene Kultur als unwesentlich und wertlos fallen läßt.[4])

1) Unter den Naturvölkern Mittelbrasiliens. Berlin 1894 S. 81.
2) Vgl. P. Fischer, Stettiner Programm 1893 S. 10.
3) Vgl. B. Männel, Über Abstraktion. Jenaer Dissert. 1890 S. 42.
4) 'Dieser in freier Luft lebenden Hirten Auge sieht weiter, ihr Ohr hört schärfer, wie sollte nicht auch ihre Rede sinnliche Anschauung und Fülle gewonnen haben?' (J. Grimm.)

Aber auch die Sprachen höher gesitteter Völker bilden für Gegenstände, mit denen sich diese häufig oder gern beschäftigen, immer neue Namen, ein Zeichen, daß man ihnen bei wiederholter Betrachtung stets neue Seiten abzugewinnen weiß. Humboldt hebt in seinen Ansichten der Natur hervor, daß die Araber über zwanzig Bezeichnungen für die Steppe und Wüste haben und daß in der altkastilischen Sprache viele Ausdrücke für die Gestalt der Gebirgsmassen vorhanden sind; Misteli[1]) betont, daß im Sanskrit Begriffe wie Leib, Auge, Feuer, Wasser u. s. w. durch sechs bis zehn Wörter wiedergegeben werden, daß Homer für Speer und Schild je sechs Namen zur Verfügung hat und das Neupersische Firdusis für Kampf, Schlacht, Krieg acht Bezeichnungen aufweist. Und ist nicht die Tatsache, daß im Mhd. über sechzig Benennungen für das Roß zu finden sind[2]), ein Beweis für die besondere Vorliebe, die man in der Zeit der ritterlichen Übungen diesem edelsten aller Tiere entgegenbrachte? Oder spricht nicht der Umstand, daß Hermann Schrader 500 Redensarten und Bilder auf dem Gebiete des Trinkens in unserer Sprache hat sammeln können[3]), zur Genüge aus, wie sehr unserem Volke diese Neigung in Fleisch und Blut übergegangen ist?

144. Nicht selten kommt es bei der Wortschöpfung, d. h. der Ausprägung von mehr oder weniger Wörtern für einen Begriff, darauf an, ob der in den Gesichtskreis des Menschen tretende Gegenstand besonders hervorstechende Eigenschaften hat. Je schneller und bestimmter er sich dem unbefangenen Beobachter aufdrängt, je stärker diesem gewissen Merkmale ins Bewußtsein treten, um so mehr ist die Möglichkeit gegeben, daß er in größern Gebieten nach denselben Gesichtspunkten benannt wird und daß sich sein Name auch längere Zeit behauptet, ohne von andern etwa neu geschaffenen verdrängt zu werden. Daher haben sich

1) Vgl. Allg. Schweizer Zeitung. Basel 1896 Nr. 11.

2) Genaueres bei M. Jähns, Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glaube und Geschichte der Deutschen. Leipzig 1872.

3) H. Schrader, Das Trinken in mehr als 500 Gleichnissen und Redensarten. Berlin 1890.

die Bezeichnungen für Sonne und Mond, Himmel und Erde, Blitz und Donner, Feuer und Wasser, für die Haustiere und die großen Bewohner des germanischen Urwaldes, wie Wolf und Bär, für die hauptsächlichsten Bäume unseres Vaterlandes und die ältesten Getreidearten meist von grauer Vorzeit bis zur Gegenwart erhalten und sind fast überall in deutschen Landen durchgedrungen[1]; dagegen haben andere, weniger stark hervortretende Erscheinungen der Sinnenwelt in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes eine reiche Zahl der mannigfaltigsten Namen bekommen, weil die eine Landschaft diesen Zug für den bedeutsamsten hielt, die andere jenen. Für bescheidene Pflänzchen und Kräuter, für Blumen der Wiese und Sträucher des Waldes, für die kleinen Käfer und Würmer haben die Mundarten eine Menge abweichender Benennungen, jeder Volksstamm zeigt hier seine Besonderheiten. Für Löwenzahn gibt es über 130, für Wachholder über 140 deutsche Volksausdrücke, Anemone und Ranunkel, Primel und Herbstzeitlose weisen über ein halbes Hundert verschiedener Namen auf; Schmetterling, Libelle, Maikäfer, Apfelgriebs, Schaukel mehrere Dutzend; die Wiese heißt auch Matte, Aue, Anger, der Schornstein auch Esse, Schlot, Kamin; die Sahne auch Rahm, Schmant, Schmetten, Oberes, dem ndd. Krug entspricht westmd. Schenke, ostmd. Kretscham, obd. Wirtshaus. Aber auch sonst fehlt es nicht an Abweichungen mancher Art. So legte man bei der Bezeichnung der Gewerbetreibenden das Hauptgewicht bald auf diesen, bald auf jenen Punkt. Dem Norddeutschen erschien der Tisch, dem Süddeutschen der Schrein wichtiger, als es galt,

1) Kluge, Beiheft d. Sprachv. VI, S. 6 sagt: 'Fest und sicher lebten im Deutschen von jeher Worte wie Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester, Auge und Ohr oder Stoffworte wie Hut und Schuh, Fisch und Fleisch, Silber und Gold, Milch und Ei, Essig und Salz.' — Gattungsnamen (Gans, Ente, Taube) weisen im Gegensatz zu den Artenbezeichnungen in der Regel nur einen Namen auf. Auch was aus der Fremde eingeführt ist, geht meist mit einem und demselben Namen durch ganz Deutschland, z. B. haben Gegenstände wie Esel, Maultier, Pfau, Rose in den Mundarten keine andere Bezeichnung; nur wenige wie die Kartoffel machen eine Ausnahme.

einen Ausdruck für den Mann zu finden, der das Hausgerät herstellt (Tischler, Schreiner).[1]) Daher haben wir nebeneinander den Töpfer und Hafner, Böttcher und Scheffler, Schlachter, Fleischer, Selcher und Metzger, daher heißt der norddeutsche Klempner (von klamben, verklammern) in der Wetterau Blechner oder Blechschmied, in Schwaben Flaschner, in der Schweiz Stürzner und in Bayern Spengler.

Die größte Abweichung zeigt die Sprache bei den Ausdrücken der Kindheit, z. B. der Jugendspiele. Überhaupt kann man sagen: Je ferner ein Begriff den Großmächten des gesellschaftlichen Lebens, dem Handel und Verkehr, liegt, um so mehr wird er sinnverwandte Bezeichnungen in den einzelnen Landschaften aufweisen. Weil nun das deutsche Volk gleich dem griechischen besondere Neigung hat, landschaftliche Unterschiede auszuprägen, und die Stämme von jeher ihre Stammeseigentümlichkeiten sorgfältig gehütet haben, so ist gerade in unserem Lande die mundartliche Schöpfung außerordentlich ergiebig gewesen. Daraus erklärt sich auch nicht zum kleinsten Teil der gewaltige Umfang, den der Wortschatz unserer Sprache angenommen hat. Das Französische besitzt nach der höchsten Schätzung 110000, das Englische nicht über 120000 Wörter, dagegen hat man ausgerechnet[2]), daß im Grimmschen Wörterbuche nach seiner Vollendung nicht weniger als eine halbe Million verschiedener Ausdrücke enthalten sein werden. Und dabei sind die Eigennamen noch gar nicht mitgerechnet.[3])

---

1) O. Peschel, Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde. Leipzig 1878. S. 366 ff. und A. Sachs, Die deutsche Heimat. Halle 1885. S. 575 ff.

2) Lucä, Preuß. Jahrbücher XXXI, S. 523 ff. Lecoultre a. a. O. S. 23.

3) Wie schöpferisch sich auch hierin die deutsche Sprache zeigt, ist staunenerregend. Sagt doch A. Fick in seinem Buche über die griechischen Personennamen: 'Das germanische Namenssystem ist am mächtigsten entwickelt und mit der feinsten Systematik durchgeführt; man könnte vermöge einer erschöpfenden Durchführung der germanischen Namenbildungsgesetze eine derartige Masse deutscher Namen erzeugen, daß noch heutzutage jeder der 50 Millionen Deutschen mit einem eignen Namen bekleidet werden könnte, wie denn die gesamte romanische Welt sich noch heute in die Fetzen des altgermanischen Namensprachtgewandes kleidet.'

145. Diese Unmasse von Wörtern gehört selbstverständlich ihrer Entstehung nach nicht einem Zeitabschnitte an; sie sind das Erzeugnis einer Reihe von Jahrhunderten deutscher Geistesarbeit und deutschen Lebens. Nur selten können wir das Jahr ihrer Geburt angeben, wie z. B. bei Gemeinplatz, das Wieland 1770 nach dem Vorbilde des englischen common place aufgebracht, bei Volkslied, das Herder 1778 geschaffen, und bei Liedertafel, das Zelter in Berlin 1808 zur Bezeichnung eines 'gesanglichen Tischvereins' mit Anspielung auf die Tafelrunde des Königs Artus erfunden hat. Viele von den Neubildungen sind in die Schriftsprache übergegangen,[1]) die meisten Eigentum der Mundarten geblieben. Aber die Grenze zwischen diesen beiden Gebieten hat immer geschwankt. Schriftsteller und Dichter geben durch die Macht ihrer Persönlichkeit und ihrer Werke nicht selten verachteten Wörtern der Heimat das Bürgerrecht in der vornehmen Schriftsprache. 'Von idiomatischen Elementen hat der kluge und feingebildete Wieland oft für seinen Wortschatz Gebrauch gemacht, dem er manches gut schwäbische Korn beimischte, das dann allgemein in Umlauf kam; durch Lessings klassisches Deutsch geht eine starke Oberlausitzer Ader hindurch, Goethe hat den Frankfurter und Weimaraner, Schiller den Schwaben oft auf das Blatt sehen lassen, wenn sie schrieben. Das Volkstümliche ist überhaupt für uns Deutsche ein Jung- und Quickbrunnen. Das erkannten Hamann und Herder, das lernte Goethe von ihnen, das ist das Wahrste in den Lehren der Romantiker, und daraus gingen die Arbeiten der Gebrüder Grimm hervor.'[2]) Von 'büster' sagt noch Adelung († 1806) in seinem Wörterbuche, es werde nur in den gemeinen Mundarten, besonders Ober- und Niedersachsens gebraucht und sei der edleren und höheren Schreibart unwürdig. Ähnlich urteilt

---

1) Neugebildet sind von Goethe Kleinleben und Übermensch, von Tieck Waldeinsamkeit, von Jean Paul Krähwinkel, von Wieland Königtum (1792 für royauté).

2) Weinhold, Preußische Jahrbücher 1893, S. 405. Dazu E. Schmidt, Lessing II, S. 698 ff.; vgl. auch O. Hoffmann, Der Wortschatz des jungen Herder, Programm des Köllnischen Gymnasiums in Berlin 1895.

er über 'dröhnen'; auch 'dreist' läßt er nur mit gewissen Einschränkungen zu. Und jetzt sind diese niederdeutschen Wörter vollständig in der Schriftsprache eingebürgert. In Holland sind heimatsberechtigt Kladde, Flagge, Süden, Deut, Niete (nichts) und schmuggeln (= sich schmiegen), in Niederdeutschland stottern (anstoßen), kneipen (hd. kneifen), Klippschule, Kropzeug. Luther hat vom Ostmitteldeutschen übernommen Otter (obd. Natter), Hügel (mhd. bühel), haschen (fangen), täuschen (mhd. betriegen); aus der Schweiz stammen anheimeln, entsprechen, staunen, tagen, aus Tirol Sommerfrische und Bergfex, aus anderen Gebieten Österreichs Gigerl (mhd. giege, Narr) und Ländler (von Landl: Österreich ob der Enns). Der Studentensprache gehören ursprünglich Gassenhauer, Fuchs, Philister an, der Gaunersprache Stromer, Gauner, foppen, keilen, mogeln.

Umgekehrt schwinden auch aus der Schriftsprache wieder Bezeichnungen, die in dieser oder jener Mundart noch weiter leben. Selbst der kräftigste Baum stößt, wenn er neue Sprößlinge treibt, nach und nach die alten ab. Ein so gewaltiger Geist wie Shakespeare verfügt in seinen Werken über etwa 20000 Wörter, Milton nur über 8000; in Homers Ilias und Odyssee finden wir ungefähr 9000, im Alten Testament 5800, im Neuen 4800.[1]) Der Durchschnittsmensch kommt mit einer weit geringeren Zahl aus. Wer sich einen Begriff davon machen will, welche Verluste der Wortschatz der nhd. Sprache in den letzten Jahrhunderten erlitten hat, braucht nur einmal Luthers Bibelübersetzung oder Jüttings Biblisches Wörterbuch durchzublättern. Von den darin begegnenden Ausdrücken sind unserer Schriftsprache jetzt z. B. Scheuel (etwas Unreines), Ströter (= mhd. strûtaere, Straßenräuber), Söcker (ein Siecher), Hümpler (Stümper), pfetzen (einritzen), verheften (durch Wort und Handschlag verbindlich machen) gänzlich abhanden gekommen, andere bestehen nur noch in etwas veränderter Form weiter, z. B. haderhaftig = hadersüchtig, kleinern = verkleinern, schuldigen = beschuldigen, zärteln = verzärteln, überjährt = verjährt, verstürzt = bestürzt.

1) Vgl. Jahrb. d. Shakespearegesellsch. 1893 S. 6.

146. Die Gründe, warum ein Wort allmählich aus dem Verkehr schwindet, sind oft schwer zu erkennen. Am einfachsten liegen die Verhältnisse, wenn die damit bezeichneten Gegenstände, Einrichtungen usw. nicht mehr bestehen; ihr Schwinden hat den Verlust der Wörter nach sich gezogen. Sonst scheint oft der lautliche Zusammenfall mit anderen Ausdrücken und die Möglichkeit der Verwechselung den Untergang des einen gefördert zu haben. Durstig = kühn von mhd. turren, wagen ist vielleicht dem gleichklingenden, von Durst abgeleiteten Worte gewichen; in diesem Falle hätte also deutsche Kühnheit dem deutschen Durste das Feld geräumt; Bär (ursus) hat wohl Bär, Schlag (von mhd. bern, schlagen) und Bär, Zuchteber (mhd. bêr) zurückgedrängt. So ist auch möglicherweise Klinge (= Bach, z. B. in Klingental) vor der Messerklinge und Drossel (= Kehle, z. B. in erdrosseln und König Drosselbart) vor dem Namen des Vogels, Bruch (= Beinkleid) vor Bruch (= Gebrochenes oder Sumpfland) aus dem Schriftgebrauche geschwunden. Möglicherweise! Denn es kann nicht geleugnet werden, daß noch jetzt gar manche gleichklingenden Wörter verschiedener Abstammung und Bedeutung nebeneinander bestehen, wie Reif (auf der Wiese und am Finger), Mark (als Geldstück und als Grenze), Kiel (Schiffs- und Federkiel), mehrfach nur für das Auge durch die Schrift geschieden, wie Lied und Lid, Weise und Waise, oder durch das Geschlecht auseinandergehalten, wie Kiefer (der und die), Heide (der und die), Marsch (der und die), Reis (der und das), Tau (der und das); mitunter hat man die Verwechselung dadurch verhütet, daß man das eine Wort nur in der Zusammensetzung verwendete, wie Schar (Menge) und Pflugschar, Schlag (Hieb) und Menschenschlag, Nuß und Kopfnuß, Otter (Natter) und Fischotter, Garbe des Getreides und Schafgarbe, Lattich (lactuca) und Huflattich (lapathum) oder in der Mehrheit gebrauchte, wie Schläfe neben Schlaf (beide = mhd. slâf).

Andere Ausdrücke sind beiseite geschoben worden, weil sie einer verfeinerten Zeit sittlich anstößig erschienen. Bei den meisten aber trägt bloß der nach und nach entstandene Wort-

Überfluß die Schuld. Denn da die Sprache jeder Verschwendung abgeneigt ist, sucht sie sich allmählich alles Entbehrlichen zu entledigen und Ausdrücke gleicher Bedeutung auf das niedrigste Maß zu beschränken. Mit dem Aufkommen neuer schwinden alte aus dem Gebrauche.[1]) So sind michel (Michelnburg: Mecklenburg) und lützel (Lützelburg: Luxemburg) zugunsten von groß und klein, quirn (in Kirnbach) und gouch zugunsten von Mühle und Kuckuck vom Schauplatz abgetreten. Nur in erstarrter Form fristen verschiedene noch ein Scheindasein. So haben sich in Ableitungen erhalten ahd. widamo, Mitgift, mhd. widem, Leibgedinge in dem Zeitwort widmen; mhd. munt, agſ. mund, Hand, Schutz in Mündel (vgl. mundtot); mhd. tuht, Tugend in tüchtig; ahd. tangol, Hammer in dengeln, hämmern; mhd. hurt, Anprall, Stoß in hurtig; mhd. bendec, festgebunden in bändigen (vgl. unbändig); mhd. lûtbaere, lautbar in verlautbaren; mhd. boln, werfen in Böller; älter nhd. Brame, Rand in verbrämen; rechtfertig in rechtfertigen, fahen in fähig u. a.; ferner in stehenden, fest zusammengewachsenen Redensarten mhd. genge, was gehen kann, und mhd. gaebe, annehmbar in 'gäng und gäbe' (ursprünglich von umlaufender Münze), mhd. mâge, Verwandter in 'Mann und Mage', mhd. kegel, uneheliches Kind in 'Kind und Kegel' (dasselbe gilt von 'Saus und Braus', 'zu Nutz und Frommen', 'kein Hehl daraus machen', 'wie er leibt und lebt' und 'sich nicht lumpen lassen'); sodann in den zu Eigenschaftswörtern gewordenen Mittelformen abgefeimt (von abfeimen = abschäumen) und aufgedunsen (von aufdinsen); hauptsächlich aber in Zusammensetzungen: Aus Unflat erschließen wir ein altes flât, Schönheit (vgl. oberd. flähen, waschen), aus Mahlstatt mahal, Gericht, aus zermalmen malm, Sand (vgl. Nordermalm und Södermalm in Stockholm), aus Honigseim mhd. seim. Karfreitag enthält ahd. kara, Klage (= engl. care), Singrün und Sinau (= Sintau, Immertau)

1) Lehrreich sind die Erörterungen K. Burdachs über das Schicksal der Studentenausdrücke, die vor 100 Jahren in Halle üblich gewesen sind. Vgl. die Schrift: Studentensprache und Studentenlieder in Halle vor 100 Jahren. Halle 1894. S. XII.

ein altes sin, immer (vgl. got. sinteins, täglich, lat. sem-per und Sündflut = sinvluot), fünfzig im zweiten Teile das got. Hauptwort tigus, Zehnzahl. In Weihnachten (mhd. zën wîhen nahten) und Weihrauch (mhd. wîchrouch) steckt das Eigenschaftswort weih, heilig, in blutrünstig mhd. runsec von runs, Wasserlauf, in Meineid mein, falsch, in Wahnwitz und Wahnsinn got. wans, leer, fehlend, in Bärlapp ahd. lappo, flache Hand, Tatze, in Schlaraffe mhd. slûr, Faulenzer, in Amboß (mhd. anebôz) mhd. bôzen, schlagen, in Bachbunge und Bingelkraut mhd. bunge, ahd. bungo, Knolle. Firnewein ist vorjähriger Wein, Fronleichnamsfest das Fest des Leichnams des Herrn (frô). In volkstümlicher Umgestaltung leben fort molt, Staub, Erde in Maulwurf (Moltwurf), diech, Oberschenkel in Dickbein, kar, Topf (got. kas) in Bienenkorb (mhd. binenkar)[1]), râm, Ziel, Streben in anberaumen, leichen, tanzen, hüpfen in Wetterleuchten = mhd. wëterleich[2]), mhd. hei, gehei, Hitze, Brand, ahd. hei, brennend in Höhenrauch (= Heirauch, Brandrauch) u. a.

147. Am lehrreichsten sind die Eigennamen; sie bilden für den in die Geheimnisse der Sprache Eingeweihten eine wahre Fundgrube. Was die bergende Hülle der Erde für den Altertumsforscher, das sind die Orts- und Personennamen für den Sprachforscher. Der im Siebengebirge gelegene Ort Heisterbach hat uns ein Wort erhalten, das wohl noch in den romanischen Sprachen als deutsches Lehngut fortlebt (frz. le hêtre), aber bei uns aus der Schriftsprache geschwunden ist (Heister, Buche), in Donnershaugk und Arnshaugk gewahren wir das mit Hügel verwandte mhd. houc, -ges, Hügel, in Donaustauf und Hohen-

1) Mundartlich lebt dieses Wort noch im Süden (= Pfanne), auch übertragen auf eine Erscheinung des Hochgebirgs (z. B. Gamskar). Vgl. auch O. Behaghel, Sprachliche Versteinerungen, in Westermanns Monatsheften 1900, S. 817ff.

2) Wer sagt noch wie Luther 'das Gewissen beißt mich' (Hiob 27, 6) und 'ich büße die Lücken' (Neh. 4, 7), oder wer redet noch vom Atemziehen, Leichenbegehen, Buchhalten, Schriftstellen? Aber die Hauptwörter Gewissensbisse, Lückenbüßer, Atemzug, Leichenbegängnis, Buchhalter. Schriftsteller lassen erkennen, daß dies früher geläufige Wendungen warer

staufen mhd. stouf, hochragender Fels, in dem hohen Venn und der Finne ahd. fenna, mhd. venne, Sumpfhöhe, Sumpf (= engl. fen; vgl. Venloo: Sumpfwald, Finnland: Sumpfland). Der Vorname Reinhard (der im Rate Starke) enthält got. ragin, Rat; Hubert (der Geistesglänzende) mhd. huge, Geist und bërht, glänzend; Alfons (ahd. Adalfuns) ahd. funs, bereit; Rudolf (Ruhmwolf) und Roderich (Ruhmreich) ahd. hruod, ruod, Ruhm; Erwin (Ehrenfreund) mhd. wine, Freund; Sigmar (Siegberühmt) ahd. mâri, berühmt; Anselm = Anshelm (Gotteshelm) ans = an. âs, agſ. ôs, Gott (vgl. Oskar = Ansgar, Gottesger, Gottesspeer). Auch die jetzigen Familiennamen bergen manch kostbaren Stein aus der Krone der alten deutschen Sprache, z. B. Wedekind und Wittekind witu, Holz (= engl. wood; vgl. Wiedehopf, Holzhüpfer), Leidecker (Schieferdecker) lei, Stein, Schiefer, Lämmerzahl zagel, Schwanz, Leuchsenring liuhse, Wagenleiste.

148. Andere gut deutsche Wörter leben nur noch in den romanischen Sprachen fort, in die sie während oder nach der Völkerwanderung unter dem Hochdruck germanischen Einflusses eingedrungen sind. Besonders gilt dies von den Bezeichnungen des Staatslebens und Waffenhandwerks, des Handels und Verkehrs, See- und Münzwesens, aber auch von den Erzeugnissen und Gewächsen des Nordens. Französisch guerre ist aus ahd. wërra, Streit[1]) entlehnt worden, brèche geht zurück auf ahd. brëhha und ist erst neuerdings wieder als 'Bresche' zu uns zurückgekommen, bride, Zügel, stammt von dem gleichbedeutenden ahd. brîdil ab, bivouac ist aus schweiz. bîwaht, Scharwache, entstanden; it. mondualdo führt auf ein deutsches Mundwalt, tovaglia, Serviette auf ahd. dwahila, mhd. twehele von twahen, waschen. u. a. Manche Wörter haben im Auslande wenigstens noch die ältere Bedeutung bewahrt, so im Französischen das aus ahd. geil, lustig entlehnte, mit fremder Endung weiter gebildete gaillard, fröhlich und garnir, ausrüsten (ahd. warnôn, versehen), im Italienischen guardare, achtgeben (ahd.

---

1) Vgl. engl. war, Krieg und nhd. Wirren.

wartên, -ôn, spähen; vgl. die Warte) und loggia, Galerie (ahd. louba, nhd. Laube).

Sind diese Wörter durch Angleichung an das fremde Sprachgut ihres deutschen Gepräges verlustig gegangen, so hat man andererseits deutsch gebliebene, die bereits aus dem Gebrauche geschwunden waren, wieder aus dem Schrifttum früherer Zeit hervorgeholt und in die Schriftsprache aufgenommen. 'Wir freuen uns eines verschollenen, ausgegrabenen deutschen Wortes mehr als des fremden, weil wir es unserem Lande wieder aneignen können', sagt Jakob Grimm[1]), und in diesem Sinne haben vor ihm und nach ihm Freunde des Deutschtums gehandelt. Lessing gab uns den Degen des Nibelungenliedes zurück, Wieland den Recken, Klopstock das Wort Hain, Goethe Glast, Gleim und Bürger Aar, Rückert Sehr (Schmerz), Voß hasten, G. Freytag in seinen Ahnen Brautlauf, Königsfrieden, schwertgrimm, andere: Hüne, Ahne, Mark (Grenze), Sucht, Eiland, Märe, Fehde, Blachfeld, behagen, anheben, frommen usf.[2]) Neben diesen vorwiegend zu poetischem Gebrauche übernommenen Ausdrücken gibt es eine große Zahl im Volksmund üblich gewordener, die aus Luthers Bibel stammen und durch deren Einfluß zu neuem Leben erweckt worden sind. Mehr in der Schule als durch das Leben erlernt das Kind die Ausdrücke Schalksknecht, Scherflein, Silberling und die Wendungen bitterlich weinen oder mit fremdem Kalbe pflügen. Durch Bibellesen und Bibelauslegung sind auch Jammertal, Mördergrube, Sündenbock, Zähneklappen, himmelschreiend, wunderlicher Hei-

1) Vgl. auch J. Paul, Fragment über die deutsche Sprache, § 83 der Vorschule: 'Wollte man die bedeckten Goldschächte altdeutscher Sprachschätze wieder öffnen, so könnte man z. B. aus Fischarts Werken allein ein ganzes Wörterbuch ausheben. . . . Können wir Deutsche uns doch recht der Freiheit erfreuen, veraltete Wörter zu verjüngen!'

2) Weiteres siehe bei Karl Müller, Die Wiederbelebung alter Wörter, Beiheft d. Sprachv. II, S. 57—71; H. E. Schulzen, Mhd. Anklänge in Uhlands Gedichten. Thanner Programm 1879. E. Reichel verzeichnet in s. kleinen Gottschedwörterbuch (Berlin 1902) neben zahlreichen von Gottsched neugeschaffenen Ausdrücken gegen tausend, die dieser wieder hervorgesucht hat.

liger, seine Hände in Unschuld waschen, in Sack und Asche trauern, sein Herz ausschütten, mit seinem Pfunde wuchern, den Staub von den Füßen schütteln u. a. wieder in Umlauf gesetzt worden.[1]) Und wie diese, so gibt es noch eine große Zahl anderer Wörter, die im Schoße des Schrifttums ruhen und des Meisters harren, der sie, vom Staube der Jahrhunderte gesäubert, zu neuem Gebrauche heranziehen wird.

---

1) Vgl. F. Söhns, Die Bibel und das Volk. Lyons Zeitschrift IV, S. 9ff.; R. Büchmann, Geflügelte Worte, 21. Aufl. Berlin 1902. S. 1ff.; P. Grünberg, Biblische Redensarten. Heilbronn 1888.

Den Wörtern ist das Geschlecht zur ordnenden und verschönernden Regel geworden.

J. Grimm.

11. Geschlecht.[1])

149. 'Der Mensch ist das Maß aller Dinge', sagt Protagoras. Wie die Körperglieder[2]) für die Bestimmung der Längenverhältnisse 'maßgebend' gewesen sind und die Finger und Zehen insbesondere die Grundlage der Zehnzahlrechnung bilden, so werden auch die beiden Geschlechter des Menschen auf die Gegenstände der ihn umgebenden Natur übertragen; es geschieht dies nicht erst im Sonderleben der germanischen Sprachen, sondern schon in indogermanischer Zeit. In der Jugend der Völker zeigt sich ihre Einbildungskraft am stärksten. Wenn der Knabe einen Stab zum Reitpferd zu stempeln vermag und dadurch sinnlich belebt, wenn das Mädchen eine Puppe, die es im Arme hält, zur Gespielin macht und mit ihr spricht und scherzt, warum sollten nicht auch jugendfrische Völker den Gegenständen der Sinnenwelt, die irgendwelche Lebenskraft zeigen, beseelenden Odem einhauchen können? Und in der Tat dachten sich diese in der Unbefangenheit kindlicher Anschauung die unter Blitz und Donner dahinfahrende Wolke, die auf- und untergehenden Gestirne Sonne und Mond und die fruchtspendende, sich in jedem Frühjahr neu belebende

1) J. Grimm, Grammatik. Neuer Abdr. (1890) III, S. 307—551; Derselbe, Kleine Schriften III, S. 349 ff.; Diez, Vergleichende Gramm. der roman. Sprachen III, S. 92 ff.; V. Michels, Zum Wechsel des Nominalgeschlechts im Deutschen. Straßburg 1889; J. Blumer, Zum Geschlechtswandel der Lehn- und Fremdwörter im Hochdeutschen. Leitmeritz 1890. 1891; K. Brugmann, Das grammatische Geschlecht in den indogerman. Sprachen, Techmers Zeitschrift IV, S. 100 ff.; G. H. Müller, Das Genus der Indogermanen und seine urspr. Bedeutung. Indogerm. Forsch. VIII, S. 304 ff. A. Polzin, Geschlechtswandel d. Subst. im Deutschen, Progr. d. Andreasrealgymn. in Hildesheim 1903.

2) Vgl. Fuß, Elle neben Ellbogen, Gliedmaßen = Gliedermaß.

Erde als männliche oder weibliche Gestalten; ebenso sahen sie in dem rastlos wogenden Meere, in den munter dahineilenden Bächen und Flüssen, in den geheimnisvoll rauschenden, triebkräftigen Bäumen meist lebensvolle Wesen. Solange nun die Völker noch gemeinschaftliche Wohnsitze hatten, besaßen sie von den einzelnen Naturerscheinungen ziemlich gleiche Vorstellungen und verliehen ihnen daher auch meist nach den gleichen Grundsätzen ihr Geschlecht. Ja diese Anschauungen blieben oft über die Zeit der Völkertrennung hinaus im Leben der einzelnen Sprachen bestehen, besonders wenn die in Frage kommenden Dinge eine stark ausgeprägte Eigenart besaßen. Wie der regenspendende und erdbefruchtende Himmel in den meisten Sprachen männlich ist, so galt von jeher die befruchtete Erde als die große Nährmutter aller Geschöpfe. Das Auftreten der tobenden Winde aber ist gewöhnlich so ausgesprochen männlich, daß ihnen die indogermanischen Völker in ziemlich übereinstimmender Weise dieses Geschlecht verliehen haben. Man dachte sie sich als Riesen, die sich gleich den gewöhnlichen Menschen 'erheben' und wieder 'legen', 'gehen', 'heulen', 'an den Fenstern rütteln', ja sogar heiraten. Denn wie nach altgriechischer Anschauung dem Äolus Frau und Kinder zur Seite stehen, so verleiht die Einbildungskraft unserer Altvordern auch dem Winde eine junge Frau, die 'Windsbraut' (ahd. wintes brût, junge Frau des Windes; vgl. oberpfälz. 'die Windin').

150. Im übrigen finden wir vielfach Schwanken in der Geschlechtsbestimmung. Die Verschiedenheit der Luft, des Bodens und der Lebensweise führte zu Abweichungen in der Geistesart der Völker und damit auch in der Auffassung des Geschlechtes mancher Naturerscheinungen. So war den Griechen und Römern die Sonne (Helios, Sol) ein gar strenger Herrscher, der seine oft todbringenden Pfeile auf Menschen und Tiere sandte und die Kinder der Flur erlegte, der Mond dagegen erschien ihnen als sanfte Frau (Selene, Luna), die allen Menschen in Bedrängnis und Not beistand. Und wenn wir die Glut, die das strahlende Tagesgestirn in jenen Gegenden entfaltet, mit den milden, hellen Mondnächten des Südens vergleichen, so

finden wir leicht den Schlüssel zur richtigen Auffassung dieses sprachlichen Vorgangs. Den alten Germanen war umgekehrt die Sonne eine gütige Göttin, da sie die Blumen aus ihrem Winterschlafe erweckte und mit ihren freundlichen Strahlen die kalte Luft des Nordens erwärmte, der Mond dagegen erinnerte sie an die eisige Kälte unbewölkter Winternächte; daher hier das entgegengesetzte Geschlecht. Auch bei den Gewässern treten große Unterschiede zwischen den Völkern hervor. Den Griechen und Römern erschienen die reißenden Gebirgsbäche mit ihrer verheerenden Kraft in männlicher Stärke; man belebte sie daher mit männlichen Gottheiten, die man oft durch das Sinnbild wilder Stiere in der Kunst darstellte. Den Germanen war der ruhigere Lauf ihrer Flüsse Anlaß, sie vorzugsweise weiblich zu benennen: die Weser, Elbe, Saale, Leine, Aller, Ems, Unstrut u. a.; nur die von Haus aus keltischen oder slawischen zeigen nicht selten abweichendes Geschlecht (der Rhein, Main, Niemen, Bober). Im Gegensatz zu den Flüssen machte das Meer auf die Griechen meist den Eindruck eines sanften, weiblichen Wesens (thalassa, hals)[1], für die Römer aber war es geschlechtslos (mare, aequor, salum, altum); den beweglichen, seefahrtliebenden Hellenen, die mit ihren Schiffen das Meer nach allen Richtungen durchfurchten, war es ein freundliches, gnädiges Weib, den Söhnen Latiums aber, die nie darauf heimisch geworden sind, weil sie es als furchtbar und stürmisch fürchteten, war es ein wenig betretenes, oft unnahbares Gebiet. Rechnete doch Cato, das Muster eines Römers von echtem Schrot und Korn, unter die drei Dinge, die er vor allem bereute, den Umstand, daß er einmal eine Strecke zu Schiff zurückgelegt hatte, wo er zu Fuß wandern konnte. Ähnlich erging es unseren Altvordern, ehe sie auf dem Meere heimisch wurden. Denn es gehörte allerdings ein kühner Mut zu dem Wagnisse, zuerst den Einbaum oder die Barke durch sturmgepeitschte Fluten zu rudern. Als aber die am Gestade der Nord- und Ostsee wohnenden Stämme mit den Fortschritten des Schiffbaues in

1) Seltener war es männlich (pontos) oder sächlich (pelagos).

freundschaftlichere Beziehungen zum Meere traten, änderte sich auch ihre Ansicht über sein Geschlecht. Das Wort See ist im Gotischen, Althochdeutschen und Altsächsischen ausschließlich, im Mittelhochdeutschen überwiegend männlich, im Angelsächsischen kommen beide Geschlechter etwa gleich oft vor, während im Niederländischen und Neuhochdeutschen die dem Handel so förderliche See weiblich geworden ist.[1]) So zeigt sich also das grammatische, nach der gewöhnlichen Annahme meist durch die Endung bestimmte Geschlecht bei diesen Wörtern eigentlich als ein natürliches, auf persönlicher Auffassung der Gegenstände beruhendes. Denn die erwähnten Naturgewalten standen den Alten gleich Bildern einer zauberhaften Märchenwelt vor der Seele, so anschaulich, daß griechische Künstler sie in Marmor verkörpern konnten.

151. In ähnlicher Weise verfuhr man mit Dingen von geringerer Lebenskraft und Beweglichkeit, wie z. B. den Vertretern der Pflanzenwelt. Die Bäume wurden von den alten Griechen mit lieblichen Nymphen bevölkert und trugen auch in den Augen der Deutschen ein entschieden weibliches Gepräge; daher heißt es die Eiche, Linde, Buche, Erle, Birke, Tanne usf., und wenn die Blumen gleichfalls meist weiblich gedacht und benannt sind, so verdanken sie das vermutlich der anmutigen Gestalt, der zarten Blüte und dem süßen Dufte, womit sie die Menschen erfreuen. Selbst abgezogene Begriffe, die sich der Mensch durch nüchterne Erwägung geschaffen, konnten durch die Einbildungskraft einer kindlich unbefangenen Zeit in lebensvoller Gestalt geschaut werden, und die Dichter des Mittelalters behandelten sie in gleicher Weise, wenn sie von einer Frau kiusche, Frau zuht, Frau minne usw. redeten oder diese handelnd einführten.[2]) Mit außerordentlicher Feinheit und Zartheit der Empfindung verliehen unsere Väter den starken Trieben und Leidenschaften, die des Menschen Brust durchwogen, wie Zorn, Haß, Trotz, Neid, männliche Eigenschaft, den lieblicheren

1) Nur im Sinne eines Binnengewässers weist das Wort im Nhd. männliches Geschlecht auf (der See).

2) Vgl. G. Freytag, Bilder I, S. 518; Grimm, Mythol. II, S. 731 ff.

und sanfteren Regungen des Herzens aber, wie Freude, Liebe, Treue, Wonne, Freundschaft, weibliche. Das Wort Mut ist männlich, die Zusammensetzungen werden verschieden behandelt. Hochmut, Übermut, Freimut, Unmut, Frevelmut, Löwenmut, Wankelmut, Edelmut und andere von stärkerer Natur und Kraftäußerung haben das Geschlecht des Stammwortes bewahrt; Anmut, Sanftmut, Demut, Wehmut, Schwermut, Langmut, Großmut und andere von zarterer Beschaffenheit haben weibliche Geltung erhalten.

Wenn ferner Walther von der Vogelweide einen Herrn Stock und eine Frau Bohne und seine Zeitgenossen einen Herrn Bart vorführen oder die Einbildungskraft des Volkes jetzt Werkzeuge wie den Stiefelknecht und Türklopfer im sprachlichen Ausdruck persönlich faßt (vgl. die Wendung: Hier ist Schmalhans Küchenmeister = hier ist schmale Kost), so haben es sich die jugendkräftigen, geistig frischen Germanen in alter Zeit erst recht nicht nehmen lassen, die leblosen Gegenstände der Sinnenwelt je nach ihrem Wesen einem bestimmten Geschlechte zuzuweisen. Und während das nüchterne Handelsvolk Großbritanniens schon im 13. Jahrhundert den entzückenden Gedanken der kindlichen Urzeit aufgegeben und auf fast jede Geschlechtsunterscheidung verzichtet hat[1]), ist den sinnigeren Deutschen die lebhafte Empfindung dafür geblieben.

152. Doch keine Sprache macht alle Wörter geschlechtig.[2]) Es gibt gar manche Gegenstände, die allen Lebens bar sind und als vollständig tote Masse erscheinen, wie die Metalle (Gold, Silber, Blei); ebenso andere, bei denen weniger die eigene Lebenskraft hervortritt als die Tatsache, daß sie Erzeugnisse sind, etwas Geschaffenes, Gemachtes darstellen, so das Ei, das

1) Doch bedient sich der Engländer der Geschlechtsunterscheidung, wenn er von seinen Schiffen spricht. In Kapitän Marryats Erzählung Robinson Ready fragt der junge William: 'Warum nennt Ihr denn ein Schiff immer sie?' Darauf antwortet der alte Seemann: 'Ich glaube, es geschieht, weil ein Seemann sein Schiff lieb hat. Sein Schiff ist sein Weib heißt eine sehr gewöhnliche Redensart bei uns.'

2) Selbst die französische, die diesem Ziele nahekommt, hat beim Fürwort (tout, ce, que) ungeschlechtige Formen beibehalten.

Junge. Verwandter Art sind Ausdrücke, die durch die Ableitungssilben -lein und -chen als schwächer (aber meist lieblicher) hingestellt werden sollen als die Stammwörter (die Blume: das Blümlein, Blümchen); endlich auch die Bezeichnungen für Sammelbegriffe, die eine größere Zahl gleich gearteter Dinge zusammenfassen (das Moos, Korn, Gras, Heu, Holz, das Gebirge, Gemäuer neben dem Berg und der Mauer). Alle diese Wörter hielten unsere Vorfahren für so wenig selbstständig und lebensvoll, daß sie es vorzogen, ihnen 'keines der beiden' (neutrum) natürlichen Geschlechter zu geben, sondern sie geschlechtslos zu lassen und oft durch eine besondere Endung zu kennzeichnen.[1]) Natürlich fehlt es auch hier nicht an Abweichungen in den einzelnen Sprachen, z. B. ließen die Römer den Verkleinerungswörtern das Geschlecht des Grundwortes; das taten auch öfter die Deutschen (vgl. Ärmel: Arm, Säckel: Sack, Morchel: Möhre, Eichel: Eiche), meist aber machten sie sie gleich den Griechen ungeschlechtig.

153. Hatten wir es bisher durchweg mit Erscheinungen zu tun, bei denen die Erteilung des Geschlechts ein Ausfluß der Einbildungskraft, der vorstellenden und anschauenden Geistestätigkeit des Menschen war, so gestaltet sich die Sache wesentlich einfacher bei den Tiernamen. Hier konnte das natürliche Geschlecht zugrunde gelegt werden; und in der Tat ist das auch geschehen, soweit es sich äußerlich deutlich kennzeichnet, also namentlich mit den Haustieren und mit anderen hervorragenden Vertretern des Tierreichs. Bei jenen sind in der Regel besondere Ausdrücke für beide Geschlechter vorhanden: Ochse und Kuh, Hengst und Stute, Bock und Ziege, Eber und Sau, bei diesen wird der Name des weiblichen Tieres meist durch eine Ableitungsendung (Wolf, Wölfin, Löwe, Löwin) oder durch Zusammensetzung (Hirsch, Hirschkuh) gebildet. Aber je schwieriger es war, an äußern Merkmalen die Geschlechts-

1) Körperlich, d. h. in der Sprachform, nähert sich das sächliche Hauptwort dem männlichen (z. B. haben beide oft ähnliche Endungen), seelisch, d. h. in der Bedeutung dem weiblichen (beide bezeichnen mehr Gegenstände von geringerer Leistungsfähigkeit und Wirkungskraft). Vgl. auch Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 3. Aufl. S. 21ff.

unterschiede wahrzunehmen, um so lieber begnügte man sich mit einem Worte, dem man dann nur bei wissenschaftlichen Erörterungen noch die Ausdrücke Männchen und Weibchen hinzufügte. Größere und stärkere Tiere pflegt man männlich, kleinere und zartere weiblich zu benennen: Bär, Fuchs, Dachs, Adler, Falke, Storch, Wal, Hai, Lachs sind Maskulina, aber die niedliche Maus, die lieblichen Sängerinnen Nachtigall, Amsel, Drossel, Lerche, die schlanke Forelle und die zarte Grundel sowie die meisten Insekten Feminina. Selten macht man die Tiere ungeschlechtig; es geschieht dies z. B. bei wunderbar gestalteten wie Kamel[1]), Dromedar, Krokodil und Känguruh und bei der unheimlichen und zugleich furchtbaren Naturgewalt des als wildes Tier aufgefaßten Feuers, das ausbricht, von Haus zu Haus läuft, leckt und züngelt, um sich greift, leicht überspringt, alles frißt und verzehrt.[2]) Selbst bei Menschen kann das sächliche Geschlechtswort unter Umständen angewendet werden, nämlich wenn sie nicht in ihrer menschlichen Würde, sondern als niedriger stehende Wesen oder als Marktware bezeichnet werden sollen; die Griechen und Römer nannten den Sklaven als Verkaufsgegenstand andrapodon und mancipium, die Römer die Dirne als verächtliches Geschöpf scortum und die Deutschen früher oft ein Dienstmädchen und seit dem 17. Jahrhundert ein freches oder unsittliches Frauenzimmer ein Mensch.[3])

154. Wird hier das natürliche Geschlecht aus bestimmten Gründen verleugnet, so dringt es in andern Fällen mit großer Entschiedenheit durch. Wenn nämlich ein Wort seine Bedeutung derart verändert, daß es fortan eine Person bezeichnet, so tritt in der Regel auch das betreffende Geschlecht ein. Das geschah schon im Latein bei venus, veneris, n. Anmut, wenn man darunter die Liebesgöttin verstand; ebenso erhielt cupido, -inis,

---

1) Herder schrieb noch der Kamel, der Dromedar, der Rhinozeros, der Krokodil. Vgl. Preußische Jahrbücher 1894, S. 256.

2) Cic. d. nat. deor. III, 14: ignis animal; vgl. Herod. III, 16.

3) Dagegen hat Weibsen (= **der** Weibsname), das auch vielfach einen üblen Beigeschmack zeigt, das sächliche Geschlecht von Weib oder Weibsbild angenommen.

Begierde männliches Geschlecht infolge der Auffassung als Liebesgott (Cupido = Amor).[1] Ganz ähnlich ist der Hergang bei Hundsfott (cunnus canis), das ursprünglich weiblich war und erst bei der Übertragung auf einen Menschen männliches Geschlecht bekam; und wenn aus 'die Fratze' das Schimpfwort 'der Fratz' oder aus 'die Widerpart' (die Gegenpartei) 'der Widerpart' geworden ist, so haben wir es mit derselben Erscheinung zu tun; überall trägt hier die innere Sprachform über die äußere den Sieg davon.

155. Weit stärker tritt der Einfluß jener bei Wörtern hervor, die in einer bestimmten Reihe stehen und durch den Gattungsbegriff oder andere derselben Gruppe angehörige Ausdrücke in ihrem Geschlechte bestimmt werden. So ist im Französischen aestas männlich (été) geworden, weil die übrigen Jahreszeiten (printemps, automne, hiver) dieses Geschlecht hatten. Ähnlich liegt die Sache vielfach im Deutschen. Weil 'die Zahl' weiblich ist, sagt man auch die Ein(s), Zwei, Drei; dem Geschlecht von Schnaps sind der Kirsch, der Pfeffermünz, der Himbeer angepaßt worden, und als die Volksnamen Preußen, Sachsen u. a. die Bedeutung von Gebieten erhielten, nahmen sie das Geschlecht des Wortes 'Land' an; endlich haben sich Mittwoch (eigentlich 'die mitte Woche', aber am nächsten Mittwoch) dem Zwange der übrigen Wochentage (Montag u. a.) und Esche (mhd. asch m.) dem der meisten übrigen Bäume gefügt. Besonders bei Fremdwörtern bot sich zu solcher Angliederung reichlich Gelegenheit; so sind die Ausdrücke Lotto, Domino, Schach (pers. schâh, König), Whist dem Geschlechte von Spiel gefolgt, Vokal, Konsonant, Diphthong dem von Laut, Platin (span. la platina), Messing (mhd. dër messinc) u. a. dem

[1] Damit vergleiche man die Verwendung lateinischer Feminina zu männlichen Beinamen (Stella, Capella) oder zu italienischen Familiennamen (Colonna, Rosa), ferner den Gebrauch von abgezogenen Begriffen als Personenbezeichnungen in den romanischen Sprachen: it. podestà (= potestas), Bürgermeister, span. el justicia, der Richter und el cura, der Pfarrer, frz. le garde, der Wachtposten, (neben la garde, die Obhut), und die deutschen Wendungen 'du bist ein rechter Hoffahrt, Unart'.

von Metall; Ätna, Ida und Ossa haben sich an Berg angeschlossen, Rhone und Tiber an die meisten deutschen Flußnamen.

156. Häufig kommt es auch vor, daß sich zwei bedeutungsverwandte Wörter im Geschlechte beeinflussen. So ist 'Verlust', das im Mhd. weiblich war, im Nhd. männlich geworden unter Einwirkung von Schaden oder Nachteil, ebenso 'Horst', Gebüsch mit Anlehnung an Wald. Die französischen Wörter douzaine (f.), malheur (m.) und douceur (f.) erhielten bei der Übernahme ins Deutsche sächliches Geschlecht, weil sich dabei 'das Schock', 'das Unglück' und 'das Trinkgeld' ins Bewußtsein drängten[1]); Truppe blieb weiblich (la troupe), während das aus der gleichen Quelle stammende Trupp nach Haufen männlich wurde. Für die lateinischen Wörter numerus (Nummer), murus (Mauer), situla (Seidel), rhinoceros, cadaver, flagellum (Flegel) waren die deutschen Ausdrücke Zahl, Wand, Glas, Roß, Nashorn, Leichnam, Stock oder ähnliche maßgebend[2]); Dezem und Makel (lat. decima pars und macula) sind vermutlich nach Teil und Fleck, Muschel und Muskel aber, die beide auf ein gleichbedeutendes männliches musculus zurückgehen, nach Schale und Maus im Geschlechte umgemodelt worden. Und haben wir nicht bei der Übernahme des Wortes Echo (mhd. widerhal) die reizende Wald- und Bergnymphe der Alten, die dem Rufenden antwortete, verbannt und den Ausdruck (vielleicht nach dem Muster von 'Wort') ungeschlechtig gemacht?

157. War hier die innere Sprachform für den Geschlechtswechsel entscheidend, so in andern Fällen die äußere. Je mehr die Grundbedeutung vieler Wörter verblaßte, um so krampfhafter klammerte man sich an die äußern Merkmale des grammatischen Geschlechts, sofern sie noch sichtbar waren. Kein Wunder, daß nun diejenigen mit gleich gewordener Endung vielfach über einen Kamm geschoren, d. h. ohne Rücksicht auf

1) Vgl. auch Moers, Die Form- und Begriffsveränderungen der franz. Fremdwörter im Deutschen. Bonner Programm 1884, S. 21ff.

2) Seltener ist diese Erscheinung bei einem echt deutschen Wort wie Hermelin, das als Verkleinerungsform von ahd. harmo, mhd. harme, Wiesel sächlich ist, aber unter Einwirkung von Zobel u. a. auch männlich gebraucht wird.

die Bedeutung im Geschlecht gleichgemacht wurden. Wie die Natur die Einrichtung getroffen hat, daß gewisse Tiere die Farbe ihrer Umgebung annehmen, z. B. des Grases oder des Sandes, in dem sie sich gewöhnlich aufhalten, so hat auch der Menschengeist halb unbewußt dahin gewirkt, daß sich ein Wort im Geschlechte nach der Wortgruppe richtet, zu deren Verbande es wegen der gleichen Endung gehört. Die lat. Wörter finis, pulvis, cinis sind im römischen Volksmunde und dann auch in den romanischen Sprachen (la fin, la poudre, la cendre) nach der überwiegenden Zahl der Wörter auf -is weiblich geworden. In gleicher Weise haben die lat. Wörter lactuca, acte, radix, apium beim Übergang ins Deutsche (Lattich, Attich, Rettich, Eppich) das Geschlecht von Fittich, Kranich u. s. w., ferner cellarium[1]), vivarium, solarium, spicarium (Keller, Weiher, Söller, Speicher), corpus, ancora (Körper, Anker) das von Fischer, Schüler und von Heber, Bohrer, Leuchter angenommen. Endlich haben die dem Französischen entstammenden Bezeichnungen Gruppe (le groupe), Kontrolle (le contrôle, Gegenrolle = contre-rôle), Büste (le buste), Zigarre (le cigare) das weibliche Geschlecht der gleich endigenden deutschen Wörter Gabe, Freude, Gnade, Liebe u. a. erhalten. Besonders häufig ist dieser Geschlechtswandel dann eingetreten, wenn ein Wort auf ein anderes reimte. So hat sich Sitte (mhd. der site) nach Bitte und Mitte gerichtet, Schlange (mhd. m.) und Wange (mhd. n.) nach Spange, Zange und Stange, Barett (frz. la barrette nach Bett, Fett und Brett, Frucht (lat. fructus m.) nach Flucht, Sucht und Zucht. Noch vielmehr geschah dies aber, wenn zwei Wörter in der Aussprache zusammenfielen; so sagt man das Rückgrat (von der Grat) nach Analogie von 'das Rad', so auch der Blutegel (mundartlich Blutigel) nach 'der Igel.'[2])

Für den Übergang männlicher und sächlicher Wörter in

---

1) Dieser Geschlechtswandel ist schon im Ahd. eingetreten bei Weiher u. a., so daß an Beeinflussung durch die Wörter auf -âri (lêrâri, Lehrer) gedacht werden muß.

2) Egel, ahd. ëgala, mhd. ëgel, noch bei Luther in d. Sprüchen Salomonis 30, 15 weiblich: die Eigel.

weibliche ist außerdem namentlich zweierlei von Wichtigkeit gewesen, einmal, daß viele von ihnen oft in der Mehrheit gebraucht wurden, deren Endung (meist -e) und Geschlechtswort (die) sehr an Feminina erinnert[1]), und sodann, daß im Niederdeutschen, wo dieser Wechsel besonders häufig vorkommt, der Artikel in männlicher und weiblicher Form große Übereinstimmung zeigt (as. the, engl. the, plattd. de).[2]) Jenem Umstande ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß viele Gewächse, Insekten und Gliedmaßen wie Ähre, Blume, Grille, Heuschrecke, Backe, Wade, diesem, daß die Wörter Fahne, Schnecke, Zacke in der Schriftsprache weibliches Geschlecht angenommen haben, während sie in oberdeutschen Mundarten noch jetzt Maskulina sind.[3])

158. Sicherlich aber haben häufig innere und äußere Sprachform zusammengewirkt. Im Ahd. sagt man diu hëhara (Häher) und dër list; wenn nun jenes im Nhd. männlich geworden ist, so wird dazu nicht nur der Gedanke an andere große Vögel wie Adler, Falke, Habicht, sondern auch die männlich klingende Endung -er beigetragen haben; wenn aber dieses sein Geschlecht geändert hat, so war wohl dabei die Erwägung mit im Spiele, daß es ein abgezogener Begriff ist und in seiner Bildung große Ähnlichkeit mit Wörtern wie Rast, Kraft und Macht hat.

Somit ergibt sich aus unserer Betrachtung, daß die sprachliche Tätigkeit des Volkes auf dem Gebiete des Geschlechts ebensowenig wie auf andern Gebieten abgeschlossen ist. Noch immer gestaltet es sich alles nach seinem Ermessen um, wenn auch gegenwärtig mehr die Macht äußerer Einwirkung als die lebhafte innere Anschauung das ganze Uhrwerk der Geschlechtsbestimmung regelt.

1) Umgekehrt sind einige Wörter nach Einbuße des Endungs-e männlich geworden (z. B. mhd. diu strâle, jetzt der Strahl) oder sächlich (z. B. mhd. diu mâze, jetzt das Maß; vgl. aber folgendermaßen).

2) Auch im Nd. lautete einst die schwach betonte weibliche Form des Geschlechtsworts meist ebenso wie die ältere männliche (de = der). Vgl. Weinhold, Mhd. Grammatik § 464.

3) Vgl. auch Grimm, Gramm. III, S. 550 und Brugmann in Kuhns Zeitschr. XXIV, S. 47 ff.

Es muß den Wörtern ihre Bedeutung zurückgegeben werden. Pius IX.

12. Wortbedeutung.[1])

159. Die ältesten Wörter für Dinge der Sinnenwelt sind Eigennamen; denn man hat sie immer zunächst für den ersten Gegenstand der betreffenden Gattung, den man gerade wahrnahm, geschaffen. Was sich zuerst bedeutungsvoll den Sinnen eines einzelnen Menschen aufdrängte, hinterließ oft einen so nach-

1) W. Wundt, Logik. 2. Aufl. Stuttgart 1893. Bd. I. S. 10ff.; K. O. Erdmann, Die Bedeutung des Wortes. Leipzig 1900; R. Waag, Die Bedeutungsentwickelung unseres Wortschatzes. Lahr 1901; G. Blumschein, Streifzüge durch unsere Muttersprache. Köln 1898; R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. Leipzig 1890; M. Müller, Das Denken im Lichte der Sprache. Leipzig 1888; G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben u. s. f. 1891. S. 225ff.; Ph. Wegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens. Halle 1885; H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. 3. Aufl. Halle 1898; G. Gerber, Die Sprache als Kunst. 2. Aufl. Bromberg 1885; Br. Liebich, Die Wortfamilie der lebenden hochd. Sprache als Grundlage f. ein System der Bedeutungslehre. Breslau 1900; H. Schrader, Bilderschmuck der deutsch. Sprache. 6. Aufl. Berlin 1902; Chr. Nyrop, Das Leben der Wörter, übers. v. R. Vogt, Leipzig 1903; Fr. Harder, Werden und Wandern unserer Wörter. 2. Aufl. Berlin 1896; K. Schmidt, Die Gründe des Bedeutungswandels. Progr. des Königl. Realgymnasiums in Berlin 1894; Engelb. Schneider, Semasiologische Beiträge. Mainzer Programm 1892; A. Biese, Philosophie des Metaphorischen in ihren Grundlinien dargestellt. Hamburg und Leipzig 1893; R. Thomas, Über die Möglichkeiten des Bedeutungswandels, Blätter f. d. bayr. Gymnasialschulwes. XXX, S. 705ff., XXXII, S. 193ff.; Fr. Schröder, Der Pessimismus in der Sprachentwicklung. Deutsche Welt 1902 S. 87ff.; O. Kares, Poesie und Moral im Wortschatz. Essen 1882; W. Wundt, Das Sittliche in der Sprache, Deutsche Rundschau XII, 7, S. 70ff.; Andresen, Wortspaltungen auf dem Gebiete der nhd. Schriftsprache, Zeitschrift für deutsche Philologie 1890. S. 265ff.; O. Behaghel, Deutsche Zwillingswörter, Germania 23, S. 257ff. Trench, On the Study of Words. 26. Aufl. London 1898.

haltigen Eindruck in seiner Seele, daß er es durch eine eigene Benennung für alle Zeit festzuhalten wünschte. Da es ihm aber unmöglich war, alle Empfindungen, die er beim Anblick der betreffenden Erscheinung hatte, durch ein Wort wiederzugeben, so wählte er den Ausweg, nur das hervorstechendste Merkmal zur Bildung des neuen Begriffes heranzuziehen. Denn er setzte voraus, daß für den Hörer bei Erwähnung dieses einen Abzeichens leicht die andern damit zusammenhängenden in den Vordergrund des Bewußtseins treten würden. So nannte er den Fluß vom Fließen, den Wind vom Wehen, den Donner vom Tönen, den Bogen vom Biegen. Die Vorstellung des bewegten Meeres erschien seiner Einbildungskraft so wichtig, daß er die neu geschaute Naturerscheinung als 'Woge' (ahd. wâg, Meer) bezeichnete. Andre Eigenschaften wie die Farbe und der Geschmack des Wassers wurden dabei als unwesentlich übergangen. Aber mit der Zeit konnte sich die ursprüngliche Auffassung verschieben. Späteren Geschlechtern erschienen bei wiederholter Anschauung desselben Dinges leicht andre Merkmale als wesentlicher. In diesem Falle mußte sich der geistige Gehalt des Wortes ändern und ein Bedeutungswandel vollziehen. Während aber die Namenschöpfung der Urzeit die bewußte Tat eines einzelnen Wesens war, haben wir es hier mit einem meist unbewußt und ganz allmählich eintretenden Vorgange zu tun, der erst dann, wenn sein Ergebnis vorliegt, zum vollen Verständnis kommt. Wie lange es oft währt, bis ein solcher Bedeutungswandel endgültig durchdringt, mag ein Beispiel erläutern. Eine alte deutsche Bezeichnung des ummauerten Ortes im Gegensatz zum schutzlosen Dorfe war Burg. Im Heliand wird dieses Wort ausschließlich so gebraucht, z. B. von Rom, Jerusalem, Jericho, Bethlehem, und Otfried von Weißenburg läßt nicht nur die Weisen aus dem Morgenlande sagen: 'Wir sahen seinen Stern, aber seine Burg kennen wir nicht', sondern bezeichnet auch Kapernaum und Nazareth in gleicher Weise. Wohl war beiden Dichtern das Wort Stadt (stat) nicht unbekannt, aber man verstand darunter damals bloß die Stätte, den Platz. Seit dem 11. Jahrhundert rückte dies jedoch all-

mählich in den Bedeutungskreis von Burg ein, das nun etwa seit derselben Zeit gewöhnlich auf die Ritterburg beschränkt wurde. So finden wir bereits im Annoliede um 1105 nebeneinander Kolne diu stat (Köln die Stadt) und Kolne der bürge eine (Köln, eine der Städte), während andre Städte wie Magdeburg, Speier, Worms noch ausschließlich als Burgen bezeichnet werden. In der Kaiserchronik und im Alexanderliede halten sich beide Ausdrücke fast die Wage, im Nibelungenliede hat Stadt den Gegner schon stark zurückgedrängt, aber erst in der Folgezeit ist es möglich gewesen, ihn vollständig aus dem Felde zu schlagen. Nur der ursprüngliche Sinn der Wörter Bürger (Stadtbewohner), Bürge(r)meister (Meister der Stadt), Magdeburg, Augsburg u. a. erinnert noch an die frühere Bedeutung von Burg.

160. Bei der Lückenhaftigkeit der Überlieferung sind wir leider nur selten imstande, den Vorgang des Bedeutungswandels genauer zu verfolgen. Während der Naturforscher und der Sternkundige meist die Gesetze ermitteln können, nach denen sich die Veränderungen in der Natur und am Himmelsgewölbe vollziehen, ist dem Sprachforscher dies schöne Los nicht zuteil geworden. Wohl kann er die Geschichte eines Wortes nicht selten von seinem ersten Auftreten an verfolgen und die verschiedenen Bedeutungsübergänge feststellen, aber wenn er nach den Gründen dieser innern Vorgänge gefragt wird, muß er häufig die Antwort schuldig bleiben. Entschieden förderlich ist der Verschiebung des Wortsinns der Umstand, daß zwischen Wortbegriff und Wortform selten ein notwendiger Zusammenhang besteht; so verwischt sich die ursprünglich im Worte liegende Bedeutung durch jahrhundertelangen Gebrauch oft bis zur Unkenntlichkeit, und nun lassen sich mit dem Gegenstande viel leichter neue Anschauungen und Vorstellungen verknüpfen. Aber darin hat Lessing recht, wenn er in der Abhandlung über das Epigramm sagt: 'Der Sprachgebrauch ist selten ohne Grund; das Ding, dem er einen gewissen Namen zu geben fortfährt, fährt unstreitig auch fort, mit dem Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieser Name eigentlich erfunden war'. Mittellateinisch aestivale bezeichnet

die sommerliche (aestas, Sommer) Fußbekleidung, die Sandale der Römer. Als die Deutschen nun das Wort übernahmen, trat der Gedanke an das Sommerliche als nebensächlich zurück, und so bezeichnete man mit 'Stiefel' auch ein festeres, für den Winter eingerichtetes und die ganze Wade bedeckendes Schutzmittel. Natürlich konnte ebenso wie bei diesem Fremdworte auch bei heimischen Ausdrücken der anfangs hineingelegte Sinn stark verbleichen, so daß spätere Geschlechter die Grundbedeutung nicht mehr erkannten und die Wörter in freierer Weise verwendeten. Herzog war ursprünglich ein Heerführer und wurde benannt von her, Heer und ziehen wie lat. dux von ducere. Das Wort ist bis auf unbedeutende lautliche Veränderungen dasselbe geblieben, aber die Wortseele hat sich vollkommen umgestaltet. Die einfachen Verhältnisse der altgermanischen Zeit sind geschwunden; zum Herzog ist jetzt nicht mehr die Fähigkeit zur Heerführung erforderlich. Ferner bezeichnete Glas in ältester Zeit den Bernstein (lat. glesum), aber später, als man jenes von Süden eingeführte Erzeugnis kennen lernte, übertrug man den vorhandenen Namen auf die neue Kulturerrungenschaft. Auch ist zu beachten, daß wir jetzt immer noch vom Sonnenauf- und Sonnenuntergang reden, obwohl wir genau wissen, daß die Sonne still steht und die Erde sich um sie herumdreht. In gleicher Weise hat man den Ausdruck Gulden (Goldstück) beibehalten, auch wenn es sich um Silber- oder Papiergeld handelt, ja man spricht geradezu, ohne sich des Widerspruchs bewußt zu werden, von Silbergulden und von Papiergulden (Goldstück von Papier). Und wenn wir erwägen, was man einst unter Flinte (vgl. flint, Stein, also Feuersteingewehr) oder Fensterscheibe (vgl. die Schießscheibe, also ursprünglich rund wie die Butzenscheiben) verstand und was man jetzt darunter versteht, oder welche Vorstellungen man früher mit den Begriffen Papier (Papyrus), Buch (vgl. Buchstabe: Buchenstäbchen), Gabel (ahd. nur landwirtschaftliches Gerät, seit Ende des 15. Jahrhunderts unter französischem Einflusse auch Eßgerät), Acker (eigentlich Trift) u. a. verband und welche gegenwärtig, so wird man bestätigt finden, daß sich die Be-

deutung leicht infolge kulturgeschichtlicher Einflüsse verschieben kann.

161. In andern Fällen ist der Wandel des Wortsinnes ein rein seelischer Vorgang. Das Zeitwort sehen deckt sich lautlich vollständig mit lat. sequi. Der Begriffsübergang von verfolgen zu sehen ist leicht erklärt, wenn man als vermittelndes Glied ansetzt 'mit den Augen verfolgen'; aber wann, durch wen und warum sich die Bedeutung des Wortes geändert hat, bleibt uns dunkel.[1]) Gebären entspricht in der Form genau dem lat. ferre. Wir verstehen nun zwar, wie man dazu gekommen ist, dem alten bërn, tragen (vgl. Bürde) diesen Sinn zu geben, zumal wenn wir den bei Tieren üblichen Ausdruck 'trächtig' von tragen daneben stellen, aber die Veranlassung dazu vermögen wir nicht zu ergründen. Nur das wissen wir sicher, daß bei beiden Wörtern ('sehen' und 'bërn') durch Einschaltung bestimmender Züge in den Vorstellungskreis des Sprechenden der Begriffsumfang kleiner, der Inhalt aber reicher geworden ist. Gleichwie wir uns aus einer nur in den gröbsten Zügen entworfenen Zeichnung bekannter Gebäude ihr Bild mit Hilfe der leicht ergänzenden Einbildungskraft bis ins einzelne getreu vor die Seele führen können, so geht es uns auch mit den Wörtern. Wir nennen oder schreiben einen ursprünglich weitern Begriff, denken uns aber sofort eine Reihe von Einzelzügen hinzu, die uns so lebhaft beschäftigen, daß wir sie schließlich für das Wesentlichste halten. Auf diese Weise haben sehr viele Wörter im Laufe der Zeit eine neue, verengerte Bedeutung erhalten. Unter Fahrt verstehen wir jetzt die Fortbewegung auf einem Wagen, in einem Schiffe oder in

1) Öfter können wir den verengenden Begriff noch nachweisen. Das got. fana bezeichnet noch ein Stück Tuch schlechtweg; infolge der altdeutschen Sitte, ein Stück buntes Zeug an den Speerschaft zu binden und damit das Zeichen zum Beginn des Kampfes zu geben, erhielt das Wort zunächst in der Zusammensetzung gundfano, agſ. gûdfana, Kampftuch, dann auch in der einfachen Form fano die jetzige Bedeutung Fahne; Strumpf ist von Haus aus gleichbedeutend mit Stumpf, im ältern Nhd. bekommt es durch die Zusammensetzung Hosenstrumpf, d. h. Ende der Hose einen dem jetzigen Gebrauche nahestehenden Sinn.

einem andern Fahrzeuge, einstmals bezeichnete das Wort auch das Fortkommen zu Fuße (Pilgerfahrt, Heerfahrt, Vorfahren, Furt) und den Flug durch die Luft, sei es mit dem Körper (Himmelfahrt Christi) oder mit den Gedanken (Hoffahrt: Hochfahrt; hochfahrendes Wesen); Bein hatte früher einen viel allgemeineren Sinn, der aus Beinhaus, Fischbein, Elfenbein, Falzbein noch herausblickt, ist aber jetzt fast auf den menschlichen Schenkel beschränkt worden. Wirt und Gast weisen noch eine weitere Bedeutung auf in den Wörtern Hauswirt, Landwirt, Volkswirtschaft, Badegast, Mahlgast, Fahrgast, Gastrolle; denn Wirt war überhaupt ein Mann im eigenen Besitztum und Gast jeder Fremde (Psalm 119, 19: Ich bin ein Gast auf Erden). Gift ist von Haus aus etwas, was gegeben wird, wie potio etwas, was getrunken wird. Als man aber todbringende Säfte als 'Gaben' an unliebsame Personen verabreichte, erhielt jenes im Deutschen, dieses im Französischen (poison, Gift) die jetzige Bedeutung. Brief ist zunächst jede Urkunde, daher noch verbriefen und Frachtbrief; Kammer eigentlich Gemach mit gewölbter Decke, daher mhd. dës rîches kamer = kaiserlicher Palast und nhd. in Zusammensetzungen Kammerherr, Kammerdiener, Handelskammer, Gewerbekammer u. a.; vernehmen wird mhd. von allen (äußern und innern) Sinnen gebraucht = ganz fassen, jetzt ist es auf den äußern Gehörsinn beschränkt; doch schimmert die weitere Grundbedeutung noch in 'Vernunft' durch; bellen wurde auch von andern Tieren als dem Hunde (vgl. Bulle), ja im Englischen sogar von der Glocke (bell) gebraucht; Pulver (lat. pulvis) bezeichnet zunächst Staub, seit dem 14. Jahrh. aber gewöhnlich Schießpulver (doch vgl. zu Pulver verbrennen, zerstoßen und Magenpulver); verwandt kommt von verwenden im Sinne von verheiraten; drucken ist eine besondere Art des Drückens; einäschern, das jetzt nur von Gebäuden und Ortschaften üblich ist, bedeutet von Haus aus allgemein etwas zu Asche verbrennen, Brunst überhaupt Brand, wie noch aus Feuersbrunst ersichtlich ist; Belt ist eigentlich das mare Balticum; schmal soviel als klein, daher noch Schmalvieh (Kleinvieh) und schmälern (verringern; vgl. schmaler Bissen);

Draht heißt ursprünglich jeder aus Flachs, Wolle, Metall gedrehter Faden, Lid (ahd. hlit, mhd. lit) eigentlich jeder Deckel, also auch für Gefäße, jetzt in der Schriftsprache auf das Augenlid beschränkt und nur noch in Mundarten (z. B. in der elsässischen) in der alten, allgemeinen Bedeutung üblich.

Auch geistige Begriffe zeigen den gleichen Vorgang. Witz von wissen war früher, z. B. noch im Götz von Berlichingen, gleichbedeutend mit Weisheit, Klugheit, daher gewitzigt = klug geworden; böse hatte früher den umfassendern Gebrauch von übel, schlecht und wurde öfter als jetzt außerhalb des geistigen Gebietes gebraucht, z. B. ein böses Kleid, jetzt sagt nur noch das Volk ein böses Bein oder ein böser Finger. Kunst war zunächst jedes Können und Wissen, auch das einzelne, dann nur alles höhere Wissen und endlich meist die Kenntnis im Bereiche des Schönen im Gegensatze zur Wissenschaft.

Besonders häufig sind auf diesem Wege Fachausdrücke gebildet worden. Schon in alter Zeit haben sich die Mönche viele heidnische, dem Latein teils entlehnte, teils nachgebildete Wörter zum Ausdruck christlicher Anschauungen zurecht gemacht. Man denke an Pein gegenüber poena, Strafe; Plage gegenüber plaga, Schlag, Stoß; Teufel gegenüber diabolus, Verleumder; oder man vergleiche taufen mit tief, Hölle mit verhehlen und verhüllen, Buße mit bessern, auferstehen mit aufstehen, und man wird das Gesagte bestätigt finden. Derselben Erscheinung begegnen wir auf andern Lebensgebieten. Das beweisen Ausdrücke wie Lehrer, Arbeiter, Dreher, Geselle, mit denen man im gewöhnlichen Sinne des Worts nicht jeden meint, der lehrt, arbeitet, dreht oder mit in demselben Saale wohnt; thēr (Tier) bezeichnet im Griechischen seit Homer öfter den Löwen, engl. deer den Hirsch und das deutsche Wort Tier in der Weidmannssprache die Hirschkuh; endlich tourner beschränkte Jahn, als er das Wort turnen (vgl. turnieren) bildete, auf eine bestimmte Art, sich zu wenden.

162. Das entgegengesetzte Verfahren ist die Erweiterung des Begriffsumfangs, verbunden mit Beschränkung auf einen Teil des ursprünglichen Inhalts. Scheidet man nämlich von den einem Begriffe anhaftenden Vorstellungen eine oder mehrere

aus, so erweitert er sich und wird allgemeiner. Wie wir am Waldessaume jeden einzelnen Baum in seiner Eigenart erkennen und von andern unterscheiden können, wenn wir uns aber weiter davon entfernen, nur noch die Umrisse wahrnehmen, dagegen die Besonderheiten in der Gestalt der Blätter, in der Verzweigung der Äste und der Form des Stammes nicht mehr erblicken, so treten auch bei den Wörtern häufig bestimmte Einzelvorstellungen, die früher im Vordergrunde des Bewußtseins standen, daraus zurück und sind für die weitere Bedeutungsentwicklung nicht mehr maßgebend. Auf diese Weise hat sich der denkende Gelehrte seine Gattungsbegriffe geschaffen, die um so mehr Arten umfassen, je ärmer sie an Einzelvorstellungen sind. Denn den Löwen, den Tiger und andre verwandte Tiere konnte man erst dann unter dem Begriff Katze zusammenfassen, als man gelernt hatte, von den Unterschieden in der Größe, Farbe u. s. w. abzusehen und die allen gemeinsamen Züge herauszufinden. In ähnlicher Weise hat auch das Volk die Wörter behandelt. Die Bezeichnung Schneider, Tischler, Gürtler u. s. f. wendet es nicht allein von Leuten an, die Stoffe zuschneiden oder Tische und Gürtel herstellen, sondern in viel weiterem Umfange; höflich und tölpelhaft heißt jetzt nicht mehr bloß das, was nach Art des Hofes oder des Dorfes ist; Notpfennig oder Zehrpfennig können auch größere Geldstücke sein; Adel meint nach der Grundvorstellung Leute, die ein ôd, Lehnsgut, besaßen, jetzt ist der Ausdruck nicht mehr an diese Voraussetzung gebunden; zupfen ist ziehen auch anderswo als am Zopfe, verballhornen können auch andre Leute als Johann Ballhorn. Und wer denkt bei segnen (signare) noch an das Kreuzeszeichen des Geistlichen (signum) oder bei stopfen an das Werg (stuppa) und bei kaufen an den Weinschenken (caupo)? Wie ferner der Name Asiens vom Gebiete der pergamenischen Könige in Vorderasien oder der Afrikas von der Umgegend Karthagos auf den ganzen Erdteil ausgedehnt worden ist, so haben sich die Bezeichnungen Schweiz und Preußen aus den Namen des Urkantons Schwyz und der Provinz Preußen entwickelt und über große Ländergebiete ausgebreitet. Wie endlich die Benennung Portu-

gals von der des wichtigen Hafens Oporto (Portus Cale) ausgegangen ist, so die Württembergs, Badens, Oldenburgs (Altenburgs), Tirols u. a. Landgebiete von dem Namen der Stammburg des Herrschergeschlechts.

163. Nicht selten kommen Bedeutungserweiterung und -verengung bei einem und demselben Worte vor, natürlich in verschiedenen Zeiträumen, mitunter aber verengerte oder erweiterte sich auch die Bedeutung bei demselben Ausdruck zweimal. Denn die Wörter gehen ihre eigenen Wege, daher oft in Krümmungen und nicht die schnurgerade Straße. Marter stammt aus dem lat. martyrium, griech. martyrion, Zeugnis. In christlicher Zeit wird es in der engern Bedeutung Blutzeugnis übernommen (vgl. Märtyrer), und diese verallgemeinert sich wieder zu Folter, Qual überhaupt. Abendmahl[1]) wird zunächst eingeschränkt auf die Nachahmung des Mahles Christi mit seinen Jüngern, dann aber erweitert, insofern als es auch am Tage stattfinden kann. Unter Schweizer versteht man ursprünglich einen Bewohner der Schweiz, dann insbesondere einen aus diesem Lande Gebürtigen, der die Milchwirtschaft und Käsebereitung kennt, endlich mit Erweiterung des Begriffes jeden auch anderswoher Stammenden, der das Molkereiwesen berufsmäßig ausüben kann. Sklave hat, von der Grundbedeutung Slawe ausgehend, zuerst in Italien die Bedeutung eines kriegsgefangenen Slawen, dann die eines 'Sklaven' erhalten wie walh (Welscher) im Agſ. (= servus). Ähnlich versteht man unter Mohr (ahd. môr) = lat. Maurus zunächst einen Bewohner von Mauretanien, dann diesen, sofern er schwarz aussieht, schließlich jeden Schwarzen, auch wenn er anderswoher stammt. Kaufmann bezeichnet im 12. Jahrhundert den Käufer, Verkäufer und Bürger, im 17. Jahrhundert nur noch den Käufer und Verkäufer, jetzt meist bloß den Verkäufer.

164. Handelte es sich in den bisher besprochenen Fällen um eine Änderung im Bedeutungsumfang und -inhalt der Wörter, so ist bei andern der Gefühlswert verschoben worden. Im menschlichen Leben spielt die Rangstufe und die Geltung des

1) Im weltlichen Sinne gebraucht es Luther noch Marc. 6, 21.

einzelnen in der Gesellschaft eine große Rolle, im Leben der Wörter nicht minder. Sie steigen und fallen im Ansehen, kommen zu Ehren und werden wieder aus der feinen Gesellschaft ausgestoßen; nur mit dem Unterschiede, daß die Menschen meist dem eignen Verhalten ihre größere oder geringere Wertschätzung verdanken, die Wörter aber ohne ihr Zutun und Verschulden im Range erhöht und erniedrigt werden. Mit Recht sagt Jean Paul im Siebenkäs (Kap. 10): 'Wie nehmen manche Wörter, an sich anfänglich unschuldig, ja süß, erst auf dem Lager der Zeit giftige Kräfte an wie Zucker, der dreißig Jahre in Magazinen gelegen!' Wir gewahren die Erscheinung zunächst bei Spalteformen, die an demselben Stamme erwachsen sind. Von den Kindern derselben Mütter ist oft das eine gut, das andre übel beleumundet; so ergeht es auch den Sproßformen der Wörter. Neben schlicht steht schlecht, neben Jungfrau Jungfer, neben Maid, Ritter und Meister: Magd, Reiter und Magister. Häufig hat sich bei Ableitung mit verschiedenen Suffixen in dem einen Falle eine gute, in dem andern eine schlimme Bedeutung entwickelt, z. B. bei kindlich und kindisch, weiblich und weibisch, herrlich und herrisch, sinnig und sinnlich. Aber auch wo von solchen Doppelformen keine Rede ist, läßt sich an manchen Ausdrücken beobachten, wie ihr Gefühlswert schwankt. Besonders die Fremdwörter werden nicht selten entwertet, namentlich dann, wenn das Volk noch seine Sprache und den eignen Wortschatz hochhält. Man vergleiche Plaisir mit Vergnügen, Courage mit Mut, Pardon mit Verzeihung oder Gnade, Tort mit Trotz, noble Passionen mit edle Leidenschaften; ferner Erlaubnis, Haltung, Dichter, Roß, dunkel, sündigen mit Permiß, Positur, Poet, Pferd, obskur, pekzieren, und man wird dies ohne weiteres zugeben. Auch Bagage, Rotte, Pöbel, Boutique, Mamsell, Kumpan haben im Deutschen üblen Nebensinn erhalten, weil die damit bezeichnete Sache in Verruf kam, Bagage z. B. während des Dreißigjährigen Krieges, wo gerade der Troß im Rauben und Plündern am weitesten ging und sich wie rechtes Lumpen'pack'[1]) benahm.

1) Bagage und Pack bezeichnen eigentlich das Gepäck.

Aber auch bei echt deutschen Wörtern ist oft nach und nach eine ungünstige Bedeutung eingetreten, so bei albern (ahd. alawâri, ganz wahr) und einfältig (treuherzig), bei Buhle und Dirne, die beide noch von Luther in gutem Sinne (Braut und ledige Frauensperson) gebraucht werden, endlich bei Wollust und Unzucht; bei den zwei erstgenannten vermutlich darum, weil in einer Zeit, die weit mehr Wert auf den Verstand als auf Herzensbildung legt und in der durch trübe Lebenserfahrungen das Urteil kälter und strenger, der Spott aber kecker wird, Gutmütigkeit und Aufrichtigkeit stark im Werte sinken, bei den vier letztgenannten wohl deshalb, weil eine sittlich nicht hochstehende Zeit in dem Bestreben, die auf den geschlechtlichen Verkehr bezüglichen Ausdrücke zu verhüllen, die bisherigen Bezeichnungen allmählich beiseite schob oder herabwürdigte, um dafür harmlosere (weil in dieser Bedeutung neue) zu bevorzugen.[1])

165. Der umgekehrte Fall, daß Wörter einen höhern Rang gewinnen, kommt viel seltener vor. Bisweilen tragen die Dichter dazu bei, die alte Ausdrücke wieder hervorsuchen und durch den Gebrauch in ihrer schwungvollen Rede adeln, z. B. bei kosen und Maid; bisweilen auch kulturgeschichtliche Vorgänge, so bei Baron, frz. baron, mlat. und ahd. baro, Mann (vgl. engl. earl) und Dom, lat. domus, Haus. Manchmal hat sich die edlere Bedeutung eines Wortes in der Zusammensetzung erhalten (Marstall, aber Mähre), manchmal beim nicht zusammengesetzten Ausdruck (Aar neben Adler). Auffälligerweise haben Minister und Magister ihren im Latein bestehenden Gefühlswert völlig verändert; denn einst war jener der geringere, dieser der höhere; ein Diener des Herrschers ist eben in den Augen des Volkes mehr als ein selbständig den Schulkindern gebietender Lehrer.

166. Hatten wir es bisher mit Beispielen zu tun, bei denen die dem Worte anhaftende Vorstellung in sich selbst geändert wird, so gilt es jetzt, desjenigen Bedeutungswandels zu gedenken, bei dem neue Begriffe an bereits bestehende an-

1) Ebenso haben geil, Magd, Bube, Knecht, Kerl, Wicht, Frevel, feig, frech u. a. einen üblen Beigeschmack angenommen.

geschlossen werden, des anreihenden (apperzeptiven). So können Eigenschaftswörter (oder Beifügungen im Wesfall), zu denen ein Hauptwort zu ergänzen ist, selbständig auftreten und die Geltung von Hauptwörtern erhalten. Denn naturgemäß brauchte man von verschiedenen Vorstellungen, die durch langjährige Gewohnheit in fester Verbindung miteinander stehen, nur die eine auszusprechen, um gleich die andere ins Gedächtnis zu rufen. Daraus ergab sich die Möglichkeit, die eine sprachlich zu unterdrücken. Wie die angeschlagene Saite im Geiste des Sprechenden die verwandte klingen macht, so versetzt sie diese auch beim Hörenden sofort in Schwingung. Sagt z. B. jemand: 'ich habe einen Neufundländer', so wird der Angeredete sogleich das fehlende Wort Hund in Gedanken ergänzen. Während also in den vorher besprochenen Fällen die Geschichte der Vorstellung den Wandel der Wortbedeutung erklärt, ist es hier die Geschichte des Wortes, die uns darüber Aufschluß gibt, warum man gerade mit diesem eine bestimmte Vorstellung verbindet. Besonders reich hat sich die beschriebene Art des anreihenden Bedeutungswandels im Lateinischen und Griechischen entwickelt, wo unter anderm Metalle (cuprum, Kupfer: das cyprische, nämlich Metall) und Früchte (persicum, Pfirsiche: persischer, nämlich Apfel) auf diese Weise benannt worden sind. Manchen derartigen Ausdruck haben wir durch Vermittelung fremder Sprachen empfangen; ich erinnere an Wallach (der wallachische: verschnittene Hengst), Türkis (der türkische: Edelstein; ital. turchese, frz. turquoise), Ottomane (das ottomanische: Sofa; frz. ottomane), Krawatte (die kroatische: Halsbinde; frz. cravate), Maroquin (Leder von Marokko), Sherry (Wein von Xeres), Musselin (Stoff von Mosul), Gaze (Stoff von Gaza), Baldachin (aus Bagdader Seidenzeug gefertigter Thronhimmel; vgl. it. Baldacco, Bagdad) u. a.[1]) Aus unserer Sprache gehören hierher Münznamen wie Taler[2]) (Joachimstaler Münze), Gulden (gol-

1) Vgl. E. Wasserzieher, Leben und Weben der Sprache. Arnsberg 1901. S. 37ff.

2) Diese Eigenschaftswörter auf -er sind eigentlich Wesfälle der Mehrheit, z. B. Heller = (Pfennig) der Haller, d. h. der Bewohner von Hall.

dene Münze), Tänze wie Schottisch, Rheinländer, Spiele wie Wendisch, Lübeker und Wagenbezeichnungen wie Landauer; auch Ziegenhainer (Stock) ist hier zu nennen. Im gewöhnlichen Leben aber geht man viel weiter und spricht von Bayrisch, Erlanger (= bayrischem, Erlanger Bier), von Deidesheimer, Rüdesheimer (Wein) usf.

167. Gleichfalls eine Art des auf Anreihen der Vorstellungen beruhenden Bedeutungswandels ist die Übertragung, bei der die neu geschaffenen Begriffe nach der Ähnlichkeit benannt werden, die zwischen ihnen und bereits bestehenden obwaltet. Wie die Griechen die Datteln balanoi, d. h. Eicheln und den Strauß megale struthos, d. h. großer Sperling nannten, so reden wir von Galläpfeln, Stechäpfeln und Erdäpfeln, lassen uns also durch die äußere Form dazu bestimmen, den althergebrachten Ausdruck Apfel auch zur Bezeichnung von neu in den Gesichtskreis tretenden Gegenständen zu verwenden. Seehund, Seelöwe, Fledermaus, Kaffeebohne verdanken dem gleichen Verfahren ihre Namen. Ebenso ist die Öse und das Öhr nach der Ähnlichkeit mit dem Ohr, die Waffel nach der mit der (Honig-)Wabe[1]), der Krapfen (Kräpfelgebäck) nach der mit dem Haken (ahd. krâpfo) bezeichnet worden. Türkenbund ist ursprünglich der deutsche Name des Turbans (vgl. Tulpe: it. tulipa, türk. tulbent, Turban) und Schacht die nd. Form von Schaft; Strahl heißt von Haus aus Pfeil, und Tüttel(chen) Brustwarze (ahd. tutta). Ähnliche Bedeutungsübergänge können wir bei Lehnwörtern beobachten. Kartoffel und Trüffel gehen beide zurück auf ital. tartufolo = terrae tuber. Krater und Perle bezeichnen eigentlich einen Mischkrug (griech. kratēr) und eine kleine Birne (*pirula), Kuppel und Tisch ursprünglich ein Fäßchen (lat. cupula, it. cupola) und eine Wurfscheibe (griech. diskos, lat. discus).

Außer der Ähnlichkeit der Gestalt ist dabei auch die Übereinstimmung in der örtlichen Lage oder die Gleichheit der Gebrauchsweise von Belang gewesen, jenes z. B., wenn man von

---

1) Vgl. frz. gaufre und engl. wafer, die beide Bedeutungen (Waffel und Wabe) in sich vereinigen.

dem Fuße eines Berges, dem Halse einer Flasche, dem Giebel eines Hauses (ahd. gibil, verwandt mit gëbal, Kopf, griech. kephalē), der Nabe eines Rades (= Nabel) und dem Arme eines Flusses oder Meeres, dieses, wenn man von einer Stahlfeder, einem Handschuh und dem Tünchen der Wände (ahd. tunihhôn [mit kalke] = tunicare, mit einer Tunika überziehen) spricht oder das Terzerol (it. terzuolo, Habicht) und die Muskete (it. moschetto, Sperber) nach den beiden Vögeln benennt, die wegen ihrer Stoßkraft bekannt sind und so schnell auf ihre Beute fliegen wie die Kugel auf ihr Ziel.[1]) Bei anderen Wörtern wieder ist die Gleichheit der Würde, Stellung oder Geltung bestimmend gewesen, daher die Namen Ameisenkönig und Rattenkönig. Ferner finden wir auch Übergänge aus einer Sinneswahrnehmung in die andere, z. B. wenn Lessing von einem süßen Silbertone spricht, wenn grell von Tönen und Lichterscheinungen, weich von Gefühl (Brot), Geschmack (Wasser) und Gehör (Stimme) gesagt wird; oder aus räumlichen Bestimmungen in zeitliche, z. B. auf der Stelle, lange (= lang), nächstens (= ganz nahe), gerade, gleich, eben.

Sehr häufig sind auch Übertragungen aus dem Bereiche der Sinnenwelt in das geistige Gebiet. 'Hinter allen abgezogenen Bedeutungen des Wortes liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem Grunde' (J. Grimm). Auf diesem Wege ist die ganze Schar der Begriffe für Gemüts- und Verstandestätigkeit geschaffen worden. Dabei wurde wohl ursprünglich, um Mißverständnisse zu verhüten, ein Ausdruck wie 'im Gemüt, an den Sinnen' hinzugefügt; z. B. ist dies bei klug nachweisbar, das zunächst die Bedeutung fein, zierlich hatte, dann, auf das geistige Gebiet angewendet, mit den verdeutlichenden Worten an dën sinnen (kluoc) gebraucht wurde[2]); auch zeigt die älteste griechische Sprache, wie sie uns in den Homerischen Gedichten entgegentritt, durchweg die gleiche Neigung, eni phresin, kata

1) Dadurch ist der Übergang von der mittelalterlichen Jagd mit Reiher und Falke zur neuern mit Pulver und Blei gut gekennzeichnet.

2) Bei Boner und Brant; spaehe an sinnen bei Gottfried von Straßburg, Tristan 9904; wîse an sinnen bei Boner 99, 70.

thȳmon u. a. hinzuzufügen.[1]) So erklärt sich der Bedeutungsübergang von merken: mit Marken abgrenzen, begreifen: betasten[2]), verstehen: prüfend davorstehen (vgl. griech. epistasthai und histasthai), einsehen: hineinsehen, inwendig sehen; auf welche Weise man Kenntnisse erwirbt, lehren die Ausdrücke erfahren (von fahren), bewandert sein (von wandern; vgl. routiniert mit routine und route), verschlagen (vgl. fûté von fustis, Knüttel), verschmitzt: mit der Schmitze gehauen (vgl. callidus, schlau von calleo, ich habe Schwielen). Die Grundbedeutung von Gnade (Neigung) schimmert noch hervor aus der Wendung diu sunne gienc ze gnâden, die Sonne ging unter, die von Huld und hold aus Halde; beide bezeichnen also von Haus aus die Neigung (Handlung des Neigens) und Herablassung. Der ursprüngliche Sinn von durchtrieben ergibt sich aus 2. Petri 2, 14: ein Herz, durchtrieben mit Ehrgeiz. Daß fromm einstmals so viel wie nützlich war, sagt uns das Zeitwort frommen; heilig kommt von heil (gesund), emsig von Ameise (Emse), streng von Strang (vgl. angestrengt tätig = angesträngt), einträchtig von zweien, die an einer Stange Wasser tragen, abgefeimt von Feim (Schaum; vgl. Abschaum der Menschheit und raffiniert); störrig hängt mit Storren (Baumklotz; vgl. klobig von Kloben) zusammen, gescheit (mhd. geschîde) mit scheiden (mhd. schîden), Stolz mit einherstelzen, keck (eig. lebendig) mit Quecksilber und Quecke. Überzeugen heißt eigentlich jemand durch 'Zeugen' dahin bringen, daß er etwas glaubt.[3]) Federlesen bedeutet von Haus aus die Federn von den Kleidern ablesen, dann allgemein schmeicheln, liebedienern. Ziemen geht auf denselben Stamm zurück wie zahm und zähmen, schmähen wie schmächtig, heucheln wie hauchen, rühren wie Ruhr und Aufruhr; vergällen ist = bitter wie Galle machen, erschrecken und sich entsetzen so viel als aufspringen (vgl. Heuschrecke und mundartlich Schruck: Sprung im Glase), entzücken, verzücken = dahinziehen in höheren Re-

1) Vgl. Fulda, Unters. über d. Sprache d. Hom. Ged. Duisburg 1865.

2) In Luthers Bibel (1. Mos. 27, 21) sagt Isaak noch zu Jakob: 'Tritt herzu, mein Sohn, daß ich dich begreife.'

3) So noch am Anfang des 18. Jahrhunderts.

gionen; schaudern ist stammverwandt mit schütten und schütteln (vgl. erschüttern), rüffeln (riffeln) leitet sich von mhd. riffeln, durchkämmen her (vgl. durchhecheln, herziehen über), ausgelassen von auslassen (freilassen), begabt von begaben (beschenken)[1]); bestechen heißt eigentlich mit dem goldenen Spieße durchstechen, d. h. durch Zahlung gewinnen; schelten ist verwandt mit schalten, dessen Grundbedeutung stoßen, schieben noch aus Schalter (Schiebfenster) und Schalttag (eingeschobener Tag) erkennbar ist, endlich grübeln mit graben (im Simplizissimus noch: mit den Fingern in den Wänden grübeln).

Ebenso gehört zur Gruppe der Übertragungen die Einsetzung des Teils für das Ganze. Wir reden von einem Schreihals oder Dummkopf und meinen damit nicht allein den Hals oder Kopf, sondern den ganzen Menschen. Verwandt sind Bezeichnungen wie Blaustrumpf, Rotkäppchen, Haudegen, Generalstab (eig. Kommandostab), in denen ein Bekleidungs- oder Schmuckgegenstand für die ihn tragenden Personen eingesetzt wird. In gleicher Weise ist durch örtliche Anknüpfung von Vorstellungen die Bedeutung geändert worden bei Hammer, Münze, wo von den Gegenständen, mit denen man sich beschäftigt, das betreffende Gebäude, bei Liedertafel, Tafelrunde, wo nach dem Ort auch die menschliche Umgebung benannt ist, und bei Wendungen wie 'der Hof ist abgereist, das Abgeordnetenhaus ist aufgelöst worden', wo die Örtlichkeit den Namen für die sich darin aufhaltenden Personen hergegeben hat. Durch ein zeitliches Band sind verknüpft die Wörter Mahlzeit und Mal (Zeitpunkt), Messe und missa (Jahrmarkt, weil dieser an kirchlichen Festtagen abgehalten wurde; vgl. foire: feriae), aufhören und aufhorchen (= die Arbeit beendigen), Mond und Monat, Mai und Maie (Maibaum), Morgen als Zeit und als Flächenmaß. Endlich geht häufig ein Zustands- oder Tätigkeitsbegriff durch ursächliche Verknüpfung in den entsprechenden Dingbegriff über. Bei Rat, Herrschaft und Regierung ist die Bezeichnung der gewohnheitsmäßigen Tätigkeit auf die ausübenden Menschen, in

1) 'Die Mutter mit dem Jesusknaben, den die drei Könige begaben' (Schiller, Kampf mit dem Drachen).

Bildung, Aufklärung, Einrichtung auf das Ergebnis übertragen. Im Grunde derselbe Vorgang ist es, wenn Wörter auf -heit und -schaft aus Abstrakten zu Kollektiven werden. Kundschaft war ursprünglich ein Bekanntsein, Mannschaft die Mannheit; Dienerschaft und Menschheit hatten noch bei Goethe neben der jetzigen Bedeutung die von Dienst und Menschlichkeit.

168. Nicht selten kommt es bei diesen Übertragungen zu den wunderlichsten Gedankensprüngen. Denn gleich dem munteren Falter gaukelt die Wortseele hin und her und nötigt uns, ihr auf unregelmäßig verschlungenen Pfaden zu folgen. So bezeichnet Hofschranze eigentlich ein geschlitztes Kleid, Münster (monasterium) die Hütte eines Einsiedlers, Kofent (dünnes Bier) die Zusammenkunft (conventus) der Klosterbrüder. Wildfang ist ursprünglich ein Wildgehege, Frauenzimmer der Aufenthaltsort der Frauen, Bursche (so viel wie Börse) der Zusammenkunftsort der Studenten[1]); Gassenhauer war im 16. und 17. Jahrhundert ein Pflastertreter, dann auch das von ihm gesungene Lied, Dompfaffe zunächst ein Pfaffe am Dome, dann auch der Blutfink wegen seines schwarzen, einer Kappe ähnlichen Scheitels; Faulpelz eigentlich der Pelz oder Schimmel, der Faules überzieht. Kanne(n)gießer bezeichnet von Haus aus einen Zinngießer; seitdem aber der dänische Dichter Holberg 1722 einen solchen auf die Bühne brachte, der sich unbefugt in die Politik mischte, hat es seinen jetzigen Sinn erhalten. Wer denkt ferner beim Worte Sprengel (kirchlicher Bezirk) noch an das Zeitwort sprengen? Und doch ist Sprengel nichts weiter

1) 'In Verfall geraten die alten Konvente und geistigen Genossenschaften des 14. Jahrh., und die Sprache bezeugt auch für andere Lebenskreise den Niedergang des alten genossenschaftlichen Ferments, indem sie aus dem Begriffe bursa, studentische Genossenschaft, den individualistischen Begriff Bursche, aus dem Begriff camerata, Stubengenossenschaft, den eines Kameraden und endlich, wenn auch erst seit Beginn des 17. Jahrh., aus dem mhd. vrouwenzimer im Verstande von gynaeceum unsern individualistischen Begriff Frauenzimmer entwickelte' (K. Lamprecht, Deutsche Geschichte V, S. 123). Eine Geschichte des Wortes Frauenzimmer gibt E. Seidenadel in d. Zeitschr. f. d. Wortforsch. V, S. 59ff.

als der Weihwedel, mit dem der Bischof sprengt, und dann der Bezirk, innerhalb dessen ihm kraft seines Amts diese Befugnis zusteht. Wem kommt bei rammen noch der Gedanke an ram, Widder (vgl. Ramschgesicht: Rams-Gesicht), bei Kran an Kranich, bei Laune an den veränderlichen Mond (entlehnt aus lûna), bei Eloge an elogium, Grabschrift?[1])

169. Daß sich bei der unendlichen Zahl der Bedeutungsübergänge manche an verschiedenen Wörtern oder bei gleichen Wortstämmen in verschiedenen Sprachen wiederholen, ist fast selbstverständlich. Oft gibt eine solche Kette ähnlicher Erscheinungen dem Gelehrten eine sichere Bürgschaft für die Richtigkeit der Auffassung im einzelnen Falle. 'Die Reihe der Analogien verstärkt die Überzeugung wie die Verlängerung des Hebels die Kraft der Wirkung.'[2]) Wie contentus und continere sind befriedigen und einfriedigen, Behagen und einhegen wurzelverwandt. Daß man vom wallenden Wasser denselben Eindruck hat wie von der lodernden Flamme, zeigen die Ausdrücke Flammenmeer, Brandung: Brand; an. brim (Brandung): mittelengl. brim (Glut); Sod (mhd. sôt, Brunnen, Bad; vgl. Soden): sieden; aestus, Brandung: aestus, Glut; torrens, Gießbach: torrere, dörren. Die Barte (Beil) wurde aufgefaßt als die bärtige, daher Barte: Bart = an. skeggja (Barte) = skegg (Bart), mittelengl. barbe (Barte): lat. barba (Bart); der Kopf als Schale, daher cuppa, Becher: Kopf = testa, Scherbe: frz. tête, Kopf = an. kolla, Topf: kollr, Kopf; Knospe und Knopf sind stammverwandt, beide Bedeutungen vereinigt in sich frz. bouton; gemere (seufzen) ist eines Stammes mit griech. gemein, voll sein, und seufzen mit saufen; züchtigen verhält sich zu züchtig wie castigare zu castus; werben zu der noch in Wirbel erkennbaren Grundbedeutung wie ambire mit Bitten angehen zu ambire herumgehen (vgl. um den Bart gehen).

170. Bei den bisher besprochenen Fällen haben wir beobachtet, daß die neue Bedeutung der alten immer verhältnis-

1) Vgl. auch meine Abhandlung in Lyons Zeitschr. X, S. 144 ff.
2) Welcker, Griechische Götterlehre S. 116.

mäßig nahe steht; um so mehr muß es daher befremden, daß es auch Worte gibt, die zwei ganz entgegengesetzte Bedeutungen aufweisen.[1]) Doch erklärt sich die befremdende Tatsache auf einfache Weise. Bisweilen ist die Verschiedenheit bei der örtlichen oder zeitlichen Auffassung in dem abweichenden Standpunkte begründet; wenn z. B. im Mhd. ort (vgl. Ruhrort) und ende den Anfang und das Ende bezeichnen, so kommt es eben auf den Standpunkt des Beschauers an; ebenso wenn wider gegen oder zurück (vgl. Wiederkehr) bedeutet und gestern den dem heutigen Tage vorausgehenden oder folgenden Tag (got. gistradagis, morgen, ahd. êgëstern, übermorgen und vorgestern) bezeichnet. Auf versteckten Spottreden (Ironie) beruht der scheinbar schroffe Bedeutungssprung bei jemand anführen, zum besten haben, einem etwas weismachen (= einen weise machen), ihm heimleuchten, etwas aufbinden, anheften (urspr. Arm- und Beinringe als Geschenke; vgl. auch etwas ans Bein binden, jetzt = verlieren), Augenpulver (kleine Schrift; eigentlich Augenheilmittel). Kann doch auch das Wort jawohl mit besonderer Betonung und Stimmfärbung im Sinne von nein gebraucht werden. Bei den meisten derartigen Ausdrücken ist aber die zugrunde liegende Vorstellung derart, daß sich mit Leichtigkeit der entgegengesetzte Sinn entwickeln konnte; daß z. B. flennen in einigen Mundarten weinen, in anderen wieder lachen bedeutet, erklärt sich von selbst, wenn man weiß, daß das Wort von Haus aus ganz allgemein 'das Gesicht verzerren' bezeichnet.[2])

171. Hatten wir oben die Behauptung ausgesprochen, daß sich der Wortkörper meist ohne Einwirkung der Wortseele weiter entwickelt und umgekehrt, so müssen wir nun noch die Ausnahmen erwähnen, d. h. Wörter, bei denen zwischen Innerem und Äußerem, Sinn und Form eine deutliche Beziehung vorhanden ist. Zunächst gilt dies von einer Reihe s c h a l l n a c h-

1) Vgl. Abel, Sprachwissenschaftl. Abhandl. Leipzig 1885. S. 311 ff.

2) Im Volksmunde gehen die Begriffe lehren und lernen, borgen und leihen, Schuldner und Gläubiger ineinander über; vgl. auch Pate und Hildebrands Aufsatz in Lyons Zeitschr. VII, S. 577 ff.

bildender Ausdrücke[1]), wie krachen, donnern, poltern, knattern, klappern, klirren, klingen, säuseln, zischen, in denen durch die Mitlaute (besonders r, l, s, sch) die verschiedenen Geräusche der Natur nachgeahmt und durch die bald helleren, bald dunkleren Selbstlaute die Klangfarbe zum Ausdruck gebracht wird; dann vielleicht auch von anderen im Bereiche des Gesichts- und Gefühlssinns liegenden Bezeichnungen, wie Glas und glatt; Gries, Graupen, Grus; Schlamm, schlüpfen, schlickrig. Und wenn Goethe zu weit geht mit seiner Behauptung: 'Jedem Worte klingt der Ursprung nach, wo es sich herbedingt'[2]), so hat er doch nicht so unrecht mit den Worten, die darauf folgen: 'Grau, grämlich, griesgram, greulich, Gräber, grimmig, etymologisch gleicherweise stimmig, verstimmen uns'.

Aus alledem ergibt sich, daß es eine lohnende Aufgabe ist, den schaffenden Sprachgeist in seiner Werkstatt zu belauschen, daß daher Lessing in den Antiquarischen Briefen mit Recht sagt: 'Mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennt.'

---

1) Vgl. Winteler, Naturlaute u. Sprache. Aarauer Programm 1892.
2) Faust 2. Teil. Bd. XII, S. 105 der Cottaschen, Bd. XIII, S. 78 der Hempelschen Ausgabe.

Die natürliche Sprache ist Frau Kaiserin.
Luther.

13. Veränderung der Redensarten.

172. Unsere Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten sind sicher ziemlich alt, doch können wir leider nur sehr wenige über die nhd. Zeit zurückverfolgen; z. B. sagte man schon im 12. Jahrhundert: 'Man sol den Mantel keren, als das Weter gat' und im 14.: 'So man den Wolf nennet, so er zudrenget' (= so kommt er). Sie entstehen gewöhnlich im Volksmunde; daher kommt in ihnen oft die Eigenart einer ganzen Nation oder einer bestimmten Gegend deutlich zum Ausdruck. Gleichwie es für die Deutschen charakteristisch ist, daß sie von jemand, bei dem alle Mühe nichts fruchtet, sagen, an ihm sei Hopfen und Malz verloren[1]), so kennzeichnet die katholischen Gegenden unseres Vaterlandes die Redewendung, an ihm sei Chrisam (Salböl) und Taufe verloren. Denn die Vorliebe für den Gerstentrank ist den Deutschen, der Gebrauch des Salböls aber der katholischen Kirche eigentümlich. Während sich nun Ausdrucksweisen, die ein so bestimmtes Gepräge haben, im allgemeinen wenig verändern, werden andere im Laufe der Zeit häufig umgemodelt, ohne daß man den Urheber, die Entstehungszeit und den Ursprungsort dieses sprachlichen Wandels genauer angeben kann. So werden zunächst aus Bequemlichkeitsrücksichten allerhand Kürzungen vorgenommen. Denn das Volk unterdrückt gern alles, was es als selbstverständlich erachtet und als bekannt voraussetzt. Da sich nun aber späteren Geschlechtern der Sinn des weggelassenen Satzteiles zuweilen verdunkelt, so erscheinen diesen solche Wendungen oft wie abgegriffene

1) Die Römer sagen oleum et operam perdidi, ich habe Öl und Mühe verloren, woraus die Bedeutung des Olivenöls für sie klar wird.

Münzen, an denen man Bild und Aufschrift nicht mehr deutlich erkennen kann. Z. B. verstehen wir die volkstümliche Redensart: 'er lacht wie ein Töpfer' erst dann richtig, wenn wir wissen, daß die Fortsetzung lautet: 'dessen Wagen umgefallen, dem aber nichts zerbrochen ist', was noch jetzt in einigen Gegenden Sachsens gesagt wird. So spricht man gegenwärtig nicht mehr von blauen Enten (oder blauen Gänsen) wie früher, um Lügen oder Flunkereien zu bezeichnen, sondern nur von Enten (Zeitungsenten), während sich blau in den Verbindungen blauen Dunst vormachen und sein blaues Wunder sehen erhalten hat. Ferner erzählt man jetzt von einem, der genötigt wird, etwas zu tun, was andere nicht tun wollen: 'er muß herhalten', denkt aber gewöhnlich nicht daran, daß hier das Objekt weggelassen ist; im 18. Jahrhundert sagte man noch: 'er muß seinen Kopf herhalten' (er soll eben hingerichtet werden). Ähnlich steht es mit 'zur Ader lassen' und 'aufbrechen'. Denn dort ist das Blut, hier das Lager unterdrückt worden; jenes wird an der Ader herausgelassen, dieses aufgebrochen (= abgebrochen).

173. Die Angabe des Satzumstandes vermissen wir bei 'aufschneiden' und 'durchfallen'. Im Simplizissimus heißt es noch 'er schneidet mit dem großen Messer auf' (nämlich das Wild nach Weidmanns Art) und in Johann Paulis Schimpf und Ernst lesen wir 'der gute Herr fiel durch den Korb', wodurch wir an die Sitte erinnert werden, daß die Geliebte dem Freiersmann einen Korb aus ihrem Fenster herabließ, um ihn darin hinaufzuziehen. War er ihr aber nicht willkommen, so lockerte sie den Boden, daß er beim Anziehen durchfallen mußte. In gleicher Weise erklären sich die Redensarten 'anlaufen lassen' (an den Speer, nämlich den Eber), 'durchziehen' (durch die Hechel; vgl. durchhecheln); ähnlich liegt die Sache bei 'ein Haar darin finden' (ursprünglich ein Haar in der Suppe oder im Essen finden), 'darauf zu laufen wissen' (auf dem Seile), 'dahinterkommen' (hinter die Schliche), 'hineinfallen' (in die Grube, die zum Fangen eines Tieres gegraben ist), 'herausrücken' mit etwas (hinter dem Berge hervor, aus dem Hinterhalt). Und wer denkt jetzt noch daran, daß 'bestatten' und 'bestechen' einst

die Zusätze 'zur Erde' (vgl. Jesus Sirach 38, 16) und 'mit dem goldenen Spieße' hatten? Oder wer sieht es den Ausdrücken 'herausstreichen' und 'durchstechen' an, daß sie unvollständig sind und von Haus aus lauteten 'mit lebendigen Farben herausstreichen' und 'durch den Zaun stechen'?[1]) Mehrfach werden das unterdrückte Objekt und die Fürwörter 'es' oder 'etwas' angedeutet, z. B. in den Wendungen: 'es bei jemand verschütten', nämlich das Öl, wie man noch jetzt im Elsaß sagt, 'es jemand stecken', nämlich das Ziel oder das Schreiben als Steckbrief ans Tor; 'es mit jemand aufnehmen' oder 'es anlegen auf jemand', nämlich das wâfen = die Waffe, 'es einem eintränken' (das Gifttränkchen), 'es einem auswischen', nämlich das Auge, weil der Sieger in alter Zeit häufig dem Unterliegenden die Flüssigkeit aus dem Auge ausdrückte oder auswischte, 'einem etwas anhängen', ursprünglich eine Flasche, was sich aus it. appiccare il fiasco ad alcuno ergibt. Wie noch im 18. Jahrhundert (z. B. in Wurzen) den klatschhaften Weibern Schandflaschen zur Strafe an den Hals gehangen wurden, so früher auch den auf der Volksbühne durchgefallenen Schauspielern (daher wohl auch die Wendung Fiasko machen, faire fiasco).

174. Aber auch der umgekehrte Fall kommt vor, daß das Volk Redewendungen erweitert, namentlich Hauptwörter im Interesse der Deutlichkeit oder im Scherz, um stärker aufzutragen, mit einem Zusatze versieht. So bedeutet 'Haare haben' (ein haariger Kerl sein) so viel als mannbar, kräftig, tüchtig sein. Daraus entwickelte sich die Redensart 'Haare auf der Zunge haben' und neuerdings 'Haare auf den Zähnen haben', was natürlich nicht wörtlich genommen werden darf, sondern bloß besagen will, daß der Betreffende mit der Zunge und den Zähnen gut beschlagen ist, sich mit beiden tüchtig zur Wehr setzen kann. Ferner sagt Luther von einem, der unter dem

---

1) Im Turnier zu Fuß, das unter Kaiser Maximilian I. aufkam, durfte man nur über die Schranken stechen, nicht unten durch, weil es als unehrlich galt, die Beine des Gegners zu treffen. Daher sagt Luther: 'Daß Ew. Kardinel Heiligkeit mich damit durch einen Zaun stechen und stochern' = versteckt angreifen, sticheln.

Geleit des Todes fortzieht: 'er liegt in den Zügen', und dementsprechend heißt es noch jetzt z. B. in Vorarlberg: 'der Kranke zieht' (liegt im Sterben); aber anderswo hält man für nötig, das Wort 'letzten' hinzuzufügen und sich auszudrücken: 'er liegt in den letzten Zügen'. Und während es noch im 16. und 17. Jahrhundert heißt: 'dazu schweige der Teufel und seine Mutter', macht man gegenwärtig allgemein aus der Mutter eine Großmutter. In gleicher Weise werden die Wendungen: 'er ißt wie ein Drescher' und 'der Himmel hängt ihm voller Geigen' z. B. in Thüringen ausgestaltet zu 'er ißt wie ein Scheunendrescher' (Scheffelsdrescher) und 'der Himmel hängt ihm voller Baßgeigen'. Ebenso findet sich in einer Thüringer Christkomödie aus Arnstadt vom Jahre 1705 der Ausdruck 'das geht nach Viertelsnoten' statt nach Noten, wodurch wahrscheinlich gemacht wird, daß wir hier wirklich eine musikalische Metapher vor uns haben und nicht mit verschiedenen Gelehrten an Ableitung von Not denken dürfen. Ebenso sprechen die thüringischen Formeln: 'du wirst schon dein Lammfett bekommen' und 'er ist so munter wie ein Eckerdaus' dagegen, daß die Wörter Fett und Daus in diesen Verbindungen aus frz. fait (avoir son fait) und aus dusius, Dämon oder Daus, Teufel herstammen. Eine Umgestaltung anderer Art beobachten wir bei dem bekannten Turnerspruche: 'frisch, fromm, fröhlich, frei'. Dieser enthält in den frühesten Fassungen gewöhnlich drei Eigenschaftswörter, so bei Abraham a Santa Clara 'frisch, frei fröhlich' (Abrahamische Lauberhütte 206) und 'frisch, froh, frei' (Merks Wien 25). Der Turnvater Jahn aber, der sich daraus seinen Wahlspruch bildete, nahm das Wort fromm hinzu, und als 1846 auf dem Turnfest zu Heilbronn über die Annahme eines Turnerzeichens beraten wurde, entschloß man sich auf Antrag des Darmstädter Abgeordneten dazu, dasselbe zu tun wie Jahn, vielleicht um so lieber, weil sich die vier F so schön zu einem wohlgeordneten Ganzen zusammenfügen ließen.[1])

---

1) Auch ganze Sätze werden mitunter hinzugefügt, z. B. erweitert man in Leipzig die Redensart: 'in der Not frißt der Teufel Fliegen'

175. Doch nicht bloß durch Weglassung oder Zusatz verändern sich die Redensarten, sondern es werden oft auch einzelne Ausdrücke darin durch gleichbedeutende oder sinnverwandte andere ersetzt. Leicht verständlich ist dieser Hergang, wenn ein Wort ausstirbt, wie z. B. das Verbum gumpen, hüpfen, das Stammwort des Gimpels (früher Gümpel = Hüpfer). So lesen wir noch in Luthers Tischreden: 'Wenn es dem Esel zu wohl wird, so geht er aufs Eis gumpen', wofür es jetzt heißen muß 'tanzen'. Aber auch sonst kommen Abweichungen von dem früheren Gebrauche vor, zumal wenn dem Volke der ursprüngliche Sinn eines Wortes nicht mehr recht klar ist. 'Das Hasenpanier aufwerfen' heißt nach Art eines Hasen das Schwänzchen auf der Flucht in die Höhe stehen lassen, dann allgemein Reißaus nehmen, fliehen. Wer aber für aufwerfen ergreifen einsetzt, denkt nicht mehr an 'die Fahne' des Hasen; noch viel weniger der, welcher sagt die Flucht ergreifen (bei Luther die Flucht suchen oder geben = fliehen)[1]). Im Mhd. war es üblich, jemand 'auf ein Eis zu leiten', aber bereits 1532 heißt es in einem Schreiben von Schwestern der Abtei Herwardshude an den Hamburger Stadtrat: also syn wy arme verwäldigede kind upt is gevort (aufs Eis geführt). Aus 'jemand hassen wie die Sünde' hat sich die Redensart entwickelt 'jemand für so dumm halten wie die Sünde' (in Leisewitz' Julius von Tarent: er ist so dumm wie die Erbsünde). Einst wurde es für besonders schwierig angesehen, einen Bären anzubinden; daher heißt es in mhd. Zeit: ich haete senfter einen bern zu dirre naht gebunden. Daraus entwickelte sich im Jägerlatein die Bedeutung übertreiben, z. B. im Simplizissimus 1, 289: daß ich ihnen, wenn ich nur aufschneiden wollen, seltsame Bären hätte anbinden können; jetzt aber ist für anbinden das Wort aufbinden eingetreten, vermutlich deshalb, weil die jemand 'aufgebündelten' Lügen als Last betrachtet wurden (vgl. die

---

durch die Worte: 'und fängt sie auch noch selber' oder: 'und denkt, es sind kleine Rosinen'.

1) Schon Adelung gibt aufwerfen und ergreifen nebeneinander an.

Redensart lügen, daß sich die Balken biegen, und jemand die Hucke voll lügen). Auch 'laufen' wir jetzt nicht mehr 'an die große Glocke' wie früher, sondern hängen oder schlagen eine Neuigkeit daran. Sodann war 'Senf mahlen' in ältester Zeit eine häufig vorkommende Formel für nichtige Reden vorbringen, gegenwärtig setzt man für mahlen das abgeblaßte Wort machen ein, fügt aber dann gern das Adjektiv lang hinzu.[1]) Wie die Redensart 'er hat Manschetten', er hat Angst, entstanden ist, können wir nur mutmaßen. Im 18. Jahrhundert sagte man dafür in studentischen Kreisen 'die Manschetten zittern ihm', was die Vermutung nahe legt, daß es zuerst den Verbrechern gegolten hat, denen beim Gange zur Richtstätte Handschellen angelegt wurden. Wenn nun die Übeltäter in ihrer Todesangst zitterten, da zitterten natürlich auch 'die Manschetten'.[2])

716. Aber nicht allein Zeitwörter verändern sich in solchen Wendungen, sondern auch Hauptwörter. In der bekannten Wendung 'er weiß, wo Barthel den Most holt' setzt der Nordwestdeutsche vielfach Mostert (Senf) für Most ein und denkt nicht mehr daran, daß Barthel in der Gaunersprache das Brecheisen und Moos das Geld bezeichnet. Für 'ein Hälmlein durch das Maul ziehen' heißt es jetzt 'einen Honigfaden durch den Mund ziehen', für 'große Rosinen im Sack haben' hört man in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes 'große Rosinen im Kopfe haben' (hoch hinaus wollen), was sich wohl daraus erklärt, daß man an die Mucken (= Mücken), Raupen usw. gedacht hat, die jemand nach dem Volksmunde im Kopfe haben kann. Luther schrieb 'die Hand aus der Suppe ziehen', bei anderen Schriftstellern liest man dafür 'die Hand von der Butte lassen', was ursprünglich auf solche geht, die sich an Trauben vergreifen, wenn sie in einer Butte zur Kelter getragen werden. Daraus hat man neuerdings, besonders in Nord- und Mitteldeutschland, den Zuruf 'Hand von der Butter!' gemacht, wohl

1) Einen langen Senf machen ist vielleicht gebildet nach dem Muster von einen langen Salm (= Psalm) machen.

2) In Mecklenburg sagt man in demselben Sinne Gamaschen haben. Vgl. G. Mentz, Delitzscher Programm 1897, S. 21.

zunächst in einer Gegend, wo man das Wort Butte für ein großes Gefäß nicht kannte. Ebenfalls in örtlichen Verhältnissen ist der Wandel einer anderen Redensart begründet. 'Jemand reines Bier einschenken' lesen wir zuerst bei Herzog Julius von Braunschweig, weshalb angenommen werden darf, daß diese Wendung im Lande der alten Sachsen heimatsberechtigt ist; denn dort wurde früher das beste Bier (z. B. das Einbecker) gebraut und das meiste getrunken; die heutige Ausdrucksweise 'jemand reinen Wein einschenken' ist wahrscheinlich in der Rheingegend entstanden.

177. Mitunter finden wir eine Reihe verschiedener Formen in den einzelnen Mundarten nebeneinander. So spricht man hier 'aufpassen wie ein Heftelmacher' (d. h. Stecknadelmacher), dort 'wie ein Heftelsmann' und wieder an anderen Orten 'wie ein Hechelmacher'[1]). Weit verbreitet ist 'dastehen wie ein Ölgötze', d. h. wie ein altes, steifes Heiligenbild, das häufig eine Öllampe trug; dafür kommt aber auch vor 'wie ein Trangötze', 'wie ein hölzernes Herrgottchen' (Köln) oder wie ein Mann an der Orgel' (Ruhla). Neben 'es regnet wie mit Kannen' sagt man auch 'wie mit Kübeln, wie mit Mulden' oder 'wie mit Bindfaden' und 'wie mit Ackerleinen'. Wer Unglück hat, steckt 'in der Tinte', 'in der Brühe', 'in der Sauce' oder 'in der Patsche' (d. h. im Schlamme). Bei Fischart heißt es: 'sie gaffen ihn an, wie ein Kalb ein neues Tor', bei Grimmelshausen 'wie die Katze ein neues Tor', bei Luther im Briefe vom Dolmetschen: 'die Eselsköpfe sehen ihn an, wie die Kühe ein neues Tor'. In Leipzig wird einem Vielschwatzenden nachgesagt, 'sein Maul gehe wie eine Dreckschleuder oder wie eine Windmühle', in Hessen hört man dafür 'wie eine Windklapper', in Dithmarschen 'wie ein Lämmerschwanz'. Von einem, der kerzengerade und steif dahingeht, sagen die Spötter, er habe 'einen Besenstiel im Rücken', 'ein Lineal oder einen Ladestock verschluckt' während bei der Klara Hätzlerin dafür steht: 'Er trägt den Leib aufgestreckt,

1) Bei Abraham a Santa Clara, Etwas für alle 740 heißt es: 'Es ist ein bekanntes Wort: er schaut wie ein Nadelmacher'.

man sagt, ihm stecke ein Scheit im Rücken'. Für die Wendung 'sein Weizen blüht' findet sich bei Walther von der Vogelweide 'sein Wein ist gelesen' und in Meier Helmbrecht 'das Bier ist ihm gebraut'.

Nicht selten werden auch Redensarten, die der großen Masse nicht mehr recht verständlich sind, von ihr volksetymologisch zurechtgelegt. Auf diese Weise ist der Ausdruck 'nassauern' entstanden im Sinne von etwas umsonst genießen. Hier darf man nicht, wie meist geschieht, an die Vergünstigungen (Freitische usf.) der in Göttingen studierenden Nassauer denken, sondern hat lediglich Anlehnung des Eigenschaftswortes naß in der selteneren Bedeutung 'schlau, verschlagen' an den Namen des Landes Nassau anzunehmen. Wie man in Berlin von einem, der frei ins Konzert oder Theater geht, sagt, er freibergere, so auch von einem, der 'für naß hineinkommt',[1]) er nassauere. Auf ähnlichem Wege ist aus der alten Wendung 'am Hungertuche nähen' bei dem Gedanken an den Hunger die neue 'am Hungertuche nagen' entstanden.

Daraus ergibt sich, daß der schaffende Volksgeist nie rastet, sondern Wörter und Redewendungen nach Form und Inhalt umwandelt und zwar bald mehr, bald weniger, je nach ihrer Durchsichtigkeit und der Stimmung derer, die sie im Munde führen.

---

1) So heißt es noch jetzt in Thüringen. Vgl. meine Auseinandersetzungen in Kluges Zeitschr. f. d. Wortforschung I, 273ff.

Du, Gedanke, bist der Gebieter, die folgsame
Sprache ist dir treu und hold. Klopstock.

14. Satzlehre.[1])

178. Ein Hauptkennzeichen der neuern Sprachen ist der Ersatz der Biegungsformen durch besondere Wörter. Schon bevor sich die Endungen des Hauptworts im Getriebe des Verkehrs abschwächten, traten öfter verdeutlichende Zusätze zu gewissen Biegungsfällen; als sie aber mehr und mehr unkenntlich wurden, stellte sich das Bedürfnis heraus, durch hinzugefügte Verhältniswörter jeglicher Zweideutigkeit vorzubeugen. Dies können wir beim Übergange des Lateins in die romanischen Sprachen, aber auch in der Entwicklungsgeschichte unserer Muttersprache beobachten. Im Hildebrandsliede lesen wir swërtu houwan (mit dem Schwerte hauen), dînu spëru wërpan (mit deinem Speere werfen); wie sehr jedoch bereits damals die alte Kraft und Bedeutung des Mittelsfalles (Instrumentals) im Schwinden begriffen war, ersieht man sofort daraus, daß er an andern Stellen des nämlichen Gedichts durch das Verhältnis-

---

1) Vgl. J. Grimm, Deutsche Grammatik Bd. IV; O. Erdmann, Grundzüge der deutsch. Syntax. Stuttgart I 1886, II 1898; H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau. 2. Aufl. Stuttgart 1901; L. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart. Leipzig 1900. S. 235 ff.; O. Erdmann, Syntax der Sprache Otfrieds. Halle 1874 ff.; O. Behaghel, Syntax des Heliand. Wien 1897; H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. 3. Aufl. Halle 1898; H. Wunderlich, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt. Weimar 1894; K. G. Andresen, Sprachgebrauch u. Sprachrichtigkeit im Deutschen. 8. Aufl. Leipzig 1898; Th. Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. 2. Aufl. Leipzig 1897; Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. 3. Aufl. Leipzig 1903; O. Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatze. Paderborn 1899; H. Paul, Mhd. Grammatik. 5. Aufl. Halle 1900.

wort 'mit' gestützt wird[1]); und dieses erschien im Laufe der Zeit um so unentbehrlicher, als nach dem Übergange der Endung u in e die Formen des Dativs und des Instrumentals zusammenfielen. Anders verfuhr man mit dem Ablativ. Seine Gebrauchsweise ging nur zum Teil auf Verhältniswörter mit ihrem Biegungsfalle über, im übrigen aber wurde er zunächst durch den bloßen Genetiv ersetzt, der daher im Ahd. und Mhd. einen außerordentlichen Gebrauchsumfang hat. Doch auch dieser mußte schließlich, dem Zuge der Zeit folgend, vielfach vor der überall eindringenden Umschreibung weichen. Luther verwendete z. B. noch den im Mhd. nicht seltenen[2]) Wesfall des Maßes (= lat. ablat. mensurae), so 1. Samuel 10, 23: 'Der war eines Hauptes länger denn alles Volk'; jetzt sagen wir 'um ein Haupt länger' u. s. w.

Wie stark die Neigung zu umschreiben in unserer Sprache geworden ist, lehrt ein Vergleich des ältern Schrifttums mit dem der Gegenwart. So hat die bloße Nennform (Infinitiv) einen Teil ihres Gebiets an die durch das Verhältniswort 'zu' verstärkte Nennform abtreten müssen. Im Mhd. konnten noch beginnen, geruhen, sich zutrauen (trûwen), fürchten, pflegen, geben u. a. dieses 'zu' entbehren, ebenso viele Zeitwörter der Willensäußerung (bitten, mahnen, raten, gebieten, erlauben u. a.), jetzt aber nur noch die Hilfsverba können, sollen, müssen, dürfen, lassen, heißen u. s. f. Aus der Bibelübersetzung Luthers ersehen wir, daß damals noch alle Wörter des Begehrens mit dem zweiten Falle verbunden werden konnten. So heißt es 1. Korinther 10, 6: 'Daß wir uns nicht gelüsten lassen des Bösen' (= nach Bösem) und Galater 5, 26: 'Laßt uns nicht eitler Ehre geizig sein'. Desgleichen verwendet Luther vielfach noch den Wesfall der Teilung (des Wassers nehmen, seines Weinstocks essen u. s. w.), wo wir das Verhältniswort von gebrauchen würden.[3])

1) Z. B. spenis mih mit dînêm wortum, lockst mich mit deinen Worten. Vgl. auch Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 927 ff.

2) Z. B. Walther v. d. Vogelweide 103, 5: dicker eines dûmen.

3) Nach griechischem Vorbilde haben die Dichter diesen Teilungs-

Mitunter haben lautliche Schwierigkeiten die Neigung zur Umschreibung gefördert. Man sagt die Bewohner Berlins, aber nicht die Bürger Koblenz's, Mainz's, Paris's, weil hier die beiden Zischlaute schwer sprechbar und darum störend sein würden; manchmal hat man auch deshalb zum Verhältniswort seine Zuflucht genommen, weil die Beifügung sich nicht beugen ließ: neben Vater zweier Kinder, dreier Kinder steht Vater von vier, fünf u. s. w. Kindern. Das Streben nach Deutlichkeit ist ebenso mit im Spiele gewesen, wenn man jetzt nicht mehr wie Luther sagt: 'Die Furcht der Juden (= vor den Juden) kam über sie'. Wieder andre Umstände haben bewirkt, daß bei vielen Ausdrücken der Trennung, Gemütsstimmung und Erinnerung statt des mhd. Wesfalls die Verbindungen mit 'von, über, an, für und vor' eintraten.[1]) Ab und zu schwankt der Sprachgebrauch noch jetzt; man sagt z. B. meist voll Bitterkeit, aber voll von (voller, voll) Menschen.

179. Doch nicht bloß durch Verhältniswörter ist der zweite Fall in seinem Besitzstande geschädigt worden, er hat auch einen Teil seines Eigentums an den vierten Fall abtreten müssen. Bei lang, breit, hoch, schwer, alt u. a. Eigenschaftswörtern steht im Mhd. jener, jetzt aber dieser zur Bezeichnung des Maßes, z. B. drei Fuß breit. Ferner haben durch den Wandel der Anschauungen und den Einfluß bedeutungsverwandter Ausdrücke, aber auch aus andern Gründen viele Zeitwörter ihr Verhältnis zu den davon abhängigen Hauptwörtern geändert. So nehmen jetzt hüten, pflegen, schonen, erwähnen, vergessen, verfehlen, wünschen meist und genießen, entbehren, bedürfen, brauchen, begehren häufig den Wenfall zu sich, während sie im Mhd.

---

genetiv wieder eingeführt; z. B. übersetzt Voß Odyss. 1, 110: 'einige mischten des Weins', 2, 57: 'trinken des funkelnden Weins'; bei Goethe lesen wir in Herm. und Doroth. 2, 67: 'sorgsam brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines', bei Schiller im Grafen von Habsburg: 'es schenkte der Böhme des perlenden Weins'.

1) Spärliche Trümmer des frühern Gebrauchs finden wir noch in Wendungen wie: 'ich denke dein, ich besinne mich eines Bessern, ich freue mich meines Daseins, ich strafe jemand Lügen, geisteskrank (aber: am Leibe krank), lebensfroh, berufsfreudig'. Vgl. Grimm, Grammatik IV, S. 646 ff.

entweder nur oder fast nur mit dem Wesfalle verbunden wurden.[1]) Luther schreibt noch 'pflege sein' und 'Mose hütete der Schafe'; Schiller noch 'nimm der Stunde wahr' und 'ich gewahre eines Felsenriffs'. Überhaupt hat der Sprachgebrauch der Dichter noch manche alte Fügung gerettet, die von der Prosa der Schriftsteller schon lange und vom Volksmund noch früher aufgegeben worden ist.

Wir sagen ferner jetzt 'den Fluß entlang' und 'ein Pfund Brot', während es einst dafür hieß 'entlang des Flusses' und 'ein Pfund Brotes'. Öfter bedienen wir uns auch noch des Wesfalles, ohne ihn als solchen zu erkennen, z. B. in den Redensarten: 'er will es nicht Wort haben, ich bin es gewohnt, ich habe es satt, er weiß es mir Dank, es nimmt mich Wunder'. Da nämlich das alte ës = eius allmählich mit ëz (= id) zusammenfiel, so schwand das Bewußtsein der Verschiedenheit; man glaubte hier überall den Wenfall vor sich zu haben und ließ nun auch Hauptwörter in diesem von den betreffenden Ausdrücken abhängen: 'ich habe die Sache satt, ich bin die Anstrengung nicht mehr gewöhnt, ich will den Kerl schon los werden (= seiner los, von ihm los werden), ich nehme diesen Baum wahr' (vgl. mhd. diu war, Aufmerksamkeit).

180. Auch der unabhängige, nicht von Haupt- und Zeitwörtern bestimmte Wesfall ist in seiner Verwendung stark eingeschränkt worden; nur sind hier die Überreste älterer Zeit, die uns einen Schluß auf den frühern Gebrauchsumfang gestatten, noch umfangreicher. Weil nämlich das Volk bestimmte Formeln häufig im Munde führte, während es andre nach und nach fallen ließ, so schieden diese gewissermaßen aus dem Verband

1) Der alte Brauch kommt bei den meisten Zeitwörtern im 14.—15. Jahrh. ins Schwanken. Bei vergessen, verleugnen, bedürfen u. a. macht die neue Verbindung der alten bereits im 16. Jahrh. den Rang streitig. Dabei ist es lehrreich zu beobachten, daß der vierte Fall in der Regel zuerst bei den Fürwörtern das, was, es u. s. w. eintritt. So werden bedürfen und begehren schon bei Berthold v. Regensburg (13. Jahrh.) öfter mit 'das' verbunden, z. B. alles, das er bedurfte, alles, das der Mensch begehrt. Genaueres findet man bei G. Rausch, Zur Gesch. d. deutsch. Gen. Gießener Diss. 1897. S. 59ff.

gleichgearteter Ausdrücke aus und erhielten eine ganz besondre Stellung, ja erstarrten oft derart, daß sie nur in der feststehenden Wortfolge ohne die geringste Änderung gebraucht werden konnten. So lassen sich in den Fügungen guter Dinge sein und eines schönen Tages die Eigenschaftswörter gut und schön kaum durch andere wie froh (froher Dinge sein) oder regnerisch (eines regnerischen Tages) ersetzen; ebensowenig gestattet der Ausdruck seines Weges gehen, daß man das Fürwort entfernt, oder die Verbindung willens sein, daß man eins hinzufügt.[1]) Sie sind eben versteinert gleich Baumstämmen, die Jahrhunderte lang im schützenden Schoße der Erde gelegen haben. Wie mannigfaltig aber die Verwendungsart des alten Wesfalles war, lassen uns manche Formeln noch erkennen. In gerades Wegs, rechter Hand liegt räumliche Bedeutung vor; in morgens, abends, jederzeit, nächster Tage, einstmals (eines mâles), stehenden Fußes, währendes Jahres (wofür wir jetzt meist während des Jahres schreiben) zeitliche; in Hungers sterben ist die Ursache ausgedrückt, in guter Laune sein die Eigenschaft, in des Todes, des Teufels sein der Besitz; bei Kaufmanns, Haschens, Tellerdrehens spielen finden wir den schon für ahd. Spiele gebrauchten Wesfall wieder; bei viel Aufhebens, nicht viel Federlesens machen, sich ein Leids antun den des Teilverhältnisses, bei zu Müllers gehen (= zu Müllers Hause, Eltern u. s. w.) und bei Eigennamen wie Jakobs (= Jakobs Sohn) den der Auslassung (Ellipse); endlich in Wendungen wie schnellen Schrittes, flugs, spornstreichs, unbesonnenerweise den der Art und Weise.

Weniger umfangreich sind die Spuren eines größern Gebrauchsumfangs bei den übrigen Fällen: derweile, dermaßen, allenthalben (allen halben, auf allen Seiten) sind anerkanntermaßen Wemfälle; morgen entspricht ahd. morgane am (nächsten) Morgen; daheime und heim in heimsuchen (im Heime suchen)

1) Man sagt des Landes verweisen (aber nicht des Reiches), seiner Sache gewiß sein (aber nicht dieser Nachricht), seines Reichtums nie recht froh werden (aber nicht der Ankunft des Freundes). Vgl. auch B. Delbrück, Jahrb. f. Philol. 1902 I, S. 322ff.

ist wohl wie domi und griech. oikoi ein Lokativ, ebenso heute (aus hiutu: hiu tagu, an diesem Tage) und heuer (aus hiu jâru, in diesem Jahre); endlich in heim (gehn) liegt der Wenfall des Orts, in nie (= ahd. ni eo, got. ni aiw, nicht in der Ewigkeit) der der Zeit vor.

181. Aus solchen vereinzelten und durch Absonderung vor dem Untergange bewahrten Biegungsformen sind in allen Sprachen die meisten Umstands- und Verhältniswörter hervorgegangen. Oft tragen sie noch deutlich die Merkmale ihres Ursprungs an der Stirn. Augenblicks, anfangs, rings, mittels, teils, behufs lassen sich leicht als Wesfälle von Hauptwörtern erkennen; ihnen schließen sich die von Eigenschaftswörtern gebildeten Formen links, rechts, bereits, anders, längst (= langes) an, ja nach ihrem Muster formte man sogar andre Ausdrücke um. Gellert gebraucht, wie die Mundart noch jetzt, die Zeitbestimmungen Vormittage und Nachmittage (= vor, nach dem Mittage), im jetzigen Nhd. heißt es aber dafür gewöhnlich vormittags, nachmittags; das Mhd. sagt gaehelîche und gaehelingen, unsere jetzige Schriftsprache jählings. Und ist nicht aus hinter Rücke (hinter dem Rücken) hinterrücks und aus vor Alters vor alters geworden? Hat sich nicht dieses Endungs-s sogar in weibliche Wörter (jenseits, diesseits: jene Seite, diese Seite) und in Wesfälle der Mehrheit (allerdings: aller Dinge) eingeschlichen?[1])

182. Selbst der erste Biegungsfall konnte erstarren, wenn das Bewußtsein seiner eigentlichen Geltung und Bedeutung nicht mehr lebendig war, namentlich in der Satzaussage. So braucht man 'Herr werden' nicht bloß von einer Person, sondern auch von mehreren, sagt also: sie wurden meiner (oder über mich) Herr (Herren). Ebenso verwendet man die Form 'voller' nicht mehr ausschließlich bei männlichen Hauptwörtern, sondern auch bei solchen, die ein anderes Geschlecht haben, z. B. eine Büchse voller Salz (statt eine Salzes volle Büchse).[2]) Ein gleiches gilt von selber (sie sagte selber für selbe), das nur noch in Ver-

1) Luther schreibt noch jensit, unterwegen, vollend, eilend u. a.

2) Nach einer andern Annahme ist voller zusammengezogen aus

bindung mit dem Geschlechtsworte (der-selbe, des-selben) seine Beweglichkeit behauptet (vgl. auch halber = wegen).

Andrer Art ist der Erstarrungsvorgang bei Wörtern, die formelhaft mit 'und' verbunden sind; sie entraten gewöhnlich des Geschlechtswortes und der Biegungsendung, mögen sie nun ähnliche oder entgegengesetzte Bedeutung haben oder einander ergänzen. Wir sagen bei Wind und Wetter, mit Herz und Hand, aber bei dem Winde, mit dem Herzen; in Stadt und Land, aber in der Stadt, auf dem Lande; in Haus und Hof, aber im Hause, auf dem Hofe; ebenso Hund und Hase entzog der Wald unsern Blicken, aber der Hund jagte den Hasen.

183. Hatten wir es bisher fast ausschließlich mit Eigentümlichkeiten im Gebrauche des Haupt- und Eigenschaftsworts zu tun, so gilt es nun auch einen Blick auf die Behandlung des Zeitworts im Satze zu werfen. In unserer nhd. Schriftsprache machen sich die Hilfszeitwörter in außerordentlicher Weise breit; der Rückertsche Spruch: 'Sechs Wörtchen nehmen mich in Anspruch jeden Tag: ich kann, ich muß, ich soll, ich will, ich darf, ich mag' gilt nicht bloß im sittlichen, sondern auch im sprachlichen Sinne. Das Ahd. und Mhd. verwendet dafür vielfach die Vorstellungsform des Zeitworts (Konjunktiv), vereinzelt auch das Nhd., z. B. bei er lebe hoch, es sei, es wäre möglich, seien wir klug u. a.; doch nimmt man zum Ausdruck des Wunsches, der Einräumung, der Möglichkeit und der Aufforderung jetzt meist Hilfskräfte in Anspruch: Er soll leben, es mag sein, es könnte möglich sein, wir wollen klug sein. Ferner stellt man eine Handlung oft als tatsächlich hin und setzt sie in die Wirklichkeitsform, wo wir die Vorstellungsform erwarten. So spricht man gewöhnlich: 'Ich fürchte, daß er krank wird' statt 'krank werde', und hält nur nach einer Zeitform der Vergangenheit das alte Verhältnis aufrecht: 'Ich fürchtete, daß er krank werde.' Dasselbe gilt von den Zeitwörtern des Hoffens und Meinens. Auch bei Zeitsätzen mit bis, ehe, bevor beobachten wir das stärkere Hervortreten der Wirklichkeitsform.

---

voll der, z. B. ein Tisch voller Bücher = ein Tisch voll der Bücher. Vgl. jedoch meine Abhandlung in Lyons Zeitschr. XV, S. 597ff.

Im Mhd. konnte man noch sagen: hie wirt mêr getân, ê sich dër tac verende (Nibel. 193, 3), ja selbst Luther schreibt noch Matth. 5, 18: 'Wahrlich, bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Titel vom Gesetze, bis daß es alles geschehe'; jetzt aber müßte es dafür heißen vergeht und geschieht.

184. In Gebietsaustausch stehen ferner die Nennform und das Mittelwort.[1]) Die Ausdrücke er bleibt liegen (für liegend), er wird schreiben (für schreibend) und er geht fischen (für fischend) erklären sich nur durch die Annahme, daß man sich daran gewöhnt hatte, beide Zeitformen als gleichwertig zu betrachten, weil man sie in Verbindungen wie ër gât suochende, ër kumt bitende und ër gât suochen, ër kumt biten nebeneinander im Gebrauche sah. Ein ähnliches Schwanken gewahren wir bei machen und fühlen. Schiller schreibt noch in der Jungfrau von Orleans I, 2: 'Sie machen uns den dürren Zepter blühn', wir aber ziehen jetzt blühend vor, und während die Verbindung: 'Ich höre, sehe ihn kommen' keinen Anstoß erregt, wird unser Sprachgefühl durch die Fügung: 'Ich fand ihn schreiben' (für schreibend) gestört. Nun verstehen wir auch die Angleichung des mit haben verbundenen Mittelworts der Vergangenheit an die Infinitivform in Wendungen wie: 'Ich habe ihn kommen hören, heißen, lassen, sehen; er hätte kommen können, sollen, müssen, dürfen' u. a. (= ich habe ihn kommen gehört u. s. f.)[2]); ebenso die im 18. Jahrhundert noch bekämpfte Redeweise: 'Der anzuerkennende Fleiß', die sich aus: 'Der Fleiß ist anzuerkennen (anzuerkennend)' entwickelt hat.

185. Wie die Gebrauchsweise der Biegungs- und Aussageformen ist auch die Wortfolge im Laufe der Jahrhunderte mehrfach geändert worden.[3]) In der Zeit, wo die Mannigfaltigkeit der Endungen noch für das richtige Erfassen des

1) F. Bech, Die Abschleifung des deutschen Partizipium Präs. u. sein Ersatz durch den Infin. Zeitschr. f. deutsche Wortforsch. I, S. 81 ff. und P. W. Merkes, Der nhd. Infinitiv als Teil einer umschriebenen Zeitform. Göttinger Dissert. Leipzig 1895.

2) Vgl. O. Erdmann, a. a. O. § 153.

3) Vgl. D. Sanders, Satzbau und Wortfolge in der deutschen

Abhängigkeitsverhältnisses Gewähr leistete, hatte es dem Redenden frei gestanden, die Wörter überall seinem Zwecke entsprechend zu stellen; seitdem aber die Biegungsformen verkümmerten, fühlte man sich häufig veranlaßt, aus Deutlichkeitsrücksichten auf diese Freiheit zu verzichten. Natürlich bildeten sich, als die Wortfolge geregelt wurde, bei den einzelnen Völkern Unterschiede heraus. So stellen die Romanen die Satzaussage meist gleich hinter den Satzgegenstand, wir aber rücken sie in untergeordneten Sätzen jetzt an den Schluß (vgl. 'er lebt auf großem Fuße' und 'du weißt, daß er auf großem Fuße lebt'). Das Eigenschaftswort der Beifügung hat in der ungebundenen Rede bei uns seinen festen Platz vor dem Hauptwort, bei den Romanen nur, wenn es eine im Begriffe desselben liegende Bestimmung enthält (z. B. it. bianca neve, weißer Schnee, aber pane bianco, Weißbrot); dagegen ist die Beifügung im Wesfalle bei den Töchtersprachen des Lateins hinter das regierende Hauptwort gebannt, während das Deutsche ihr gleich dem Englischen noch größere Freiheit der Bewegung läßt: 'des Kindes Traum' neben 'der Traum des Kindes' (vgl. engl. my fathers house).

Selbstverständlich sind diese Wortfolgegesetze erst nach und nach geschaffen worden, z. B. konnte man das Umstandswort, solange es noch in seiner Form durchweg vom Eigenschaftsworte geschieden war (ahd. scôno, aber scôni), in freierer Weise stellen, ohne eine Verwechslung mit diesem zu befürchten. Ferner war es im Mhd. allgemein möglich, das beigefügte Eigenschaftswort vor oder hinter das zugehörige Hauptwort zu stellen; es hieß gleich gut ein edeler man und ein edel man wie ein man edeler; gegenwärtig ist der dritte Fall nicht mehr möglich.[1]) Früher

Sprache. Berlin 1882; K. Olbrich, Goethes Sprache und die Antike. Leipzig 1891, S. 19—55; O. Erdmann, Grundzüge der deutschen Syntax. 1, S. 181—197.

1) Abgesehen von den oben erwähnten Wörtern voller, selber, halber. Die Wortfügung ein man edel ist mhd. wie nhd. altertümlich und dichterisch, dort besonders im Volksepos üblich, hier namentlich im Lied (Röslein rot, vom Himmel hoch). In ungebundener Rede macht sich jetzt nur noch die gehobene oder erregte Stimmung von

konnte man den Wesfall unbedenklich zwischen Geschlechtswort und Hauptwort setzen, z. B. im Nibelungenliede daz Sigemundes kint, daz Guntheres lant, der Sohn Siegmunds, das Land Gunthers; jetzt aber findet sich eine derartige Wortfolge nur in altüberlieferten Fügungen: der allerbeste Mann: der beste aller Männer, der Kölner Dom: der Dom der Kölner oder in der dichterischen Rede, so bei Goethe im Wanderer: 'den Fremdlings Reisetritt' und in Alexis und Dora: 'die seltene der zierlichen Bilder Verknüpfung'. Dagegen ist es noch gestattet, den Wesfall vor ein artikelloses Hauptwort zu setzen, allerdings mehr in stehenden Formeln (von Gottes Gnaden, aus aller Herren Ländern) und im höheren Stil, während Luther ganz gewöhnlich sagt 'mit deiner Söhne Weibern' u. a. Selten geschieht dies bei zwei Genetiven; vgl. z. B.: 'Die Stimme deines Bruders Bluts schreit zu mir von der Erde' (1. Mos. 4, 10) und Rückert in den geharnischten Sonetten (I, 2): 'Wie lang willst du dich winden unter deines Feinds Triumphrads Speichen?.'

186. Auch die Satzunterordnung[1]) hat sich erst allmählich ausgebildet. Das Kind redet nur in Hauptsätzen, die es womöglich alle mit und verbindet; der Mann aus dem Volke steht diesem Sprachzustande noch ziemlich nahe; das wenig beneidenswerte Vorrecht des Gelehrten aber ist es, sich mit Vorliebe in Nebensätzen zu ergehen. Ähnlich verhält es sich mit den Völkern. Wie sie selbst in früher Zeit kindlich sind, so auch ihre Sprache, die vorwiegend beigeordnete, unverschlungen aneinander gereihte Sätze aufweist. Das Gefühl beherrscht noch die Rede, der Verstand hat sie sich noch nicht untertänig gemacht. Sobald aber dieser seine Tätigkeit entfaltet und das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Hauptsächliche vom Nebensächlichen scheidet, treten die begleitenden Neben-

---

den Fesseln der herkömmlichen Wortstellung frei (Mann einziger, bester; Kerl verdammter). Kaufmännischer Brauch ist es zu sagen Mark hundert; erstarrte Wendungen sind Vater unser, mein Vater selig, ein Taler preußisch.

1) Vgl. E. Herrmann, Kuhns Zeitschr. XXXIII, S. 481 ff.

umstände hinter dem Faden der fortlaufenden Erzählung zurück und werden als geringwertig für den Gang der Handlung zu dienender Stellung herabgedrückt. Allerdings ist der Umfang der Unterordnung in den einzelnen Sprachen verschieden. Je reicher ein Volk mit Gaben des Gemüts bedacht ist und je mehr es sich kindliche Unbefangenheit bewahrt, um so stärker wird es geneigt sein, sich einfach auszudrücken und die Sätze wie Glieder einer Kette aneinander zu fügen, nicht wie Teile eines Rings. Dem festgefügten römischen Einheitsstaate entspricht die geschlossene lateinische Periode, wie dem lockern Staatenbunde Deutschlands das Nebeneinander gleichberechtigter Glieder in unserer Sprache. Aber so wenig Neigung das deutsche Volk zum Bau eines fest geschlossenen Satzes hat, so ist doch ein gewisser Fortschritt seit der ältesten Zeit nicht zu leugnen. Noch können wir aus erhaltenen Satzgefügen einfachster Art das ursprüngliche Verhältnis erschließen. Der Satz: 'Kommt er, so bin ich zufrieden' bietet in seinem ersten Teile eine Frage[1]), die erst in Verbindung mit den folgenden Worten den Sinn einer Bedingung annimmt, eben weil dadurch die Zufriedenheit bedingt ist. Sagen wir dafür: 'Käme er, so wäre ich zufrieden', so äußern wir in der ersten Hälfte einen Wunsch, der eigentlich durch ein Ausrufezeichen hinter 'käme er (doch)' gekennzeichnet werden müßte. Da auch hier von der Erfüllung des Wunsches die Zufriedenheit abhängt, so ist damit gleichfalls die Bedingung gegeben. Ebenso hat bei: 'Komm, so wirst du sehen' die Befehlsform komm den Sinn 'wenn du kommst' angenommen. In allen drei Sätzen ist die Unterordnung nur logisch, sie wird nicht durch ein besondres Fügewort zum Ausdruck gebracht. Einen Schritt weiter geht die Sprache in abhängigen Fragen und in Relativsätzen. Denn hier ist schon im Mhd. eine besondre

1) Vielfach ist noch die Frageform überliefert, z. B. bei Luther im Brief d. Jakobus 5, 13f.: 'Ist jemand gutes Muts? der singe Psalmen. Ist jemand krank? der rufe zu sich die Ältesten der Gemeine.' Zu beachten ist, daß hier der Bedingungssatz immer voransteht, während bei Fügungen mit 'wenn' auch die umgekehrte Reihenfolge eintreten kann (z. B. ich bin zufrieden, wenn er kommt).

Wortfolge üblich. Während die direkte Frage lauten würde: 'Was hast du getan?', heißt es im abhängigen Satze: 'Ich frage dich, was du getan hast'. So hat sich wohl auch die Wortfolge im Relativsatz folgendermaßen entwickelt: 'Der Garten ist schön, den habe ich gesehen'; dann: 'Der Garten ist schön, den ich gesehen habe', und mit noch freierer Wortfolge: 'Der Garten, den ich gesehen habe, ist schön'. Ähnlich erklärt sich die Unterordnung der Absichtssätze mit damit u. a. Aus 'Ich habe ihm Brot gegeben; damit kann er sich satt essen' ist schließlich der Satz: 'Ich habe ihm Brot gegeben, damit er sich satt essen kann' hervorgegangen; dasselbe gilt von Zeitsätzen mit indem, nachdem, seitdem, bevor (= vorher), ehe (= eher), dieweil (= diu weile), aber auch von andern wie den mit sofern, insoweit, zumal (ze mâle), falls eingeleiteten. Das hinweisende Wort konnte indes auch im ersten der beiden Sätze stehen. Für: 'Ich weiß: er ist gut' ließ sich auch sagen: 'Das weiß ich: er ist gut' oder: 'Ich weiß das: er ist gut'. Sobald man nun noch das Zeitwort des zweiten Satzes an den Schluß stellte, war auch der letzte Schritt zur Unterordnung getan: 'Ich weiß, daß er gut ist'. Denn das und daß sind von Haus aus gleich gewesen und erst später aus Rücksicht auf die Deutlichkeit durch die Schreibweise geschieden worden. Doch auch damit war der Vorgang noch nicht abgeschlossen. Bald nutzten sich die neugeschaffenen Fügewörter ab, und man fühlte das Bedürfnis, sie nachdrucksvoll zu verstärken. Es geschah dies wieder durch vorbereitende Glieder. Der Satz: 'Er ruft, daß es alle hören', konnte durch ein eingeschobenes 'so' wirksamer gemacht werden. 'Er ruft so, daß es alle hören', ja dieses so konnte nunmehr wieder mit dem daß verwachsen zu sodaß: 'Er ruft, sodaß es alle hören'. Auf diese Weise erklärt sich die Entstehung der Fügewörter sobald als, sowie, auch wenn u. a. Sie verdanken also gleich den oben besprochenen dem Umstande ihre Form und Geltung, daß sich die eigentliche Bedeutung der zugrunde liegenden (Für- und) Umstandswörter im Bewußtsein verdunkelte und in Vergessenheit geriet.

C. Schluß.

187. So haben wir denn an der Hand der Sprachgesetze die wichtigsten Gebiete des deutschen Sprachlebens kennen gelernt und die Schönheiten deutscher Redeweise nach Kräften gewürdigt; wir können es daher begreiflich finden, daß die besten von Germanias Söhnen, zumal in den Zeiten schwerer äußerer Bedrängnis Deutschlands, immer und immer wieder die Muttersprache mit begeisterten Lobsprüchen verherrlicht haben.[1]) Klopstock und Rückert, Uhland und Schenkendorf, Arndt und Geibel, Klaus Groth und Ad. Stöber sowie viele andre stimmen herrliche Lieder zu ihrem Preise an und wissen ihre großen Schönheiten mit beredtem Munde zu feiern. Sie bezeichnen sie als die reichste aller Zungen, wie Lenzwind schmeichelnd, stark wie Wetterdröhnen, nennen sie wonnesam und traut, tief und schwer an Sinn und Geist, in ihren Bildungen unendlich frei und beweglich, in ihren Färbungen und Beleuchtungen der innern und äußern Welt unendlich vielseitig und mannigfaltig; auch ermahnen sie das deutsche Volk, ihr die Reinheit, Klarheit und Feinheit immer zu geben, die aus dem Herzen stamme; sie solle alle Zeit das Wort der Treue und ein Hort der Wahrheit sein. Halten wir sie darum hoch als teures Vermächtnis der Väter und stimmen erhobenen Gefühles mit ein in die schönen Worte des Sängers:

'Muttersprache deutschen Klanges,
O wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heil'ge Laute gabst du mir.
Sollt' ich deine Fülle missen,
O mich kränkte der Verlust
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der warmen Mutterbrust!'

---

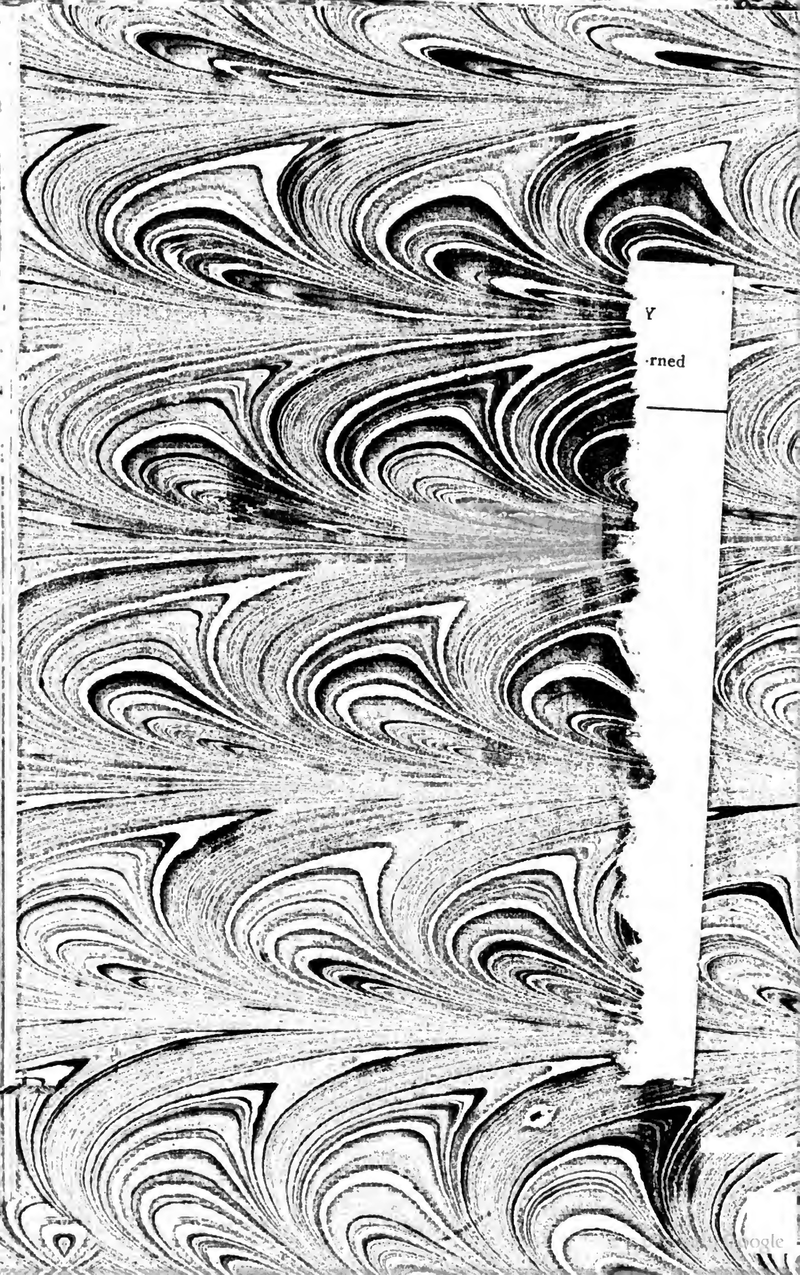
1) Vgl. auch Deutscher Sprache Ehrenkranz. Was die Dichter unserer Muttersprache zu Liebe und zu Leide singen und sagen. Berlin 1898.

1. Wörterverzeichnis.

(Die angegebenen Zahlen bezeichnen die betreffenden Seiten.)

---

2. Sachverzeichnis.


Y
·rned

